



27. Juni 1927

LUDWIG QUESSEL • DIE NEUE WELTPOLITISCHE SITUATION

ZWISCHEN der März- und der Junitagung des Völkerbunds hat sich eine starke Umgestaltung der auswärtigen Beziehungen Europas vollzogen. Das ließ die 45. Session des Völkerbundsrats, die die Tage vom 13. bis zum 17. Juni füllte, deutlich erkennen. Der Ausgangspunkt dieser Umgestaltung ist *England*. London hat seine schützende Hand von Berlin abgezogen und mit Moskau radikal gebrochen. Es bleibt selbst fraglich, ob Rußland noch länger auch nur seine Handelsbeziehungen mit England wird aufrechterhalten können. Nicht minder deutlich als Moskau ist Berlin von London fallen gelassen worden. Und nicht erst während der letzten Ratstagung in Genf, die nach dem Urteil des Vorwärts zu einer außenpolitischen »Pleite« des Kabinetts Marx-Stresemann geführt haben soll. Schon die Silberne Hochzeit der Entente cordiale, die in den Maitagen in London gefeiert wurde, gestaltete sich zu einer unmißverständlichen Absage Englands an Deutschland. London ist wieder nach Paris zurückgekehrt, nachdem es eingesehen hat, daß alle seine Anstrengungen mit deutscher Hilfe Frankreich und seine Alliierten auf dem Weg der Abrüstung einseitig zu entwaffnen erfolglos bleiben.

Die langsam und offenbar auch recht schwer gewonnene Einsicht Englands, daß es mit *Frankreich* gehen müsse, um seine Weltgeltung ungemindert zu behaupten, versetzt die deutsche Politik in eine peinliche Lage. Deutschland ist jetzt mit seiner außenpolitischen Übung: die deutsch-französische Annäherung immer nur so lange und so weit zu betreiben als dafür das Plazet Englands zu erlangen war, am Ende seines Lateins angekommen. Was hier schon lange vorausgesagt wurde, ist jetzt eingetroffen: Der Quai d'Orsay demonstriert jetzt der Wilhelmstraße, daß, wenn er seine Politik englischen Wünschen anpassen soll, er es wirklich nicht nötig hat den Umweg über Berlin zu nehmen, sondern daß Paris eine solche Politik auch ohne Berliner Unterstützung allein mit London machen kann. Es scheint, als ob Briand eingesehen hätte, daß man in Berlin sich nicht entschließen kann Politik im Geist von Thoiry, das heißt folgerichtige Kontinentalpolitik, zu treiben, und dieser Erkenntnis gefolgt wäre, indem er als ihre Konsequenz die Entente cordiale mit England erneuern ließ.



EIN Zweifel kann bestehen, daß die Genfer Woche im Zeichen der Entente cordiale stand. Das erwies sich vor allem *Deutschland* gegenüber. In den deutschen Fragen war die Haltung Frankreichs und Englands durchaus einheitlich. Wie Frankreich so lehnte auch England es ab auf eine Kontrolle der Zerstörungen der Ostfestungen zu verzichten und sich mit der Besichtigung von Photographieen zu begnügen. Was die Haltung Frankreichs zu dieser Frage betrifft, so muß gesagt werden, daß das Kabinett Poincaré in dieser Frage durchaus das deutsche Nationalgefühl schonen wollte. Es sei darauf verwiesen, daß das französische Auswärtige Amt am 15. Juni im Temps ausdrücklich betonen ließ, daß die Alliierten nicht einen Augenblick daran gedacht hätten die offizielle Erklärung der deutschen Regierung in Zweifel zu ziehen, sondern daß es ihnen lediglich darauf ankomme durch eine einwandfreie Feststellung der durchgeführten Zerstörungen jedes Mißverständnis aus der Welt zu schaffen. Im Geist der Rücksichtnahme auf deutsche Empfindungen war auch die Lösung gehalten, die in den Besprechungen zwischen Stresemann und Briand gefunden wurde. Die Kontrolle der Beseitigung der 88 Befestigungswerke im Osten soll so erfolgen, daß Deutschland »von sich aus« und »aus eigener Initiative« gegen die ausdrückliche Zusicherung der Gegenseite, daß es sich hier um einen Ausnahmefall handle, der niemals als Präzedenzfall dienen darf, militärische Sachverständige der hauptsächlich interessierten Mächte zur Besichtigung einlädt.

Wie bei dieser Frage stand England an der Seite Frankreichs auch bei der Vertretung des Standpunkts, daß die Rheinlandräumung in Genf nicht zur Verhandlung gestellt werden dürfe, und die Verminderung der Truppen im besetzten Gebiet von bestimmten Bedingungen abhängig sei, die Deutschland noch zu erfüllen habe. Entsprechend dieser Stellungnahme Englands, die den britischen Verzicht auf ein Ausspielen Deutschlands gegen Frankreich darstellt, ist denn auch das amtliche Communiqué vom 15. Juni stilisiert, das besagt, die Locarnomächte hätten die »in der Schwebelage gebliebenen Fragen geprüft und festgestellt, bis zu welchem Punkt die Erfüllung einiger dieser Fragen gelangt ist, und für die übrigen sich über die Mittel und Wege geeinigt, um ihre Erledigung innerhalb einer möglichst kurzen Frist sicherzustellen«. Dem Sinn nach will diese Meldung besagen, daß England und Frankreich bereit sind die Besatzungsarmee im Rheinland um ungefähr 10 000 Mann zu reduzieren, sobald die von Deutschland hierfür geforderten Gegenleistungen nicht nur zu einem Teil sondern im vollen Umfang erfüllt sind. Zu beachten ist, daß entsprechend dem französisch-englischen Übereinkommen die Rheinlandräumung in Genf überhaupt nicht zur Sprache gekommen ist, weder in den Ratsverhandlungen noch in den Ministerbesprechungen. Daran hat auch die 2stündige Aussprache über »alle schwebenden Fragen«, die am 18. Juni nach Schluß der Ratstagung zwischen Stresemann und Chamberlain stattfand, nicht das mindeste geändert. Gewiß wird auch in Zukunft die Locarnopolitik fortgesetzt werden, und die Verminderung der französisch-englischen Besatzungsarmee am Rhein wird zweifellos unmittelbar nach Erfüllung der deutschen Gegenleistungen vor sich gehen. Aber die vorzeitige Rheinlandräumung, die nicht zum Geist von Locarno sondern zum Geist von Thoiry, das heißt zur Kontinentalpolitik, gehört, steht im Zeichen der Entente cordiale für London nicht mehr zur Diskussion.

Eine besondere Beachtung verdient der Trostpreis, der Stresemann in Genf zuteil wurde. Man weiß, daß die schönen Artikel, die vor Jahr und Tag die liberale Presse Englands für die Vertretung des Deutschen Reichs in der Völkerbundskommission für Kolonialmandate veröffentlichte, in England längst vergessen sind. Von konservativer Seite ist diesem Anspruch Deutschlands in England ja ohnehin immer entschieden widersprochen worden. Wie sich England kurz vor der Junitagung zu dieser Frage verhielt, zeigen die Berichte über den Besuch des britischen Kolonialministers Amery in Paris, der dazu bestimmt war die Entente cordiale auf das koloniale Gebiet auszudehnen. Mehrmals soll Amery dort erklärt haben, Deutschland müsse »die Hoffnung auf Rückgabe seiner Kolonien endgültig aufgeben«. Dementsprechend war die Haltung Austen Chamberlains in Genf. Vorwärts und Sozialdemokratischer Pressedienst berichteten übereinstimmend, daß der Hauptwiderstand gegen die Aufnahme Deutschlands in die Kommission für Kolonialmandate von England ausgegangen sei. Briand ist es sicher nicht leicht gefallen den englischen Widerstand wenigstens so weit zu überwinden, daß er Stresemann tröstend versichern konnte, England habe seinen Einspruch gegen eine Befragung der Kolonialmandatskommission, ob die Zulassung Deutschlands in diese Körperschaft zweckmäßig sei, fallen gelassen.

Zieht man das Fazit der Genfer Juniwoche von dem Gesichtspunkt aus, wie sich England zurzeit zu den deutschen Wünschen stellt, so wird man sagen müssen, daß London von der vorzeitigen Räumung des Rheinlands nichts mehr hören will, daß es wie Frankreich zu einer Herabsetzung der Effektivstärke der Besatzungsarmee nur dann geneigt ist, wenn Deutschland alle vereinbarten Leistungen erfüllt hat, daß es auf einer Kontrolle der Befestigungszerstörungen im Osten nicht minder hartnäckig besteht als Polen, und daß es den Eintritt Deutschlands in die Kolonialmandatskommission nichts weniger als begünstigen wird. Die Unterstützung deutscher Ansprüche von englischer Seite gehört der Vergangenheit an. Da England in der gegenwärtigen weltpolitischen Situation Frankreich notwendig braucht; läßt es Deutschland, das sich für England im Ruhrkrieg bis nahe zum politischen und ökonomischen Zusammenbruch ruinierte, seelenruhig fallen.



MAN wird gut tun sich klarzumachen, was diesen Stellungswechsel Englands, der die Blümenträume Stresemanns so jäh vernichtete, eigentlich hervorgerufen hat. Dabei wird man sich in erster Linie an die Schwierigkeiten erinnern müssen, die England in China zu bestehen hat. Es darf nie vergessen werden, daß, worauf Lord Curzon in seinen Schriften und Reden immer wieder mit Nachdruck hingewiesen hat, Großbritannien vor allem ein asiatisches Reich ist. Man bilde sich nun nicht ein, daß es seine Konzessionen im Jangtsetal freudigen Herzens aufgegeben hat. Kaum hatte Austen Chamberlain am 9. Mai im Unterhaus mitgeteilt, daß die Nankinger Ereignisse dem siegreichen Vormarsch der Kuomingtang Halt geboten, wenn sie ihn nicht ganz zum Scheitern gebracht hätten, und daß die Regierung in Hankau augenblicklich kaum mehr bedeute als den Schatten eines Namens, so wurden auch in London sofort Stimmen laut, die die Rückkehr Englands zum alten Kurs in China verlangten. Bald zeigte sich jedoch, daß Austen Chamberlain zu früh jubiliert hatte. Ehe noch der Präsident Doumergue zur Feier der Silbernen Hochzeit der Entente cordiale mit Briand in London eintraf, war

dorthin schon die Trauernachricht aus China gelangt, daß die Spaltung der Kuomintang in einen nationalistischen und einen kommunistischen Flügel deren Aktionskraft gegen England keineswegs aufgehoben habe. Wie sehr sich Austen Chamberlain über das, was sich in China abspielte, getäuscht hatte, ergibt sich daraus, daß die Armeen Hankaus, denen er am 9. Mai im Unterhaus jede Bedeutung absprach, einen Monat später im Herzen des mittlern Nordchinas standen, wo der Eisenbahnschnittpunkt Tschengtschau dank dem gleichzeitig vom Westen her unternommenen Vorstoß des Generals Feng in ihre Hände fiel, während die Vorhut Tschiangkaischeks bereits an die Tore der Provinz Schantung, deren Hauptstadt Peking ist, klopfte. Angesichts des Szenenwechsels, der sich überraschend schnell nach dem Abfall Tschiangkaischeks von der Hankauregierung vollzog, mußte selbst die probritisch gesinnte deutsche Presse zugeben, daß beide Flügel der Kuomintang offenbar in Tschangtsolin und England ihren gemeinsamen Gegner sehen. »Es scheint«, so schrieb die Frankfurter Zeitung am 3. Juni, »daß die beiden in politische Gegnerschaft geratenen Gruppen einen militärischen Burgfrieden abgeschlossen haben, in der richtigen Erkenntnis, daß geistige Gegensätze ja eigentlich nicht mit der Gewalt des Schwertes sondern mit geistigen Waffen ausgetragen werden sollten, und ihre Austragung deshalb bis zur endgültigen Niederwerfung des gemeinsamen Feindes vertagt werden könne.« So viel steht fest, daß der in England mit Jubel begrüßte Abfall Tschiangkaischeks von der Hankauregierung London nicht die Erleichterung brachte, die es von diesem Ereignis erwartet hatte. Vom Gelben Fluß, den die wiedergeeinigten Kuomintangtruppen erreicht haben, bis Peking ist zwar noch ein weiter Weg. Nichtsdestoweniger begreift man, daß die von geheimnisvollen Kräften getragene nationale Freiheitsbewegung in China, die aus jeder Spaltung neue Kräfte zu saugen scheint, heftige Nervosität in London erregt. Und zwar um so mehr, als die Wege Japans in China unübersehbar dunkel sind. Kein vertragsmäßiges Band verbündet London heute mehr mit Tokio. Andrerseits weiß London, daß Frankreichs Stimme viel in Tokio gilt. Will England mit Japan in neue Beziehungen treten, so braucht es dazu als Vermittler Frankreich, das auch mit ansehnlicher Flottenmacht vor Schanghai liegt, aber bei weitem nicht so verhaßt in China ist wie England, weil die französischen Staatsmänner im Gegensatz zu den englischen immer ein weitgehendes Verständnis für das chinesische Nationalgefühl gezeigt und keinerlei Prestigepolitik in China getrieben haben.

Nicht weniger als in China hat England die Unterstützung Frankreichs in Ägypten nötig. In allen Ländern älterer Kultur, die der britischen Herrschaft unterstehen, bereitet die nationale Bewegung dem Foreign Office ernste Sorgen. In Ägypten suchte England die Schwierigkeiten zu überwinden, indem es durch die Akte von 1922 im Prinzip die Unabhängigkeit des Landes anerkannte. In der Praxis ist es jedoch um die ägyptische Unabhängigkeit schlecht bestellt. Ausgenommen von der Selbstbestimmung der ägyptischen Bevölkerung blieben nämlich die Sicherung der Verkehrswege, die Landesverteidigung, die auswärtige Vertretung und schließlich der Sudan, den England völlig uneingeschränkt für sich beansprucht, obwohl dieses Gebiet die Quellen des Nils, der Lebensader Ägyptens, in sich schließt. Es liegt in der Natur der Sache, daß dieses geringe Maß der Unabhängigkeit Ägypten nicht zufriedenstellen konnte. Die stärksten Reibungen mit England verursacht die britische Inspektion der ägyptischen Armee. Solange diese be-

sicht, fühlt sich Ägypten als besetztes Gebiet. Im November 1924 wurde der britische Oberinspektor Sir Lee Stack von ägyptischen Nationalisten ermordet. Die daraufhin vorgenommene Auflösung der Kammer brachte England aber auch keine Entspannung der Lage. Die Neuwahlen ergaben eine große Mehrheit der Parteigänger Sagluls, die England Feindschaft geschworen haben. Auch die im vorigen Jahr gewählte Kammer weist wieder eine Zweidrittelmehrheit der Wafdisten auf, die in England den Todfeind Ägyptens sehen, die absolute Unabhängigkeit ihres Landes von England erstreben und zunächst die Abberufung des Sirdars, des britischen Oberinspektors der ägyptischen Armee, verlangen, worauf die britische Regierung, wenn sie die Kontrolle über den Sueskanal behaupten will, natürlich nicht eingehen kann. Zu welcher Schärfe der Gegensatz in Ägypten gediehen ist, zeigt der Umstand, daß England zur Abweisung der Forderung der Wafdisten eine Flottendemonstration vor Alexandrien nicht glaubte entbehren zu können. Der Konflikt soll zwar einstweilen beigelegt sein. Aber Ägypten stände ohne Zweifel sehr schnell in Flammen, wenn es der nationalen Bewegung, die sehr gut organisiert zu sein scheint, gelänge eine Mittelmeer-macht als Alliierten zu gewinnen. Schon ein schärferer Gegensatz zwischen England und Frankreich ist geeignet ungünstige Rückwirkungen auf die englische Herrschaft in Ägypten auszulösen, die der überwiegende Teil der heimischen Bevölkerung als rechtswidrige Fremdherrschaft empfindet.

Es liegt nun aber auch Grund zu der Annahme vor, daß geheime Fäden der nationalen Bewegung von Kairo nach Calcutta laufen. Fast alle Europäer nichtbritischer Nationalität, die die Möglichkeit hatten mit indischen Nationalisten in Verbindung zu treten, bestätigen, daß der Haß gegen England auch in *Indien* eine seltene Intensität erreicht hat. Man begreift daher, daß England zur selben Zeit, wo es mit großer Flottenmacht vor Schanghai liegt und vor Alexandrien zu einer Flottendemonstration schreiten muß, eine stärkere Rückendeckung in Europa braucht als sie ihm Deutschland und Italien zu bieten vermöchten; ganz abgesehen davon, daß Rom, anders als Berlin, durchaus nicht geneigt ist ohne weiteres in britische Dienste zu gehen.

UND nun der Bruch Englands mit *Rußland*. Daß er lediglich aus innenpolitischen Gründen erfolgte, ist wenig wahrscheinlich. Wie es auch um den bolschewistischen Einfluß auf die Seele des britischen Arbeiters stehen mag, er ist sicherlich nicht so groß, daß er eine ernstliche Gefahr für die Wirtschaft Englands bildet. Zudem wird eine Regierung, die sich stark genug fühlt in dem Land ältester Gewerkschaftstradition ein Gesetz gegen die Gewerkschaften dem Parlament vorzulegen, wohl auch über innenpolitische Machtmittel verfügen, um sich der Agitation der Dritten Internationale unter der britischen Arbeiterschaft zu erwehren. Man wird daher einstweilen daran festhalten müssen, das der außenpolitische Akt wohl auch außenpolitische Beweggründe gehabt hat. Die Moskauer Politik ging in letzter Zeit darauf aus das britische Weltreich zu beunruhigen, seinen stolzen Bau dadurch zu erschüttern, daß sie die nationale Bewegung sowohl in den eigentlichen britischen Kolonien (Indien, Ägypten) als auch in den britischen Einflußzonen (Persien, China) immer stärker anzufachen und auf ihren Verlauf Einfluß zu nehmen suchte. Der Abbruch der diplomatischen Beziehungen zu Rußland ist sicher nur der erste Schritt einer neuen britischen Rußlandspolitik.

Daß die russische Frage in Genf bei den Ministerbesprechungen eine große Rolle gespielt hat, geht aus den Meldungen hervor, die nach dem Beginn der Ratstagung die Spalten der europäischen Presse füllten. Es sei daran erinnert, daß der französische Journalist Marcel Ray am 15. Juni im Genévois einen Artikel veröffentlichte, in dem die Idee einer internationalen Konferenz über das russische Problem aufgeworfen wurde, um Moskau begreiflich zu machen, daß Europa nicht hilflos den Machenschaften der Dritten Internationale ausgeliefert sei. Sicherlich ist dieser Gedanke nicht von Paris ausgegangen sondern in Kreisen entstanden, die britische Wünsche zu erraten bemüht sind. Die russische Frage soll in Genf auf der Konferenz der Rheinpaktmächte eingehend diskutiert worden sein. Dichtes Geheimnis bedeckt die Richtung der britischen Wünsche. Vielleicht sind sie in Genf auch gar nicht klar ausgedrückt worden. Austen Chamberlain wußte schon vor Genf, daß die Entente cordiale mit Frankreich sich nicht auf das russische Problem ausdehnen läßt. Vandervelde betonte am 17. Juni gegenüber einem Vertreter des Sozialdemokratischen Pressedienstes, daß nach der französischen Auffassung »es geradezu verhängnisvoll wäre für die friedliche Entwicklung Europas, wenn eine Regierung auf den Gedanken verfiel etwa wieder jene Methoden zu empfehlen, die zu der Zeit der Denikin- und Wranglexpeditionen gang und gäbe waren«. In Moskau ist man der Überzeugung, daß London gerade diese Methoden, von denen Frankreich nichts wissen will, weil sie nicht zum Sturz des Bolschewismus, wohl aber zu neuem Ruin Rußlands führen würden, wieder gern verwenden möchte, um den russischen Einfluß überall dort, wo er für England unbequem ist, auszuschalten. Man klagt in Moskau England an die Attentate auf Wojkow, Opanskij und Turow veranlaßt zu haben, und die bolschewistische Regierung begründet damit die erneute Anwendung des furchtbaren "roten Terrors". Dazu bemerkt die bürgerliche Presse Deutschlands, daß, wenn auch der russische Vorwurf, daß England Attentate finanziere, unsinnig sei, so doch der Abbruch der diplomatischen Beziehungen zu Rußland eine Atmosphäre geschaffen habe, die Attentate begünstige.

Es scheint also festzustehen, daß die Wege Frankreichs und Englands in der russischen Frage weit auseinandergehen. Nichtsdestoweniger oder gerade deshalb verschärft der russisch-englische Konflikt die Abhängigkeit Londons von Paris außerordentlich. Die britische Weltgeltung müßte einen schweren Stoß erleiden, wenn Paris den Konflikt Londons mit Moskau zu einer Annäherung an Rußland ausnutzen wollte. London muß bei der gegenwärtigen weltpolitischen Lage froh sein, wenn ihm die Entente cordiale die Sicherheit bringt, daß Paris auf die Versuche Tschitscherins eine engere Annäherung zwischen Paris und Moskau herbeizuführen nicht eingeht.

GENF hat im Juni bestätigt, was im Mai in London vor sich ging. England kann es sich angesichts der chinesischen, ägyptischen und russischen Feindschaft nicht mehr gestatten Deutschland und Italien gegen Frankreich auszuspielen. Es ist zurzeit auf das Wohlwollen Frankreichs angewiesen. In Paris gibt man sich über die Gründe der britischen Freundschaft auch kaum Illusionen hin. Man bleibt dort immer geneigt sowohl mit Italien als auch mit Deutschland eine offene, richtige Kontinentalpolitik zu machen, die beiden Staaten zu wirklicher Weltgeltung verhülfe, während sie sonst in der Weltpolitik doch

nicht viel mehr als Vasallen des britischen Weltreichs sein können, von England mit Hoffnungen auf Geschenke genährt, die sich immer noch als bloße Schaugerichte erwiesen haben. Daß Frankreich heute noch bereit ist mit Deutschland zusammenzuarbeiten, zeigt auch die (in Deutschland fast durchweg verkannte) Rede, die Poincaré am 19. Juni in Lunéville hielt: Sie enthält zwar, den Umständen des Orts entsprechend, scharfe Wendungen gegen die Kaiserliche Regierung, aber kein Wort des Angriffs gegen das deutsche Volk. Maximilian Harden traf ihren Sinn genau, wenn er am 23. Juni in einer Zuschrift an die Berliner Zeitung am Mittag ausführte, über den Zweck der Rede könne dem unbefangenen lesenden Politiker »kein Zweifel bleiben: sie sollte dem Redner eine Brücke der Verständigung mit Deutschland bauen«. Poincaré fordert von Deutschland Sicherheit und Erfüllung des Dawesplans. In den Abbau der Besatzungstruppen, in nahe Räumung des Rheinlands, in vorbehaltlose Locarnisierung der französischen Gesamtpolitik will er willigen, wenn Deutschland diese beiden Bedingungen erfüllt. Der Weg steht uns also immer noch offen. Wird man in Berlin, wo die Einsicht vielleicht nicht fehlt, endlich sich ein Herz fassen ihn zu beschreiten?

MAX COHEN · DER EUROPAWEG DER WIRTSCHAFT · AUCH EIN NACHWORT ZUR GENFER WELTWIRTSCHAFTSKONFERENZ



ES konnte von vornherein keinem Zweifel unterliegen, daß die Weltwirtschaftskonferenz in Genf, an der sich rund 50 Nationen beteiligten, nicht in der Lage war Beschlüsse zu fassen, die eine unmittelbare Wirkung auf die Wirtschaft der Welt ausüben würden. Derartige Konferenzen können immer nur die Aufgabe vorberatender, Material sammelnder Körperschaften haben, also es bestenfalls dazu bringen den Regierungen der Staaten auf Kompromissen beruhende Beschlüsse und allgemeine Richtlinien zu unterbreiten, deren Befolgung von der Haltung der Regierungen, der politischen Parteien und der Wirtschaftsvertreter der einzelnen Länder abhängt. Nichtsdestoweniger kann der geistige und moralische Einfluß solcher Konferenzen sehr groß sein, wenn sie mit ihren Erörterungen und Resolutionen Angelegenheiten treffen, deren Erledigung brennend geworden ist. Die wichtigste solcher Gegenwartsfragen, die am dringendsten eine Antwort erheischt, ist die Not Kontinentaleuropas, dessen wirtschaftliche Zerrissenheit und politische Uneinigkeit aktivste Neugestaltungsarbeit erfordert, wenn der alte Erdteil nicht immer weiter zurückgeworfen werden soll.

Wenn die Genfer Beratungen sich auch im Rahmen einer Welt-, nicht einer europäischen Konferenz abspielten, so war das für die vorschauende Behandlung europäischer Probleme durchaus kein Hindernis. Der Erörterung außereuropäischer Dinge, die naturgemäß nicht so viel Zeit beanspruchte, brauchte man dabei keineswegs aus dem Weg zu gehen. Im Völkerbund liegen die Dinge ja ganz ähnlich: Auch dort stehen meist europäische Fragen im Vordergrund. So sollte es auch hier sein. Dieser Auffassung war offensichtlich auch der Anreger der Weltwirtschaftskonferenz, der frühere französische Minister und Großindustrielle Louis Loucheur, und sein vielumstrittener Antrag die internationalen Kartelle einer internationalen Kon-

trolle zu unterwerfen, kann überhaupt nur unter spezifisch europäischen, besser gesagt: kontinentaleuropäischen, Gesichtspunkten verstanden und gewürdigt werden. Man hat den französischen Delegierten, besonders leider in der deutschen Presse, vorgeworfen, sie hätten ihre Kartellanträge in der Hauptsache deshalb eingebracht, um hinter ihnen ihre unmittelbaren protektionistischen Absichten zu verbergen. Gewiß, Frankreich ist in seiner Wirtschaftspolitik protektionistisch. Doch diesen Protektionismus teilt es mit vielen anderen Staaten, und ein Sozialist hat zu allerletzt den Beruf antiprotektionistisch zu sein und für das manchesterliche *laissez faire* in den wirtschaftlichen Beziehungen der Völker zu einander einzutreten. Wie aber beispielsweise das tatsächliche Wirtschaftsverhältnis zwischen Deutschland und Frankreich aussehen wird, das kann man erst *nach* Beendigung der deutsch-französischen Handelsvertragsverhandlungen wissen, und so lange sollte man auch mit seinem Urteil über die angebliche Unmöglichkeit deutsche Waren nach Frankreich einzuführen zurückhalten. Sollten aber Loucheur, der sich schon öfters als guter Europäer gezeigt hat, nicht doch noch andere Absichten geleitet haben? Kann sein Kartellantrag nicht auch als Mittel und Anfang einer sich langsam anbahnenden kontinental-europäischen Wirtschaftsverständigung gedacht gewesen sein? Denn schließlich war es die wichtigste Aufgabe der Konferenz in Genf für die europäische Wirtschaftsverständigung geistige Vorarbeit zu leisten und ihr mit praktischen Vorschlägen Verwirklichungsmöglichkeiten zu zeigen.

Man kann die europäische Wirtschaftsverständigung von 2 Seiten her anfassen: auf zollpolitischem Weg und durch in Kartell- oder kartellähnliche Form gekleidete industrielle Arbeitsgemeinschaften. Sicherlich haben Kartelle ein doppeltes Gesicht. Sie können sowohl Gewerbezusammenfassungen intensiv-rationellster Produktionsmethoden wie auch monopolistische Gebilde zur Ausbeutung von Arbeitern und Verbrauchern sein. Daß sie unentbehrliche, moderne, in zukünftige Wirtschaftsform hinüberleitende Wirtschaftskörper und so, wie hier oft klargelegt wurde, Ansätze eines, wenn auch nicht beabsichtigten, so doch objektiven Sozialismus darstellen, hat man jetzt ja auch in der offiziellen Leitung unserer Partei einzusehen begonnen, und Rudolf Hilferding hat diese neue Einsicht auf dem Parteitag in Kiel vorgetragen. Das Mißtrauen der Arbeiter gegen die Kartellwirtschaft ist deshalb auch nicht grundsätzlicher Natur sondern durch das tatsächliche wirtschaftliche Gebaren der Kartelle selber bedingt. Wenn es auch öfter Kartelle gegeben hat, die ihre Machtstellung zur bloßen Hochhaltung der Preise und zu zeitweiliger Begünstigung rückständiger Betriebsmethoden in einzelnen Unternehmungen mißbraucht haben, so ist die Beibehaltung solcher verkehrten Tendenz nicht allzu lange möglich. Einmal ist es für die Dauer auch vom reinen Erwerbsstandpunkt aus das vorteilhafteste auf die Senkung der Preise und damit die Steigerung des Konsums hinzuarbeiten. Sodann aber würden, auch bei einer nur partiellen Konservierung unökonomischer Methoden, ganz von selber Außenseiter entstehen, die die Weiterführung einer schlechten Kartellwirtschaft verhinderten.

Es war deshalb kaum zu verstehen, weshalb die Vertreter der deutschen Industrie, im Gegensatz zu den Arbeitervertretern sich in Genf jeder Kartellkontrolle widersetzen, um so weniger, als ohne eine Kontrolle die Arbeiterklasse für den Kartellgedanken nicht gewonnen werden kann. Gegen deren

dauernden Widerstand läßt sich aber die Kartellwirtschaft weder politisch noch wirtschaftlich durchsetzen. Die Kontrolle kann sehr wohl so eingerichtet werden, daß sie wirklich nur das Rückständige trifft und moderner Betriebsführung keine Schwierigkeiten bereitet sondern Unterstützung bringt. Das deutsche Unternehmertum täte daher gut, seinen Widerstand gegen eine Kontrolle der Kartelle aufzugeben. Es war charakteristisch, daß in Genf die deutschen Industrievertreter den Engländern in dieser Frage mit der Begründung geradezu Handlangerdienste leisteten, daß eine etwaige Kontrolle den an den Kartellen beteiligten Ländern vorbehalten bleiben müsse. Das ist im Prinzip durchaus richtig. Nur hätte man sich, wenn der Loucheursche Vorschlag auch formal eine ganz allgemein als international bezeichnete Kontrolle vorsah (im Rahmen des Völkerbunds war das ja nicht gut anders möglich) sagen müssen, daß die faktische Kontrolle selbstverständlich nur durch die beteiligten Länder erfolgen werde. Daß in der Praxis nicht anders verfahren werden kann, hätte man schon aus dem Verhalten der englischen Vertreter ersehen können. Obwohl England selber für die Beteiligung an internationalen Kartellen nicht in Betracht kommt, wandten die Engländer sich gegen den Kontrollvorschlag. Sie hätten das sicherlich nicht getan (man kennt doch ihre Gegnerschaft gegen das deutsch-französische Kalisyndikat und gegen den deutsch-französisch-belgischen Eisenpakt), wenn sie in dem Projekt eine Handhabe gesehen hätten als an europäischen Industriekartellen Unbeteiligte dennoch an der Kontrolle teilzunehmen. Sie erkannten aber mit treffsicherem Instinkt, daß die neue Institution nur die weitere Kartellierung der kontinentaleuropäischen Industrien begünstigen würde, der sie so lange wie möglich entgegenzuarbeiten suchen. Die völlige Ablehnung des französischen Gedankens durch England unter eifriger Mithilfe Deutschlands hat leider auch die Ausarbeitung positiver Vorschläge für dieses Gebiet von vornherein unmöglich gemacht. Sonst hätte man vielleicht gefunden, daß sich auf diese Art eine tragfähige Grundlage für die mit Deutschland und Frankreich beginnende wirtschaftliche Zusammenfassung des europäischen Kontinents herstellen ließe. Denn auch auf diese Weise kann die Abtragung der in der Tat viel zu hohen binneneuropäischen Zollsätze zum Zweck der Schaffung eines Europäischen Zollvereins vorbereitet werden. Man darf nur nicht glauben, daß, weil beim Beginn der Kartellwirtschaft nicht gleich eine Beseitigung der Zölle steht, dadurch etwa eine Zollunion unmöglich wird. Durch die mit der Kartellierung beginnende immer enger werdende Kooperation kommt man vielmehr von selber zu einer rationellen Arbeitsteilung auf dem Kontinent, die interkontinentale (nur diese) Zölle überflüssig macht.

Statt diese Zusammenhänge zu begreifen haben sich die deutschen Industrievertreter so vollständig in das Schlepptau ihrer britischen Kollegen begeben, daß man fast sagen möchte, sie seien englischer gewesen als die Engländer selber. Weit entfernt die von der heimischen Industrie im Rheinland und in Westfalen begonnene Zusammenarbeit mit Frankreich nun auch auf dem Boden der Genfer Weltwirtschaftskonferenz zu fördern, haben sie sich von den Briten für eine allgemeine Freihandelsproklamation einfangen lassen. Obwohl sie wissen könnten und müßten, daß die in Kontinentaleuropa wirklich nötige Beseitigung der gegenseitigen Absperrung und die Herstellung eines freieren Warenverkehrs nicht durch den Freihandel sondern entweder, wie oben dargelegt, durch Industriegemeinschaften oder durch

zollpolitische Gegenseitigkeitsverträge herbeigeführt werden kann. Der Freihandel ist nun einmal keine Vertragsangelegenheit sondern ein einseitig unternommener autonomer Akt eines Landes, durch den, da er für alle Länder und Waren gilt, das Freihandelsland den Schutzzollländern Einbruchsstellen öffnet, ohne eine Gegenleistung zu erhalten. Mit Freihandel kann man keinen Zollverein machen: das sollten sich diejenigen gesagt sein lassen, die neuerdings ihr Herz für die "Vereinigten Staaten von Europa" entdeckt haben. Das wichtigste Prinzip einer europäischen Wirtschaftsverständigung heißt Gegenseitigkeit. Natürlich kann es den Engländern, die sich auf ihrer Insel mit immer zahlreicheren Schutzzöllen umgeben und mit ihren Dominien und Kolonien Verträge mit gegenseitigen Vorzugszöllen schließen, nur willkommen sein, wenn die Vertreter der europäischen Kontinentalstaaten sich für den Freihandel einsetzen. Freihandel in Kontinentaleuropa, Schutzzölle für das British Empire: das wäre in der Tat ein für England geradezu idealer Zustand. Mit unbekümmerter Offenherzigkeit hat dies der Geschäftsführer des Reichsverbands der britischen Industrie, P. J. Hannon, in einem, am 10. Juni in der Vossischen Zeitung wiedergegebenen Gespräch verkündet. Während er vor den Zöllen Europas warnte und sie offenbar abgetragen sehen möchte, erklärte er, daß er für seine Heimat ein »heftiger Protektionist« sei, da die Schutzzollpolitik zur »Wohlfahrt des gesamten englischen Volkes« beitrage.

Die deutschen Wirtschaftsvertreter in Genf sind wieder einmal dem all-gemeindeutschen Fehler: der angestammten englischen Orientierung, erlegen. Die Lehren der Geschichte, der jüngsten und frühern Vergangenheit, mögen noch so eindringlich sein: man vermag sich in sämtlichen politischen Parteien Deutschlands keine europäische Entwicklung vorzustellen, die ohne den britischen Protektor vor sich ginge. Womöglich bildet man sich noch ein, daß man in Genf Frankreich "geschlagen" habe. O nein, wir haben, wie so oft, auch diesmal wieder lediglich uns selbst geschlagen. Selbst dem freihändlerisch-liberalen Wirtschaftsberichterstatter der Vossischen Zeitung ging die Bereitwilligkeit, mit der die Deutschen in Genf den Engländern Dienste leisteten, zu weit, und er stellte sich die bange Frage, ob nicht am Ende Deutschland wieder einmal die Kosten werde tragen müssen. Vielleicht machen die westdeutschen Industriellen, die durch den Abschluß des deutsch-französischen Eisenpakts eine bessere Einsicht in die wahren deutschen Interessen gezeigt haben, und die auch sehr genau wissen, wie wenig der deutschen Gesamtwirtschaft damit gedient ist, wenn man sich vor den englischen Freihandelswagen spannen läßt, den deutschen Teilnehmern an der Weltwirtschaftskonferenz klar, daß es bei solchen Gelegenheiten nicht zweckmäßig sei wirtschaftspolitisch gegen Frankreich zu arbeiten.

Natürlich hat eine wirtschaftliche Zusammenarbeit der kontinentaleuropäischen Mächte auch politische Konsequenzen. Als Ergänzung einer anzustrebenden vollständigen deutsch-französischen Verständigung ist ein gutes Verhältnis zur Kleinen Entente und zu unserm polnischen Nachbarn vonnöten. Über unser Verhältnis zu Polen muß einmal ein offenes Wort gesagt werden. Niemand weiß besser als wir, daß die Verhältnisse im Osten auf die Dauer so nicht bleiben können und neu geregelt werden müssen. Aber das kann nur durch friedliche Übereinkunft mit Polen unter Vermittlung Frankreichs geschehen. Die jetzt sich so nationalistisch antipolnisch aufspielen

und zur Vernichtung Polens eine Allianz mit dem bolschewistischen Rußland abschließen möchten, gehören in der Hauptsache zu jenen Kreisen, denen die am 5. September 1916 erlassene Polenproklamation zuzuschreiben ist, und die vor 10 Jahren Rußland gar nicht schnell und gründlich genug zerschlagen sehen konnten. Damals, als hier in den Sozialistischen Monatsheften die östliche Orientierung verlangt wurde, als es möglich gewesen wäre eine Friedensverständigung mit Rußland herbeizuführen und dadurch Deutschland vor dem Zusammenbruch zu retten, machten sie das selbe Geschrei, begriffen ebensowenig wie heute, wo die wirklichen deutschen Interessen lagen. Mit welcher Eindringlichkeit haben wir in jener Zeit hier die Wege gewiesen, die man, leider zu spät, fast allgemein als richtig erkennen mußte. Nun muß man auch die Konsequenzen ziehen. Und die Urheber und Parteigänger der Polenproklamation und des Diktats von Brest Litowsk sollen heute nicht wieder mit (umgekehrten) Rezepten kommen; wir haben an den Folgen der vorigen noch genug. Heute stehen wir vor einer historischen Tatsache, die sich nicht ungeschehen machen läßt. Als Deutschland noch durch eigene Entschlußkraft in der Lage war die Dinge im Osten für sich günstig zu gestalten, haben die, die heute ein "Ostlocarno" als antinational bekämpfen, die politischen Notwendigkeiten in unheilvoller Weise verkannt. Das selbe tun sie heute. Die Entwicklung im Osten hängt heute nicht mehr wie 1916 und 1917 davon ab, wie wir uns entscheiden. Jetzt müssen wir Geduld, sehr viel Geduld haben und begreifen lernen, daß eine Umgestaltung der Ostverhältnisse, für die Deutschland selber im tiefsten verantwortlich ist, nur durch friedliche und freundnachbarliche Verständigung erreicht werden kann. Auch dafür wird uns keine Hilfe von Großbritannien kommen. Man sollte die Erfahrungen des Ruhrkriegs nicht gar so schnell vergessen. Ein enges Zusammengehen mit Frankreich ist auf allen Gebieten das wichtigste, was wir zu tun haben, sofern wir Europa und mit ihm das deutsche Land festigen wollen. Die Wege sind im Wirtschaftlichen wie im Politischen die selben.

Die Zusammenfassung des Kontinents ist das einzige, wirklich große Ziel, die einzige politische Idee unserer Zeit, die überhaupt eine größere Tragweite hat. Gegen sie erscheinen alle die anderen "Vorschläge" wie Rückstände alter verblaßter Gedanken. Ein solches Europa, dem der größte Teil Afrikas als Rohstoffreservoir (nicht als koloniales Ausbeutungsobjekt alter Art sondern als erweitertes Wirtschaftsgebiet) angegliedert wäre, könnte selber in Frieden arbeiten und mit den anderen Wirtschaftsimperien, auch mit den angelsächsischen, in friedlichem Wirtschaftsverkehr leben. Einen unterschiedslosen Freihandel über die ganze Erde gestattete die Verschiedenheit der Produktionsbedingungen freilich nicht. Aber man würde dann den gegenseitigen Warenaustausch durch Verträge so frei gestalten können, wie das die eigenen Bedürfnisse Europas nur irgendwie zuließen. Das Ziel der kontinentaleuropäischen Gemeinschaftsarbeit ist nicht leicht und einfach zu erreichen. Aber es ist ein Ziel, das auch die höchste Anstrengung lohnt. Wir werden dahin kommen, wenn wir mit sicherem Richtungssinn und unbeirrt durch Geschrei von beiden Seiten die einstweilen noch sehr hinderreiche Straße weitergehen und uns vor Abirrungen, wie der auf der Genfer Weltwirtschaftskonferenz, in acht nehmen.



MAX SCHIPPEL · AUS DER REVISIONISTISCHEN VORGESCHICHTE DES SOZIALDEMOKRATISCHEN AGRARPROGRAMMS



UF *Vollmar* und die erste größere bayrische Landtagsfraktion führen die frühesten sozialdemokratisch-reformistischen Anläufe in der Agrarfrage zurück. Die »Notlage der Bauern und Landarbeiter«, beschloß 1894 der Parteitag in Frankfurt in sehr vorsichtiger, aber doch entgegenkommender Weise, müsse »durch eine gründliche Reformtätigkeit gelindert werden«, der »Bauernschutz« solle den Bauer »als Steuerzahler, als Schuldner, als Landwirt vor Nachteilen bewahren«. Doch bereits im nächsten Jahr kam die Reaktion des überlieferten, aus seinen festen Denkschablonen nicht so leicht loszulösenden Radikalismus in Breslau abermals zum Durchbruch (ganz wesentlich unter meiner jugendefrigen Mitwirkung, wie ich nicht den geringsten Grund habe zu verschweigen). Es sei zu verwerfen, hieß es nunmehr von neuem, »der Bauernschaft die Hebung ihrer Lage, also die Stärkung ihres Privateigentums in Aussicht« zu stellen. Die »Landeskultur in der heutigen Gesellschaftsordnung« zu heben sei gar nicht, wie ein einsichtsloser Revisionismus wähne, ein Interesse des Proletariats sondern »unter der Herrschaft des Privateigentums an den Produktionsmitteln ein Interesse der Besitzer der Produktionsmittel, der Ausbeuter des Proletariats«. Ferner weise der Entwurf »dem Ausbeuterstaat neue Machtmittel« zu und »erschwere« dadurch den Klassenkampf des Proletariats. Endlich stelle dieser Entwurf »dem kapitalistischen Staat« Aufgaben, die »nur ein Staatswesen« ersprießlich zur Durchführung bringen könne, in dem »das Proletariat die politische Macht« erobert habe.

Alle Schiefheiten der damals vorherrschenden, vermeintlich himmelstürmenden, in Wahrheit jedoch vorsintflutlichen Parteidenkweise kommen hier in wenigen zusammengedrängten Sätzen zum Ausdruck: die vollkommene Verständnislosigkeit für die Bedeutung der Produktionsentwicklung schon innerhalb der heutigen Wirtschafts- und Sozialordnung, gerade vom Standpunkt der Arbeiterklasse aus; die jämmerliche Blickverengung für die innere, unter Umständen vom "Ausbeuterstaat" immer weiter hinwegführende Umbildungsfähigkeit "des" Staates; der quietistisch lähmende Katastrophenglaube, der alle ernsthaften Reformen erst einsetzen läßt, nachdem das Proletariat zur Herrschaft gelangt ist. »Es ist zweifellos«, faßte *Bebel* 1899 in Hannover beim Bernsteinstreit alle von der Industrie her stammenden Konzentrationsvorstellungen vor einer beifallswilligen Hörschaft zusammen:

»Es ist zweifellos, daß die kapitalistische Wirtschaft auch auf dem Lande immer mehr um sich greift. Heute ist die Landwirtschaft das interessanteste, aber auch das revolutionärste aller Gewerbe.«

Durch alle Auflagen der *Bebelschen Frau* zieht sich das gleiche vernichtende Urteil über die Rückständigkeit und Lebensunfähigkeit bäuerlichen Betriebs: »Der kleine Bauer lebt oft schlechter als ein Hund... Er kann sich unter den jetzigen Verhältnissen in keine höhere Lebenslage emporarbeiten und wird dadurch ein kulturhemmendes Element. Wer die Rückwärtserei liebt, weil er dabei seine Rechnung findet, mag an der Fortexistenz dieser sozialen Schicht Genugtuung empfinden. Der menschliche Fortschritt bedingt, daß sie verschwinde.«¹

1) Siehe *Bebel Die Frau in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft (später Die Frau und der Sozialismus)* /Zürich 1893/ Seite 143.

Ähnlich wie Josef Dietzgen, unser (im übrigen so gedankenreicher und zielklarer) Arbeiterphilosoph, nach der Mitte der siebziger Jahre geschrieben und gelehrt hatte:

»Nicht der Betrieb im Kleinen, nicht der persönliche, sondern erst die gesellschaftliche Arbeit, der massenhafte Betrieb ermöglicht es mit spielender Anstrengung die Lebensmittel derart reichlich zu produzieren, daß nicht nur für wenige sondern auch für das Volk im allgemeinen Zeit und Sinn für die idealeren Zwecke des Lebens zu gewinnen sind... Das Interesse unserer Gattung fordert, daß die Arbeit unserer kleinen Wirtschaftler zu vegetieren aufhört... Das Kleinbürgerwerk und die Bauernwirtschaft müssen aufhören. Die großen Kapitalien sollen florieren.«

Jahre hindurch mühte sich alsdann *Eduard David* um die Begründung und Ausbreitung einer den Tatsachen entsprechenden, von populären Vorurteilen nicht getrübt und nicht erblich belasteten reformistischen Agrarpolitik. Es waren zunächst Jahre des bittersten Martyriums, der hemmungslosester Schmähungen und Verketzerungen, die diesem nicht genug zu rühmenden Streben und Wirken beschieden waren. Heute kann man darauf verzichten diese für unsere "wissenschaftlichen" Organe und Wortführer tiefbeschämenden Vorgänge nochmals eingehend zu schildern. Die Sozialistischen Monatshefte waren damals für David Asyl und Kampffeld zugleich, und jüngst in Kiel widmete der erste ParteitagBerichterstatte (dessen agrarwissenschaftliche Arbeit in dieser Zeitschrift ihren Anfang nahm und von da aus auf Partei und Gewerkschaft überging) gleich am Eingang seines Referats wärmste Worte der Anerkennung Davids »für die Ewigkeit bleibendem Verdienst«. Dies mag im Augenblick genügen.

WENIGER zu seinem Recht gekommen ist dagegen der zweite agrarpolitische Revisionist, der in vielen Beziehungen den Höhepunkt dieser ganzen parteigenössischen Reformbewegung darstellt, und der leider den endlichen Umschlag in Kiel nicht mehr erleben konnte: *Arthur Schulz*. In den Kreis seiner Erörterungen zog er neben der Betriebsfrage mehr und mehr auch die wichtigere und schwierigere Besitz- und Eigentumsfrage mit den dazu gehörigen Problemen der Bauern- und Arbeiteransiedlung, der Erbrechtspolitik, des Real- und Personalkredits, der Verschuldung und Entschuldung, des landwirtschaftlichen Versicherungswesens, und überall bewährte sich seine hervorragende Sachkenntnis und sein sicherer unbefangener Blick.

Die besten Darlegungen von Kiel nahm er vorweg, wenn er 1914 schrieb:

»Ausgehend von den mir von Jugend an vertrauten ländlichen Verhältnissen Ostdeutschlands, speziell Ostpreußens, aber auch mit nun schon langjähriger Kenntnis der Landwirtschaft des deutschen Südens und Westens ausgestattet, habe ich, um den Mängeln der bisherigen sozialistischen Agrarlehre abzuweichen, und vor allem um einer vernünftigen agrarpolitischen Praxis besonders der preußischen Sozialdemokratie die Bahn zu ebnet, in bisher 33 Artikeln und in der von mir seit 1909 bearbeiteten landwirtschaftlichen Rundschau der Sozialistischen Monatshefte die Grundzüge einer Agrartheorie dargelegt, die in manchen Punkten vielleicht als Synthese der Anschauungen meiner Parteigenossen David und Schippel bezeichnet werden kann. Ich glaube darin nachgewiesen zu haben, daß »Feld und Viehstand des kleinen Bauern«, entgegen der Meinung Dietzgens, sehr moderne Arbeitsmittel sind, und daß deshalb der kleine und mittlere Betrieb keineswegs vor dem Großbetrieb »wie Spreu vor dem Wind zerfliehet« sondern sich kräftig ausbreitet. Ich glaube ferner gezeigt zu haben, daß der kleine Bauer nicht mehr, wie Bebel behauptet hat, »oft schlechter als ein Hund lebt« und ein »kulturhemmendes Element« ist, vielmehr daß die kleineren und mittleren Bauerngüter im großen und ganzen in der Kultur des Getreides ebenso viel, in der Fleisch- und Milchproduk-

2) Siehe *Dietzgen* Sämtliche Schriften /Wiesbaden 1911/ III Seite 122 und I Seite 164

tion mehr als das Großgut leisten, daß sie mehr Menschen auf dem Land ernähren und mehr Steuern aufbringen, und daß deshalb ihre Vermehrung auf dem Weg innerer Kolonisation auch durch die Sozialdemokratie gefördert werden muß . . . Das uns alle begeisterte Doppelideal des Sozialismus ist einerseits möglichste Beseitigung alles arbeitslosen Einkommens, aller Ausbeutung der produktionsmittelberaubten Lohnarbeiterschaft durch die kapitalistischen Klassen und andererseits möglichste Steigerung der Produktion und der Produktivität der gesellschaftlichen Arbeit. Dieses Doppelideal kann in Industrie, Handel und Verkehr, wo der große Betrieb zweifellos überlegen ist und noch immer siegreich vordringt, nur dadurch verwirklicht werden, daß die kapitalistischen Großunternehmen immer mehr der Kontrolle der Gesamtheit unterstellt und schließlich, bei allmählicher Lösung der immerhin schwierigen Organisationsprobleme, in das Eigentum der Gesellschaft übergeführt werden. Eine Zerstückelung der großen Werkanlagen der mechanischen Güterproduktion und -distribution wäre absurd; jede künstliche Hemmung der Entwicklung zum Großbetrieb in dieser Sphäre ist reaktionär. Ganz anders im Bereich der organischen Produktion, der Landwirtschaft. Hier ist infolge des Fehlens ihrer notwendigen Vorbedingung, der Konzentration des Eigentums an den Produktionsmitteln in verhältnismäßig wenigen Händen, die Vergesellschaftung des Grund und Bodens und der übrigen agrikolen Arbeitsmittel nicht durchführbar. Sie ist aber auch nicht nötig; denn das sozialistische Ideal läßt sich auf landwirtschaftlichem Gebiet auch ohne sie verwirklichen. Im kleinen und mittlern Bauerngut läßt sich bei genügender Schulung der selbstarbeitenden Besitzer und bei deren genossenschaftlichem Zusammenschluß eine ebenso große, in den wichtigsten Betriebszweigen sogar größere Produktionsleistung und Produktivitätssteigerung erzielen als im Großgut. Von einer Ausbeutung fremder Arbeitskraft kann aber im bäuerlichen Familienbetrieb, der immer mehr der Typus der landwirtschaftlichen Unternehmung zu werden scheint, überhaupt nicht die Rede sein, und in den größeren Bauernwirtschaften ist sie infolge zunehmender Mitarbeit der Familienangehörigen so gering, daß sie auch durch andere Maßnahmen als durch Bodenverstaatlichung, namentlich durch eine den ländlichen Verhältnissen angepaßte Arbeiterschutzgesetzgebung, wirksam bekämpft werden kann. Es kann und muß deshalb uns Sozialisten genügen, daß die bäuerlichen Grundeigentümer sich durch das Wunderwerk des landwirtschaftlichen Genossenschaftswesens in das in rüstigem Aufbau begriffene Gefüge unserer überwiegend gemeinwirtschaftlichen Zukunftsgesellschaft immer besser einordnen lernen.«³

Und noch weitere 5 Jahre vorher:

»Das Großgrundeigentum in den östlichen Provinzen Preußens steht auf tönernen Füßen . . . Lediglich die Getreidezölle und die jährliche Zuwanderung von zirka 300 000 slawischen Wanderarbeitern halten das Großgrundeigentum noch mühsam aufrecht. Aber auch wenn keine dieser künstlichen Stützen fällt, ist doch schon heute das Schicksal des Großgutes als der herrschenden landwirtschaftlichen Unternehmungsform im Osten besiegelt. Man wird einst von unseren Tagen eine neue Epoche der deutschen Geschichte datieren: das Zeitalter der bäuerlichen Neukolonisation des Ostens.«⁴

MAI 1927 in Kiel wurden ähnliche Grundanschauungen, wie sie sowohl Fritz Baade, der agrarpolitische Rundschauer der Sozialistischen Monatshefte, als auch Hans Krüger als Berichterstatter vortrugen, bereits als etwas Gewohntes, vielfach sogar als eine Selbstverständlichkeit hingenommen. Damit vergleiche man die Aufnahme vor 18 Jahren, als Arthur Schulz mit seiner Agrararbeit, die sofort Aufsehen erregte, begann.

Als seine erste größere Schrift erschienen war, meinte der Vorwärts: »daß die revisionistischen Tendenzen solche Früchte wie diese Broschüre zur Reife bringen, sollte die Anhänger dieser Richtung zum Nachdenken zwingen«. Wie in unfreiwilliger Selbstverspottung wurde an der gleichen Stelle sogar

3) Siehe Schulz Zur Agrartheorie und -politik der deutschen Sozialdemokratie /München 1914/ Seite 21, 54 und folgende.

4) Siehe Schulz Ökonomische und politische Entwicklungstendenzen in Deutschland /München 1909/ Seite 37 und folgende.

dagegen Verwahrung eingelegt, daß das in erhabener Unangreifbarkeit zeitlos über allen Zweifeln thronende Parteiprogramm offenbar geflissentlich durch die »vagen Redensarten« von »unserer Erkenntnis von Wirtschaft, Staat und Arbeiterbewegung ersetzt« werde:

»Wessen Erkenntnis? Der Partei? Diese ist im Programm formuliert. Die Erkenntnis aber, die uns in der Broschüre aufgetischt wird, läuft auf eine glatte Negierung dieses Programms hinaus. Dies wäre nicht weiter schlimm. Niemand kann dem Doktor Arthur Schulz das Recht verweigern auf Grund seiner Erkenntnis auf die Grundlage des sozialdemokratischen Programms zu pfeifen. Die Grundforderung lautet: »Verwandlung des kapitalistischen Privateigentums an Produktionsmitteln (Grund und Boden, Gruben und Bergwerke, Rohstoffe, Werkzeuge, Maschinen, Verkehrsmittel) in gesellschaftliches Eigentum.« Arthur Schulz bezeichnet nun die sozialistische Wirtschaftsorganisation, soweit die Landwirtschaft in Betracht kommt, als Utopie. Nur für die gewerbliche Produktion soll die sozialistische Wirtschaft gelten. Es ist klar, daß eine sozialistische Wirtschaft ein Unding ist, solange Grund und Boden und damit auch die Lebensmittel und die Rohstoffe, die die Landwirtschaft erzeugt, Privateigentum bleiben. Somit ist die Konsequenz dieses Standpunktes die Preisgabe des Sozialismus... Der eigentliche bäuerliche Betrieb geht zurück... Das geschah zu der Zeit, wo die preußische Regierung aufs Teufelsholen kolonisierte und mit dem Gelde der Steuerzahler künstlich Bauernkolonien in Posen und Westpreußen geschaffen hat, zu der Zeit, wo alle "Sozialreformer" über das herrliche Werk der Parzellierung und der Kolonisation salbaderten. Die Salbadereien der Brentano, Sering und tutti quanti haben es dem Doktor Arthur Schulz angetan, das ist der ganze Witz... Es sind Märchen, was uns Arthur Schulz von dem besiegelten Schicksal des Großgutes erzählt, und die Zahlen der Betriebsstatistik entheben uns der Pflicht näher auf diese Märchen einzugehen. Dies um so mehr, als auch seine theoretischen Ausführungen für die Katz sind.«⁵

Noch zwangloser entfaltet sich das gleiche radikale Ziel- und Selbstbewußtsein in 3 Leitartikeln der Leipziger Volkszeitung vom 11. bis zum 13. März 1909. Schon vorher sprach dieses Bruderblatt von »einem gewissen Doktor Schulz, der sich aus unbekanntem Gründen einen Sozialdemokraten nennt, dessen Verhältnis zur Partei aber nur darin zu bestehen scheint, daß er in seiner Broschüre das Erfurter Programm für Unsinn und die Forderung nach Vergesellschaftung von Grund und Boden für eine unerfüllbare Utopie erklärt«. Dann erschien es der Leipziger Volkszeitung, gemäß den bekannten radikalen Vorstellungen von geistiger Toleranz und literarischer Freiheit, vollkommen unerhört, daß »ein Parteiverlag die Welt mit dieser Broschüre beglückt« und sie in einem Waschzettel auch noch als durchaus wissenschaftlich und objektiv gehalten bezeichne. Die ruchlos ketzerische Schrift versuche eine »Abschaffung des Parteiprogramms«, denn sie beurteile die sozialistische Wirtschaft, soweit die Agrarproduktion in Frage komme, als eine Utopie und wolle »den Eigentumsfanatismus der kleinbäuerlichen Besitzer unterstützen«. Wenn man wie Schulz behaupte, bisher habe die Partei allzu einseitig unter dem Eindruck der Entwickelungserscheinungen in der Industrie gestanden, so mache man die Verfasser unserer parteigenössischen heiligsten Schriften zu »Ignoranten«:

»Indessen müssen wir die süddeutschen Genossen gegen Herrn Schulz in Schutz nehmen, der sie unverdienter Maßen beleidigt... Sie sind eben Sozialisten, was Herr Schulz nicht ist. Dieser will nämlich die sozialistische Wirtschaftsordnung nur für die industrielle Sphäre gelten lassen, aber vor dem bäuerlichen Misthaufen macht er Halt. Der Bauer soll Eigentümer seines Bodens bleiben... Daß eine sozialistische Wirtschaft, bei der der Boden Privateigentum ist..., ein Unsinn ist, das verschweigt er.«

5) Siehe Vorwärts vom 14. März 1909: Unter falscher Flagge.

Bauernstellen solle man nach Schulz gründen. Aber könnten vom Staat geschaffene Kolonisten denn jemals anderes sein als »politisch ein Element der Korruption, dem politischen Fortschritt gefährlicher als die Junker«?

»Weil nämlich diese Leute von der reaktionären Regierung ausgehalten werden, müssen sie mit ihr politisch durch dick und dünn gehen. Die Regierung hat sich für das Geld der Steuerzahler eine Prätorianergarde geschaffen. So sehen die Dinge in Wirklichkeit aus. Von alledem hat Herr Schulz keine blasse Ahnung, trotzdem es schon dutzendmal in der Literatur festgestellt ist... Daß der Bauer bei dem Arbeiter stets als der brutalste Menschenschinder gegolten hat, weiß jedes Kind.« Man träume, bei verminderter Junkerschaft und vermehrter Bauernsamen, von parteipolitischen Bundesgenossen auf dem Land. Aber seien denn Demokraten und Zentrumsleute, wie sie das weniger agrarisch großbetriebliche Süddeutschland aufweise, jemals mögliche Verbündete? Ganz im Gegenteil, sie sind noch schlimmer als die Konservativen:

»Die süddeutschen Demokraten sind der Eckstein des reaktionären Blocks... Das Zentrum als demokratische Partei ansprechen kann nur der, der wie Arthur Schulz die Pfaffenherrschaft für unantastbar hält... Wenn der Ostpreuße Schulz, der immer von "uns Süddeutschen" redet, sich Zeit genommen hätte diese Dinge zu beobachten, bevor er seine Broschüre zusammenschusterte, hätte er vielleicht etwas weniger Unsinn produziert.«

Und gar die Landarbeiter mit Boden ausstatten wollen? Das ist sinnlos, gewissenlos und ehrlos zu gleicher Zeit:

»99 % von ihnen gehen an den Schulden zugrunde oder rackern sich Zeit ihres Lebens ab, indem sie von ihrem Arbeitslohn Zinsen zahlen. Den Junkern und den polnischen Schlachtschützen ist freilich damit gedient, denn diese Parzellenbesitzer sind das beste Ausbeutungsmaterial. Daß aber ein, mit Respekt zu sagen, "Sozialdemokrat" die Vermehrung dieser zum nutzlosen Kampf um die Existenz verdammt Halbproletarier als etwas Erwünschtes hinstellt, ist zum mindesten neu... Nichts könnte der Sozialdemokratie gefährlicher werden, als wenn sie bei den Landarbeitern den Wahn wecken wollte, sie könne es ihnen ermöglichen Landbesitz zu erwerben, der ihnen die Existenz sichert. Die Enttäuschung würde furchtbar sein. Aber schlimmer als alles ist, daß solche Versprechungen eine ruchlose, eine infame Demagogie wären. Die Partei würde dabei ihre Ehre verlieren.«

Zum Schluß läßt dieser typische Radikalismus von der Pleiße alle Posaunen des hereinbrechenden jüngsten Parteiweltgerichts gegen ostelbische und süddeutsche Revisionisten erdröhnen:

»Daß es einen Doktor Arthur Schulz gibt, der unser Programm anspeit [gleich darauf heißt es: »der das gemeinsame Programm auf den Misthaufen wirft«] und sich trotzdem Sozialdemokrat nennt... ist in diesen Zeitläufen, wo die Revisionisten Krethi und Plethi den Weg ebnen, nicht zu verwundern. Daß aber dieser Monsieur sich als Sachwalter der süddeutschen Sozialdemokratie aufspielen darf, ohne sofort von dieser mit aller Schärfe Lügen gestraft zu werden, das ist ein starkes Stück.«⁶

IN Kiel gelangte die oben besprochene eine Seite des agrarpolitischen Reformismus zu einstimmiger Anerkennung, die bei vielen Parteitagsvertretern allerdings kaum auf mehr als auf widerwillig zugestandene Duldung hinauslaufen mag. Selbst dann wäre jedoch, wie man sieht, der geistige Umschwung für eine Massenpartei, die immer geistig schwer beweglich sein wird, ein ganz außerordentlicher.

Ins Stocken geriet er jedoch nochmals bei der Preis- und Zollpolitik oder, konkret gesprochen, bei der Stellungnahme zu einem auf Stabilisierung von landwirtschaftlichen Normalpreisen gerichteten Ein- und Ausfuhrmonopol,

⁶) Siehe *Leipziger Volkszeitung* vom 11. bis zum 13. März 1909; Auch ein Sozialdemokrat, und vom 3. März 1909: Ein Konservativor und ein "sozialdemokratischer" Feind der Nachlaßsteuer.

Bevor wir auf die nach der Betriebszählung von 1925 festgestellten Verschiebungen in der deutschen Landwirtschaft selber eingehen, ist es notwendig ihre Ergebnisse als solche auf ihre Zuverlässigkeit hin zu prüfen.

Die Zählung ist, soweit sie die Anzahl der Betriebe betrifft, nach Ansicht des Statistischen Reichsamts vollständig gelungen, ja, die Betriebe unter 5 A scheinen im Jahr 1925 weit besser erfaßt zu sein als im Jahr 1907. Nicht so vollständig sind dagegen wohl die zu den Betrieben gehörigen Flächen ermittelt worden. Es haben sich hier offenbar wieder genau die selben psychischen Hemmungen bei der Angabe der Flächen bemerkbar gemacht wie seinerzeit während der Zwangswirtschaft. Die jährlichen Anbauerhebungen werden gemeindeweise vorgenommen, nur während des Krieges wurden die Erhebungen in Erwartung genauerer Ergebnisse als Individualerhebung bei den einzelnen Besitzern durchgeführt. Man erlitt jedoch mit dieser Methode ein völliges Fiasko. Von Jahr zu Jahr nahm die landwirtschaftliche Nutzfläche nach den Angaben der Betriebsleiter ab. Die Landwirte gaben, um der Beschlagnahme ihrer Produkte zu entgehen, zu geringe Flächen an. Ganz besonders wurden das Ackerland und auf ihm die mit der Zwangswirtschaft unterliegenden Früchten bestellten Flächen statistisch immer kleiner, während Wiesen, Weiden und Brache zunahmen. Es wird heute niemand mehr bezweifeln, daß diese Verschiebungen nur auf dem Papier vorgenommen wurden; auch ist es für einzelne Gegenden exakt nachgewiesen, daß sowohl diese Abnahme als auch die Umwandlung von Acker in Wiese nur scheinbar waren. Die Minderangaben hielten auch noch nach dem Krieg an. Erst in den letzten Jahren erschienen die verschwundenen Flächen allmählich wieder, doch fehlten auch bei der Anbauerhebung 1926 noch mehrere hunderttausend Hektar. Bei der Betriebszählung 1925 wurden nun zum erstenmal seit der Zwangswirtschaft wieder die Betriebsleiter selbst nach ihrer Wirtschaftsfläche befragt. Ob in Erinnerung an die Zwangswirtschaft oder aus Angst, die Ergebnisse könnten zu Steuerzwecken verwendet werden: die Flächen wurden viel zu niedrig angegeben. Auf dem jetzigen Reichsgebiet wurden 1,3 Millionen Hektar Gesamtfläche und sogar 1,6 Millionen Hektar landwirtschaftlich genutzter Fläche weniger festgestellt als 1907. Auch die Zählung von 1907 ergab ein langsames Abnehmen der landwirtschaftlichen Nutzfläche, was sich ja auch ohne weiteres durch Aufforstung, Bebauung, Anlage von Kanälen, Eisenbahnen, Turn- und Exerzierplätzen erklären läßt. 1907 hatte die landwirtschaftliche Nutzfläche gegen 1895 um 683 000 Hektar abgenommen. Aber eine Fläche von 1 600 000 Hektar (so viel wie die gesamte landwirtschaftliche Nutzfläche von Württemberg und Baden zusammen) kann unmöglich auf diese Art der Landwirtschaft entzogen worden sein, besonders da durch Neukultivierung von Ödland und Mooren und Umwandlung von Exerzierplätzen in landwirtschaftliche Nutzfläche eine Gegenbewegung hervorgerufen wurde. Vergleicht man die Ergebnisse der Betriebszählung 1925 mit den Ergebnissen der Anbauerhebung des gleichen Jahres, so ergibt sich sogar ein Fehlbetrag von 2,5 Millionen Hektar, wovon der größte Teil am Ackerland fehlt. Und dabei fehlten auch an der durch die Anbauerhebung im Jahr 1925 festgestellten landwirtschaftlich genutzten Fläche gegen die des Jahres 1913 noch 700 000 Hektar.

Angesichts dieser großen Flächenunterschiede wird man doch, will man eine richtige Vorstellung gewinnen, gut daran tun den Ergebnissen der Betriebszählung für die Landwirtschaft mit Vorsicht gegenüberzutreten.

Die Zählung stellte über die Veränderung in der Anzahl der Betriebe, die zwischen den beiden Zählungen vor sich gegangen war, das folgende fest:

Größenklasse nach der landwirtschaftlich genutzten Fläche (in Hektar)	Anzahl der Betriebe				Zunahme (+) respektive Abnahme (-) 1925 gegen 1907	
	1925 absolut	relativ (in ‰)	1907 absolut	relativ (in ‰)	absolut	relativ (in ‰)
0,05 bis 0,5	1 846 220	36,2	1 444 988	31,1	+ 401 232	+ 27,8
0,5 " 2	1 181 210	23,2	1 131 990	24,4	+ 49 220	+ 4,3
2 " 5	894 453	17,5	886 591	19,1	+ 7 862	+ 0,9
5 " 10	596 184	11,7	573 037	12,3	+ 23 147	+ 4,0
10 " 20	359 971	7,1	357 948	7,7	+ 2 023	+ 0,6
20 " 50	174 155	3,4	197 707	4,3	- 23 552	- 11,9
50 " 100	25 670	0,5	30 770	0,7	- 5 100	- 16,6
100 " 200	8 902	0,2	8 688	0,2	+ 214	+ 2,5
200 und mehr	9 769	0,2	10 245	0,2	- 476	- 4,6

Zusammen | 5 096 534 | 100,0 | 4 641 964 | 100,0 | + 454 570 | + 9,8

Von der landwirtschaftlichen Nutzung der Fläche¹ und ihrer Veränderung im gleichen Zeitraum ergab sich dieses Bild:

Größenklasse nach der landwirtschaftlich genutzten Fläche (in Hektar)	Landwirtschaftlich genutzte Fläche				Zunahme (+) respektive Abnahme (-) 1925 gegen 1907	
	1925 absolut (in Hektar)	relativ (in ‰)	1907 absolut (in Hektar)	relativ (in ‰)	absolut (in Hektar)	relativ (in ‰)
0,05 bis 0,5	372 038	1,5	305 533	1,1	+ 66 505	+ 21,7
0,5 " 2	1 215 632	4,8	1 200 524	4,4	+ 15 108	+ 1,3
2 " 5	2 924 051	11,4	2 917 681	10,8	+ 6 370	+ 0,2
5 " 10	4 176 436	16,3	4 044 458	14,9	+ 131 978	+ 3,2
10 " 20	4 981 998	19,5	5 032 457	18,5	- 50 459	- 1,0
20 " 50	5 076 709	19,8	5 985 334	22,0	- 908 625	- 15,2
50 " 100	1 691 920	6,6	2 106 262	7,8	- 414 342	- 19,6
100 " 200	1 240 986	4,8	1 231 096	4,5	+ 9 890	+ 0,8
200 und mehr	3 918 907	15,3	4 352 752	16,0	- 433 845	- 10,0

Zusammen | 25 598 677 | 100,0 | 27 176 097 | 100,0 | - 1 577 420 | - 5,8

Die zahlenmäßig und prozentual stärkste Veränderung gegen 1907 weisen die Zwergbetriebe von 5 bis 50 Ar auf, doch hat diese Zunahme, die, soweit sie nicht nur auf eine bessere Erfassung der Zwergbetriebe durch die Betriebszählung 1925 zurückzuführen ist, auf eine starke Vermehrung der nebenberuflich bewirtschafteten Schreber- und Kleingärten besonders der Industriebezirke hinweist, für die Entwicklung der Landwirtschaft nur eine ganz untergeordnete Bedeutung. Die Anzahl der Parzellenbetriebe von 0,5 bis 2 Hektar ging nur wenig in die Höhe. Während die Anzahl der kleinbäuerlichen Betriebe (2 bis 5 Hektar) fast unverändert ist, nahmen die mittelbäuerlichen Betriebe (5 bis 20 Hektar) recht beträchtlich zu. Ein gut Teil dieser Zunahme ist auf die Siedelungstätigkeit der Vor- und besonders der Nachkriegszeit zurückzuführen. Allein von 1919 bis 1925 wurden im Reich 16 728 Neusiedelungen geschaffen. Wenn man diese Siedelungs-

1) Die Kleingärten und Betriebe unter 5 Ar sind weggelassen, da ein Vergleich mit 1907 bei ihnen nicht möglich ist. Es wurden 1925 über 1 Million Kleingärten festgestellt.

stellen von der Gesamtzunahme abzieht, zeigt sich, daß zwar die durch die früheren Betriebszählungen festgestellte Tendenz des stetigen Anwachsens dieser Größenklasse auch in den letzten 18 Jahren die selbe geblieben ist, daß aber das Tempo dieser Zunahme sich ganz wesentlich verlangsamt hat. Einer durchschnittlichen jährlichen Zunahme von 5600 Bauernwirtschaften in der Zeit von 1882 bis 1895 steht in den letzten 18 Jahren nur eine jährliche Zunahme von 1450 Betrieben (einschließlich der Siedelungsstellen) gegenüber. Die großbäuerlichen Wirtschaften (20 bis 50 Hektar) haben auch nach dieser Zählung stark abgenommen. Eine ähnliche Entwicklung zeigen die Betriebe von 50 bis 100 Hektar. Die Großbetriebe mit einer Wirtschaftsfläche von mehr als 100 Hektar schließlich haben recht stark an Zahl verloren. Die scheinbare Zunahme der Betriebe von 100 bis 200 Hektar erklärt sich aus einer Verkleinerung von Betrieben über 200 Hektar.

Ein Urteil über die Flächenverschiebung läßt sich viel schwerer gewinnen. Die statistisch festgestellten Veränderungen deuten darauf hin, daß die großbäuerlichen Betriebe am meisten an Fläche verloren haben, ungefähr 3mal so viel wie die Betriebe mit einer Größe von mehr als 100 Hektar. Aber dieser Flächenabnahme steht bei den kleineren Betriebsgrößen nur eine Zunahme gegenüber, die ungefähr ein Achtel der Flächenabnahme beträgt. Es kann niemand sagen, ob die Annahme des Statistischen Reichsamts, daß die Tendenz die Flächen zu niedrig anzugeben in allen Betriebsgrößen ungefähr gleich stark sei, richtig ist. Ist sie es, dann wäre in allen Betriebsgrößen ein prozentual gleichmäßiger Flächenzuschlag zu machen, um auf die richtige Flächenverteilung zu kommen. Es fragt sich dann nur, wie groß man die tatsächliche Abnahme der landwirtschaftlichen Nutzfläche annehmen will, ob ebenso groß wie in der Zeit von 1895 bis 1907 oder geringer. Wie dem auch sei, das so gewonnene Bild würde die Flächenzunahme der bäuerlichen Wirtschaft verstärkt, die Abnahme der im großbäuerlichen und im Großbetrieb bewirtschafteten Flächen geringer erscheinen lassen; auch die in allen Betriebsgrößen festzustellende Verkleinerung der durchschnittlichen Betriebsgröße wäre wohl bei dieser Annahme ausgeglichen. Will man jedoch annehmen, daß die Flächenangaben im Großbetrieb weiter von der Wirklichkeit abweichen als im Kleinbetrieb, so könnten diese Minderangaben nahezu ausreichen, um die ganze Flächenabnahme der größeren Betriebe wieder auszugleichen. Wahrscheinlicher ist aber, daß ein größerer Prozentsatz der Fläche bei den kleineren Betrieben verschwunden ist, denn selbstverständlich muß es den 3 Millionen Landwirten mit einer Wirtschaftsfläche von 0,5 bis 20 Hektar, die etwas mehr als die Hälfte der gesamten landwirtschaftlichen Nutzfläche bewirtschaften, leichter gelingen Parzellen von $\frac{1}{10}$ bis $\frac{1}{2}$ Hektar nicht anzugeben als den 200 000 größeren Landwirten Flächen von mehreren Hektar zu verheimlichen. Die Fläche der kleineren Wirtschaften in der Statistik dürfte prozentual weiter hinter der wirklichen Fläche zurückbleiben als die der größeren. Gewisse Anhalte dafür, ob in den großagrarischen oder in den bäuerlichen Bezirken die Flächenangaben mehr korrigiert worden sind, werden sich finden lassen, wenn die Vergleichszahlen von 1907 auch regional für die jetzige Reichsfläche bekannt sind. Die Größe der verschwundenen Flächen wird sich allerdings erst bei der Bodenbenutzungserhebung dieses Jahres zeigen, die alle im Kataster eingetragenen Flächen in irgendeiner Form ausweist. Eine Verschiebung unter den einzelnen Kulturarten und Früchten ist indessen auch hier nicht ausgeschlossen.



JAHRZEHNTE hindurch hat die Frage der landwirtschaftlichen Betriebsgröße sowohl Wissenschaftler als auch Politiker beschäftigt. Ganz besonders unter den Sozialisten gab es heiße Kämpfe um dieses Problem. Handelte es sich doch hier nicht nur um eine akademische Frage sondern darum, ob die Konzentrations-²theorie, die Marx für die industrielle Entwicklung aufgestellt hatte, auch in der Landwirtschaft gilt, oder ob hier andere Gesetze walten.

Es lag nahe, daß die Sozialdemokratie, als die Partei der Industriearbeiter, auch in der Landwirtschaft das selbe Wirtschaftsgesetz suchte und zu finden glaubte wie in der Industrie: Niederkonkurrierung des rückständigen und unrationell wirtschaftenden Kleinbetriebs durch den modernen Großbetrieb. Nachdem die Internationale in ihren Resolutionen den »unwiderruflichen Untergang der kleinbäuerlichen Wirtschaften« vorausgesagt hatte, machte sich in den siebziger Jahren auch die deutsche Sozialdemokratie diese Auffassung zu eigen. In der Tat sprach damals manches für sie: die zunehmende Mechanisierung der Landwirtschaft, deren Vorteil sich nur der Großbetrieb zunutze machen konnte, das Aufkommen der künstlichen Düngung, ferner verbesserte Technik des Ackerbaus und der Pflanzen- und Tierzucht im allgemeinen, Fortschritte, deren Anwendung wissenschaftliche, dem Kleinlandwirt unerreichbare Kenntnisse erfordert. Die Betriebszählung von 1895 bestätigte sie nicht. Die Großbetriebe hatten zahlen- und flächenmäßig nur ganz wenig zugenommen, die Parzellenbetriebe zeigten eine starke zahlenmäßige Zunahme, flächenmäßig waren sie gleich geblieben, hatten also an Größe abgenommen, und die einzige ins Gewicht fallende Veränderung war eine gewisse Zunahme der klein- und mittelbäuerlichen Betriebe.

Schon einige Jahre vor dieser Zählung hatten sich im internationalen Sozialismus Zweifel an der Richtigkeit der sozialistischen Agrartheorie bemerkbar gemacht. Um die Jahrhundertwende entbrannte in *Deutschland* der als Kontroverse David-Kautsky bekannte Streit um die landwirtschaftliche Entwicklung. Eduard David vertrat die Meinung, daß die landwirtschaftliche Entwicklung anders verlaufen werde als die der Industrie, und daß die sorgfältigere Arbeit der am Wirtschaftserfolg interessierten und mit dem Boden verwachsenen Bauern im Verein mit der Entwicklung des Genossenschaftswesens dem Kleinbetrieb zum Sieg verhelfen werde. In der Partei hat sich diese Anschauung nicht durchsetzen können; auf dem Breslauer Parteitag siegte Karl Kautsky über die Revisionisten. Er widerlegte sie aber nicht. Friedrich Hertz, Eduard Bernstein, Eduard David und namentlich Arthur Schulz liefen in zahlreichen Arbeiten, in den Sozialistischen Monatsheften wie in besonderen Publikationen, gegen Kautsky Sturm, mit dem Erfolg, daß kurz vor dem Krieg erneut eine Landwirtschaftliche Studienkommission eingesetzt wurde. Die Arbeiten der Kommission wurden durch den Krieg unterbrochen. In den sozialistischen Parteien anderer Länder war die Entwicklung der Landwirtschaft lange umstritten. In *Frankreich* war es vor allem Jean Jaurès, der der auch auf den Parteitag vor dem Krieg noch vertretenen Konzentrations-²theorie widersprach. In *Rußland* ist die Sozialrevolutionäre Partei seit ihrer Gründung der Auffassung, daß die Bauernwirtschaft zum Untergang verurteilt sei, entgegengetreten.²

²) Siehe dazu *Techernow* Das Bauerntum im Programm der Sozialrevolutionären Partei Rußlands, in diesem Band der Sozialistischen Monatshefte Seite 32 und folgende.

Aber all das waren nur Ansätze. Einen allgemeinen Umschwung in den Anschauungen über die landwirtschaftliche Entwicklung brachte erst die Nachkriegszeit. In keinem Land Europas, das nicht eine Agrarrevolution oder eine Agrarreform durchgemacht hat, haben sich die Besitzverhältnisse in den letzten Jahrzehnten zugunsten des Großbetriebs geändert. Die stark anwachsenden und zum Teil auch aktiv an der Regierung beteiligten sozialistischen Parteien mußten, wenn sie auch auf dem Land Realpolitik treiben wollten, ihre Konsequenzen aus der tatsächlichen Entwicklung der Betriebsgrößen ziehen.

Was lehrt uns nun die neue Betriebszählung? Die Hauptergebnisse: verlangsamtes Vordringen des Kleinbetriebs, geringe Abnahme des Großbetriebs, zeigen erneut, daß von der Verdrängung einer Größenklasse durch eine andere gar keine Rede sein kann. Das Charakteristische ist vielmehr gerade, daß sich alle Betriebsgrößen gut behauptet haben. Es ist weder eine Konzentrationsbewegung noch ein starkes Vordringen des Kleinbetriebs zu konstatieren. David sah im Eigeninteresse des Kleinbauern und in der Möglichkeit der Bildung von Kredit-, Maschinen-, Molkerei-, Bezugs- und Absatzgenossenschaften Vorteile des Kleinbetriebs, die den Vorsprung des Großbetriebs wettmachen. Doch leistet das Genossenschaftswesen trotz enormer Entwicklung noch lange nicht das, was es leisten könnte und müßte. Auch das Eigeninteresse hat sich bisher nicht in dem Maß produktionsfördernd ausgewirkt, wie man es erwartet hat. Sorgfältige und sachgemäße Düngung findet man in der bäuerlichen Wirtschaft durchaus nicht häufig; die größten Fortschritte der landwirtschaftlichen Technik und Wissenschaft liegen aber gerade auf dem Gebiet der künstlichen Düngung. Ähnlich steht es um die Saatenpflege, die Verwendung guten Saatguts, die Unkraut- und Schädlingsbekämpfung und das Meliorationswesen. Große bäuerliche Gebiete Deutschlands weisen daher auch heute noch weit niedrigere Erträge auf als die im Großbetrieb bewirtschafteten Flächen Ostbeliens. Gänge für die Entwicklung der landwirtschaftlichen Betriebsgrößen allein der technische Faktor den Ausschlag, so müßten die Großbetriebe zugenommen haben. Wir sehen aber die entgegengesetzte Entwicklung. Andere Momente sind zur Erklärung dieser Bewegung heranzuziehen. Vor allem erleichtert die Fähigkeit des Bauern seine Lebenshaltung der jeweiligen Gunst oder Ungunst der wirtschaftlichen Lage anzupassen es ihm außerordentlich seinen Besitz auch in schweren Zeiten zu erhalten. Wenn man bedenkt, daß die Lohnkosten im Großbetrieb zirka 30 bis 50 % der Gesamtausgaben ausmachen, und daß diese Löhne auch bei schlechter Ernte oder bei schlechten Preisen kaum herabgesetzt werden können, daß aber der noch arbeitsintensiver wirtschaftende Bauer sich in seinen und den Bedürfnissen seiner Familie weitgehend nach dem Ertrag seiner Wirtschaft richten kann, so liegt in dieser Elastizität des größten Ausgabepostens doch ein ganz wesentlicher Vorteil der Bauernwirtschaft. Auch die Schaffung neuer Bauernstellen wird hierdurch begünstigt. Der Großbetrieb kann schwere Zeiten nur durch Aufnahme von Kredit überstehen, den er aber gewöhnlich in günstigeren Jahren nicht zurückzahlt. Außerdem gibt es ja in der Landwirtschaft keine Konkurrenz wie in der Industrie. Der Landwirt wird lange nicht in dem Maß zur Rationalisierung und Produktionsverbesserung gezwungen wie der Industrielle, denn auch der nicht rationell bewirtschaftete landwirtschaftliche Betrieb kann bestehen. All diese wirtschaftlichen Momente, zu denen noch psychische kommen, sprechen für eine gewisse Stabilität in der Besitzverteilung.



UCH für die Zukunft ist nicht mit einer schnellen Änderung zu rechnen. Zwar stecken große latente Kräfte im bäuerlichen Betrieb, deren Entfaltung das Vordringen der Bauernwirtschaft vielleicht nach und nach beschleunigen wird. Schon jetzt sind Anzeichen für eine Hebung der bäuerlichen Produktivität vorhanden: Die Betriebszählung (nach den bisher nur für einzelne Länder vorliegenden Ergebnissen) zeigt, daß der Kleinbetrieb sein Maschineninventar prozentual weit mehr vergrößert hat als der Großbetrieb; die zunehmende Benutzung von Universalgeräten im Kleinbetrieb wird die technische Überlegenheit des Großbetriebs weiter verringern. Versuchsringe und Milchkontrollvereine dringen allmählich auch in bäuerliche Gegenden ein; und schließlich ist doch wohl zu erwarten, daß das ganze landwirtschaftliche Ausbildungs- und Beratungswesen, das in den letzten Jahren schon gewisse Fortschritte gegenüber der fast vollständigen Vernachlässigung vor dem Krieg gemacht hat, in den nächsten Jahren so ausgebaut wird, daß man die großen Errungenschaften der Agrarwissenschaft und -technik in der bäuerlichen Wirtschaft weit mehr verwerten kann als bisher. Aus diesen Möglichkeiten aber eine absolute Verdrängung des Großbetriebs durch den Kleinbetrieb ableiten zu wollen wäre verfehlt. Wahrscheinlich ist vielmehr, daß jede der Betriebsformen auf Grund der Funktion, die gerade sie am besten ausübt, sich ihre Existenz bewahren wird. Der alte Schematismus, der die Bauernwirtschaft durch den agrarischen Großbetrieb rettungslos vernichtet sah, ist an der Wirklichkeit zusammengebrochen. Doch darf und wird an seine Stelle nicht ein neuer Dogmatismus, der Glaube an den Kleinbetrieb als die *einzig* rationelle Form der Agrarwirtschaft, treten. Die Betriebsgrößenfrage, die lange Zeit eine so große Rolle in der sozialistischen agraren Ideologie gespielt hat, hat ihre prinzipielle Bedeutung für den Sozialismus verloren. Die Untersuchungen haben gezeigt, daß gerade in dem sinnvollen Neben- und Miteinander der verschiedenen Betriebsgrößen die Zukunft der Landwirtschaft erblickt werden muß. Für ein möglichst produktives Zusammenarbeiten der einzelnen Betriebsformen und ganz besonders für eine weitgehende Förderung der produktiven Entwicklung bäuerlicher Wirtschaft einzutreten wird damit eine der wichtigsten Aufgaben der sozialistischen Agrarpolitik, der sich die Sozialdemokratische Partei Deutschlands jetzt zuzuwenden hat.

HEDWIG WACHENHEIM · FRAUENBEWEGUNG UND KIELER FRAUENKONFERENZ



RÜHER war die Werbearbeit der Partei besonders auf die Gewinnung stumpfer und gleichgültiger Proletarier für die allgemeine und für eine eigene proletarische Politik zugeschnitten. Heute, da die Arbeiterklasse im allgemeinen politisiert ist, muß sie auf die politische Linie der Partei gezwungen werden. So werden in der politischen Agitation ziemlich ausschließlich politische Aktualitäten behandelt, und die Bildungsarbeit richtet sich an Fortgeschrittene. Der in ihrer Hauswirtschaft isolierten Hausfrau gegenüber, soweit sie am öffentlichen Leben immer noch nicht Anteil nimmt, wäre vielfach noch die frühere Art der Aufklärung und Gewinnung am Platz. Früher war diese Hausfrau hauptsächlich für den technischen Apparat der Parteiagitation isoliert, heute ist sie es außerdem noch für seinen geistigen Inhalt.

Noch vor 25 Jahren waren die Frauen über die Aufgaben der Frau in der menschlichen Gesellschaft einer ziemlich einheitlichen Auffassung. Sie sahen in Ehe und Mutterschaft die volle Lebenserfüllung der Frau. Nur wenige lehnten sich gegen die geistige Isolierung und Vernachlässigung der Frauen auf. Die proletarische Frau trug neben den körperlichen Lasten der Mutterschaft auch selbstverständlich alle wirtschaftlichen der Klasse, die der Mann auf sie abwälzte, soweit er nur konnte. Das ist weithin anders geworden. Die Erwerbsarbeit der Frauen hat inzwischen Fortschritte gemacht und zur Frauenemanzipation beigetragen. So unvollkommen die Ergebnisse der Berufszählung von 1925 noch vorliegen, ein Anwachsen der Frauenerwerbsarbeit um etwa 15 % lassen sie schon erkennen, ein Anwachsen, das über die allgemeine Zunahme der Erwerbstätigkeit der Bevölkerung hinausgeht. Durch die Folgen des Weltkriegs haben wir einen Frauenüberschuß, der viele Frauen, von denen Mitte Dreißig jede vierte, zum Verzicht auf die Ehe zwingt. Viele haben sich inzwischen, erfaßt von der allgemeinen Entwicklung, von Demokratisierung, Frauenbewegung, Sozialismus, von der überkommenen Vorstellung freigemacht, daß Dienen des Weibes Los auf Erden sei, und suchen einen selbständigen Wirkungskreis und eine Vereinigung von generativer und sachlicher Leistung, unter welcher letzterer ich Berufsarbeit und jedwede andere öffentliche auf die Veränderung des sozialen Organismus gerichtete Tätigkeit verstanden haben will. Inzwischen wächst auch ein neues Geschlecht heran, dem die alte Auffassung vom Frauenleben fremd geblieben ist. Auch diese emanzipierten Frauen stehen vor besonderen Frauenproblemen. Sie empfinden als solche den immerwährenden Konflikt zwischen sachlicher und generativer Leistung und den sich aus der generativen ergebenden Pflichten, der bedingt ist durch die Konstitution des Frauenkörpers und die heutigen gesellschaftlichen Einrichtungen, empfinden die Unhaltbarkeit unserer überlieferten Sitten, denen neue gültige Formen noch nicht gegenüberstehen, die hemmenden Ungerechtigkeiten gegen die Frau im Wirtschaftsleben, im bürgerlichen Recht, in der politischen Praxis. Sie empfinden die Zwiespältigkeit ihrer gesellschaftlichen Stellung und die Notwendigkeit eines besondern Kampfes um die konfliktlose Einreihung der emanzipierten Frau in die Gesellschaft.

Zwischen der emanzipierten Frau und der Nurhausfrau, den beiden entscheidenden Typen, gibt es selbstverständlich, wie bei jedem gesellschaftlichen Fortschreiten, Stufen, und das hier um so mehr, als die deutschen Wirtschaftsverhältnisse immer noch keine gerade soziale Entwicklung zulassen.

Der Parteiapparat aber erkennt noch kaum an, daß heute auf der einen Seite die Frauen, die von Mutterschaftsleistung und isolierter Wirtschaftstätigkeit immer wieder in ihren eigenen engen Zirkel gepreßt werden, durch besondere Mittel gewonnen werden müssen, die auf andere Schichten, auch auf andere Frauen, nicht anwendbar sind, und daß auf der andern Seite Frauen, die bewußte Parteigenossinnen sind, bewußt moderne Frauen in voller Freiheit und voller Gleichberechtigung, zu politischer Schulung und Wirksamkeit zugelassen werden müssen. Unsere Erkenntnis von der einheitlichen Quelle aller sozialen Übel und der Notwendigkeit einheitlicher Zusammenfassung des Proletariats zum politischen Kampf verbietet uns eine besondere Frauenorganisation. Der Parteiapparat aber drängt immer wieder die Frauen auf besondere Gebiete und zu besonderen Veranstaltungen ab, statt ihnen ganz weit

die Tür zu öffnen, statt ihnen die Möglichkeit zu geben die ihnen besonders bewußt werdenden Frauenprobleme vor der Parteiöffentlichkeit, wo sie als allgemeine gesellschaftliche Fragen hingehören, zu behandeln und besondere Veranstaltungen nur da zu treffen, wo die durch ihre bisherige Stellung bedingte Rückständigkeit der Frau es verlangt.

Die sozialdemokratische Frauenkonferenz dieses Jahres, die vom 29. bis zum 31. Mai in Kiel stattfand, hat leider den notwendigen Fortschritt nicht gebracht. Der Parteitag hatte gute und politisch wichtige Referate zur Agrarfrage gehört. Der Reichsbannergruß an der Länge der Kieler Förde hatte den Parteitagsteilnehmern Anhänglichkeit und Kraft der Massen, das Referat und die Diskussion über die Aufgaben der Sozialdemokratie in der Republik hatten nach einer langen Zeit der Erschlaffung Führer- und Machtwillen gezeigt. Spannungen lösten sich so, Hoffnung auf Beendigung der Reaktionsepoche wurde wach. Die Erinnerung an die Organisationsdebatte des Parteitags, die voraufgegangen war, stach davon schlecht ab. Nun begann die Frauenkonferenz wieder mit Organisationsfragen. Damit waren von vornherein ihr Elan wie ihre Wirkung beeinträchtigt.

Die traditionsgemäße Behandlung von Organisationsfragen auf den Parteitagen ist diesmal von vielen Teilnehmern des Parteitags und der Frauenkonferenz als Übel empfunden worden. Die Organisationsdebatten sind öffentlich und stehen an der Spitze der Tagungen. Das verführt, ja zwingt beinahe zur Rechenschaftslegung über das vergangene Jahr und zur Reklame für die Tätigkeit der Partei und hat damit nur zu oft eine öde Kritik an dem Vergangenen zur Folge, die um so öder wird, wenn die entscheidenden politischen Fragen bei anderen Punkten der Tagesordnung behandelt werden. Es wäre besser in Zukunft im Rahmen einer nichtöffentlichen Delegiertenkonferenz die Fragen der Werbung, Organisation und Schulung männlicher und weiblicher Mitglieder zu behandeln. Der Stoff kann dabei sachlich gegliedert, und die Frauenwerbung oder -schulung könnte in die einzelnen Stoffgebiete einbezogen oder besonders behandelt werden, je nachdem, welches Problem im Vordergrund steht. Die Referate müssen an Männer oder Frauen nach der Sachkenntnis vergeben, aber weibliche Delegierte in ganz anderm Umfang, als dies bisher geschehen ist, hinzugezogen werden.

In diesem Jahr war, um die Frauenkonferenz zu bereichern, ein an sich richtig gewähltes Thema auf die Tagesordnung gesetzt worden: Wohnungsnot und Wohnungsreform. 2 Aufgaben hätten bei der Behandlung des Themas erfüllt werden können: 1. die Schulung von Funktionärinnen zu politischer Erkenntnis und praktischer Verwertung, 2. die Wirkung nach außen, nicht nur zur Gewinnung neuer Mitglieder, denen Behandlung und Zielsetzung einleuchten, sondern auch zur Proklamierung neuer Ideen und Forderungen, die die Sache über ihren derzeitigen Stand hinaustreiben. Zur Lösung der einen Aufgabe wäre die Politisierung des Themas notwendig gewesen, nämlich die Verbindung des Wohnungsproblems mit allen augenblicklichen Wirtschaftsfragen, wie Wirtschaftsorganisation, Kapitalinvestierung, Kredit-, Zins-, Lohn-, Steuerfragen, Vorzüge privatwirtschaftlicher, kommunaler oder genossenschaftlicher Betriebe. Zur Lösung der andern hätte eine Darstellung der engen Verbindung von Wohnungsfragen mit der Vereinfachung des Haushalts als Grundlage einer weitem Befreiung der Frau und der Überwindung der Wohnungsnot als Hemmnis auf dem Weg proletari-

scher Entwicklung gehört. Die Referentin, die ausgezeichnete Direktorin des Kölner Wohlfahrtsamts, in dem sie viel Neues und nur Gutes geschaffen hat, sprach leider nur von der Aufgabe der Wohlfahrtspflege bei der Wohnungsreform; sie verkannte die politische Aufgabe der Frauenkonferenz, obwohl das Thema auch auf seine politische Bedeutung hin vor der Tagung selbst publizistisch, in der Genossin, vorbereitet war.

Damit sind schon die Aufgaben besonderer Frauenkonferenzen umrissen. Sie sollen die Parteifunktionärinnen (der Einfachheit halber sei dieser wenig schöne Ausdruck gestattet) zur Gewinnung und Schulung der politisch noch nicht aufgeschlossenen Frauen vorbereiten, damit sie imstande sind von einem alle Frauen besonders bedrängenden Problem ausgehend mit ihrem Thema ihre Hörerinnen oder Schülerinnen auf die Höhe großer Politik zu führen. Sie können außerdem, solange für die Behandlung von Frauenfragen ein anderes Gremium nicht zur Verfügung steht, der Erfassung, Durchdringung und Fortentwicklung aller Komplexe dienen, die mit der Problematik der gesellschaftlichen Stellung der Frau zusammenhängen. Solche Konferenzen sollten dann ganz unabhängig vom sozialdemokratischen Parteitag veranstaltet werden, damit ihr Ergebnis von ihm unbeschattet in die Partei selber und auch in die größere Öffentlichkeit dringt.

Dringlich zur Behandlung auf der sozialdemokratischen Frauenkonferenz scheinen mir vor allem folgende Fragen: die Wandlungen in der Sexualethik, ferner, wenn die Ergebnisse der Berufszählung von 1925 vollständig vorliegen, was ja in Bälde der Fall sein muß, Umfang und Bedeutung der Frauenberufsarbeit in Deutschland. Beide werden sich als empfindliche Messer von Strukturwandlungen im Schoß der Gesellschaft erweisen.

MARK WISCHNIAK · DIE IDEE DER REVOLUTION RUSSLANDS

JETZT sind 10 Jahre seit dem Frühling von 1917 verflossen. Schon 10 Jahre. Wir aber fragen uns oft: Sind es nur 10 Jahre? Langsam zieht sich die Zeit hin in den glühenden Jahren nationaler Stürme und Kämpfe. Gilt in solchen Zeiten ein Monat so viel wie ein Jahr, so rechnete man im belagerten Port Arthur, dann ist das letzte Jahrzehnt einer geschichtlichen Periode von 120jähriger Dauer gleich. Innerhalb dieser schicksalsschweren Frist hat der Tod viele der bedeutendsten Teilnehmer der Märzereignisse hinweggerafft, deren Namen mit den Erfolgen und Niederlagen der russischen Revolution aufs engste verknüpft sind. Dahin ist Fürst Lwow, der erste Ministerpräsident der Republik, dahin Lenin, der spätere Vorsitzende des Rats der Volkskommissare, dahin auch Martow, beider Kritiker und Gegner. Ermordet oder freiwillig aus dem Leben geschieden sind Kokoschkin, Schingarjow, Tschcheidse, Sawinkow, Nabokow, Kornilow. So verschieden die politische Laufbahn dieser Männer, so verschieden die Art ihres Todes auch ist, sie gehören doch zusammen. Sie alle haben, jeder auf seine Weise sich einsetzend, die Spur ihrer Persönlichkeit in der Entwicklung der Revolution hinterlassen, sie alle stehen im Zeichen des März in der Geschichte. Heute aber ist manches, aus 10jähriger Entfernung gesehen, in ein neues Licht gerückt. Im Fegefeuer unserer Erlebnisse hat sich uns russischen Sozialisten, die wir mit der Märzrevolution unauflöslich verbunden sind, manche Erkenntnis erschlossen.

Verzichtet man darauf die irdische Geschichte mit der himmlischen zu verquicken und die Ereignisse von 1917 mit den eschatologischen Visionen der Apokalypse in Zusammenhang zu bringen, sieht man andererseits davon ab diese Geschehnisse aus den primären, neuerdings unter dem Begriff Eurasien zusammengefaßten Bedingungen der russischen Landschaft: der grenzenlosen Ebene, den Steppen, Wäldern und Tundren, ableiten zu wollen. so bleibt nichts übrig als die Erklärung für eine politisch-soziale Erscheinung, wie es die Revolution ist, in politischen und sozialen Ursachen zu suchen. Eine solche Erklärung ist auch gewissermaßen zum Allgemeingut geworden. Die Märzrevolution wird auf 2 für Volk und Staat verhängnisvolle Verzögerungen zurückgeführt: die Verspätung der Abschaffung der Leibeigenschaft und die Verschleppung der Liquidation der autokratischen Regierungsform.

Die wirtschaftliche Rückständigkeit Rußlands, das niedrige kulturelle Niveau der Massen, deren Passivität und anarchische Tendenz, die Losgelöstheit der Intellektuellen vom Volk, ihr "Nihilismus", die Lockerheit der Klassengliederung, das Fehlen eines nationalen staatsbürgerlichen Bewußtseins, diese und unzählige andere große und kleine Ursachen und Umstände, die auf den Gang der russischen Revolution komplizierend eingewirkt haben, finden ihre Erklärung in der Verschleppung der wirtschaftlichen und politischen Emanzipation. Zwischen dem gutsherrlichen Leibeigenenbesitz und dem staatlichen Absolutismus bestanden unauflösliche Blutbande. Die russische Autokratie und die Leibeigenschaft sind, wie ein so maßgebender Kenner und Verteidiger beider Institutionen wie Uwarow, der Minister Nikolaus' I, bezeugt, »2 parallele Kräfte, die sich mit einander entwickelt haben, sie haben den gleichen geschichtlichen Ursprung, und es wohnt ihnen die gleiche Rechtmäßigkeit inne«. Der gemeinsame Untergang hat ihr gemeinsames Schicksal besiegelt. Aber zu lange hatte Rußland unter der Herrschaft eines durch nichts und niemanden eingeschränkten Despotismus gestanden. Die Folge war, daß es zu lange ein Land der Sklaven blieb. Paul I pflegte zu sagen: »Wer ist ein russischer Edelmann? Ein Edelmann ist der, mit dem ich gerade spreche, und nur, solange ich mit ihm spreche.« Unter dem unmittelbaren Eindruck seiner Regierung stellte schon Speranskij fest, daß es in Rußland nur 2 Stände gebe: Sklaven der obersten Gewalt und Sklaven der Grundbesitzer. Wohl mochten die einen wie die anderen Speranskijs Einsicht teilen, daß »die Regierungsform hinter dem erreichten Grad der staatsbürgerlichen Bildung zurückstehe«, und feindselige Gefühle gegen ihre Herren, sowohl die Gutsbesitzer wie die Träger der Staatsgewalt, nähren; aber über einen knechtischen Ausdruck solcher Gefühle gingen sie selten hinaus. Die Bauern griffen zu Mord und Brandstiftung, der Adel machte untertänigste Eingaben. Beides war gleich erfolglos. Land und Freiheit blieben nach wie vor Ziele vergeblicher Sehnsucht und Hoffnung. Die Geschichte der letzten 150 Jahre, vom Pugatschjowschen Bauernaufstand über die Revolte der Dekabristen, die Verschwörung der Petraschewzen, die verschiedenen späteren Bewegungen unter der Parole "Land und Freiheit!" bis zur Tätigkeit der Sozialrevolutionäre und Sozialdemokraten: es ist die Geschichte einer vornehmlich instinktmäßigen und elementaren, langsamen, aber zähen Unterwühlung der politisch-sozialen Ordnung, die unter Katharina II eine feste Form erhalten hatte, als durch Gewährung weitgehender Privilegien an den Adel und Fesselung der Bauern das Bauern- und das Adelsrecht sich endgültig kristallisierten und endgültig auseinandergingen.

Der "agrarraristokratische" Staat brach zusammen. Es zeigte sich, daß die herrschende Klasse den Rußland von der Geschichte gestellten Aufgaben in keiner Beziehung gewachsen war. Der Grundadel, zerschlagen und besiegt, hat die historische Bühne, wohl auf Nimmerwiederkehr, verlassen müssen. Nicht viel rühmlicher war die Rolle der andern privilegierten Schicht, der Klasse des Handels und der Industrie, die auch eine führende Stellung innerhalb des Staates beanspruchte. Nach dem, allerdings etwas verspäteten Eingeständnis eines ihrer heutigen Ideologen, des Professors Eljaschewitsch, auf einer 1921 in Paris abgehaltenen Tagung der Vertreter von Handel und Industrie, hat es eigentlich eine solche Klasse im vollen Sinn des Worts »in Rußland nicht gegeben, es gab nur Leute, die Handel betrieben, sich eines Gewerbes befleißigten«. Gerade das Fehlen jener Mittelschichten, die in anderen Ländern die treibende Kraft siegreicher Revolutionen waren, bildete eine der Ursachen der russischen Revolution; zugleich aber eine der Ursachen ihres Absturzes und Zusammenbruchs. Der russische Dritte Stand vermochte die historische Mission, die diesem Stand sonst überall nach Abschaffung des Absolutismus zufiel, nicht zu erfüllen. Sowenig er im vorrevolutionären zarischen Rußland hätte behaupten dürfen, daß er »nichts« sei, so wenig versuchte er nach der Revolution »alles« zu werden. Dazu fehlte es ihm an Kraft, an Begeisterung, an Selbstvertrauen. So kam es, daß die undankbare und schwierige Aufgabe die Augiasställe des russischen Absolutismus zu reinigen und abzutragen, neben anderen geschichtlichen Aufgaben dem Vierten Stand zufiel, der, dumpf und bedrückt, jahrhundertlang von jeder Kultur und staatlichen Betätigung ausgeschlossen war.

Noch eine Schicht gab es, die sich zwar nie um eine führende Stellung im russischen Staatswesen beworben hatte, aber nachträglich als Anwärterin auf eine solche hervortrat: die Intelligenz, die, außerhalb der Klassen und Stände stehend, eine Gruppe für sich bildet. Ihre Anfänge fallen in eine Zeit, da die Autokratie ihren historischen Daseinsgrund bereits eingebüßt hatte. Ist es da zu verwundern, daß die russische Intelligenz gleichsam mit der Muttermilch den Haß gegen eine veraltete, alle historischen Epochen verkennende Staatsgewalt einsog? Diese wiederum hörte nie auf die Intelligenz zu verfolgen und zu quälen. Von Nowikow und Radistschew über die Dekabristen, Puschkin, Tschaadajew, Herzen, Tschernyschewskij, Dostojewskij, Tolstoj, bis zu den heutigen radikalen Parteien schlingt sich der Ariadnefaden, mit dessen Hilfe es endlich gelang sich aus dem Labyrinth des Absolutismus zu befreien. Aber nur in einem ganz bedingten und allegorischen Sinn darf man den russischen Intellektuellen die Rolle des westeuropäischen Tiers *Etat* zuschreiben. Lange, bevor sie auf der geschichtlichen Bühne erschien, wurden die Grundfesten des russischen Staates immer wieder von dem blinden Simon Volk erschüttert, und mehr als einmal überflutete der "Pöbel" sowohl das alte Moskowerreich wie den petrinischen Staat, er empörte sich im Namen des entweihten Glaubens und der Freiheit. Die Intellektuellen gaben sich diesem Kampf mit ganzer Seele hin. Sie taten es nicht aus sozialem Ressentiment, wie ihnen heute von manchen vorgeworfen wird; nichts lag ihnen ferner als dumpfer Groll oder blinder Haß gegen die Träger der Macht und die Besitzer der irdischen Güter. Wenn überhaupt, so traten solche Gefühle erst viel später, nach dem Sieg, in die Erscheinung. Die russischen Intellektuellen zeichneten sich von jeher durch selbstlosen, klarsichtigen, heiligen Haß aus. Sie wollten nichts für sich, alles für das Volk.

Die Revolution des Frühlings 1917 war die unmittelbare Reaktion des russischen Volkes auf die Forderungen des Krieges und die militärischen Mißerfolge. Sie war zugleich die Antwort auf die jahrhundertlang erduldeten Bedrückung durch die historische Staatsgewalt. Als das Volk in einem der kritischsten Augenblicke seiner Geschichte innewurde, daß die verhaßte Macht ins Wanken gekommen war, warf es mit einem einzigen Ruck sein Joch ab. Die Losung der Revolution war die Freiheit. Für die einen handelte es sich nur um politische Freiheit, für die anderen darüber hinaus um die Befreiung von jeder Art nationaler und sozialer Bedrückung. Die Abschaffung der Autokratie als eines Systems des politischen Despotismus war die Forderung, in der sich alle Parteien, Klassen und Nationalitäten zusammenfanden. Es war aber das Unglück der russischen Revolution, daß eine Fülle der schwierigsten Aufgaben, die in anderen Ländern einzeln und zu verschiedenen Zeiten gelöst werden konnten, jetzt zu gleicher Zeit auf sie eindrang. Das Volk war nicht reif genug diese Probleme zugleich zu lösen, und von diesem Gesichtspunkt aus mag die Revolution verfrüht erscheinen. Aber jedes Problem für sich genommen war längst überreif, und für jedes kam die Lösung zu spät. So war die Revolution doch verspätet und mußte das Schicksal aller verspäteten Revolutionen teilen. Sie hatte ein völlig erschöpftes Land vorgefunden, und es war unvermeidlich, daß sie alle ohnehin akuten und schwierigen Fragen noch akuter und schwieriger werden ließ. Die Geburt der Nation hatte zur notwendigen Voraussetzung die Abschaffung des Absolutismus, die Übergabe des Landes an die Bauern, die Befreiung der Nationalitäten, die Beendigung des Krieges und vieles andere. Umgekehrt konnte jedes dieser Probleme nur auf der Grundlage eines bereits vorhandenen nationalen Bewußtseins gelöst werden. Die Revolution, die es mit allen diesen Problemen auf einmal zu tun bekam, zerbrach an diesem Widerspruch.

Die Märzrevolution machte dem historischen Gegensatz zwischen Macht und Volk ein Ende. Staatsgewalt und Volk flossen in eins zusammen: Das Volk wurde souverän, die Staatsgewalt ging aus dem Volk hervor. Aber der Fluch der Vergangenheit lastete schwer auf beiden. Die Staatsgewalt als solche flößte nach wie vor Mißtrauen und Argwohn ein, blieb nach wie vor in den Augen des Volkes ein Übel, ein Sinnbild der Willkür und des Despotismus. So kam es, daß auch die neue Staatsgewalt in den Händen des triumphierenden Volkes ohnmächtig und prekär war. Und nach einem 8 Monate währenden Kampf war das seit Jahrhunderten nach Freiheit lechzende russische Volk unter den Trümmern der Romanowschen Monarchie lebendig begraben. Man kann es beklagen, daß die Revolution zu spät in Rußlands Geschichte Ereignis wurde. Aber man müßte ganz verblendet sein, wollte man den tiefgreifenden grundsätzlichen Unterschied übersehen, der zwischen der Autokratie und dem März, zwischen dem März und dem November besteht. Wie früher unter der Monarchie, so ist jetzt unter dem Bolschewismus das Volk nur Objekt fremden Willens. Im März hatte es versucht sich seine eigene Form zu schaffen. Dieses Schaffen nahm ein jähes Ende. Wer aber würde behaupten wollen, die schöpferische Kraft des russischen Volkes sei auf immer versiegt? Die Märzrevolution war der Ausdruck intensivsten Lebenswillens, der kühne Versuch eines lebenbejahenden und lebensfähigen Volkes sein Dasein auf einer neuen und bessern Grundlage aufzubauen. Und dieser Wille zum Leben und zur Freiheit ist das Unvergängliche und Ewige, das in der Märzrevolution liegt, und das durch nichts verdunkelt werden kann.



IM Frühling 1917 wurde die russische Nation geboren. Wer jene Märztage miterlebt hat, für den sind die Worte der russischen Dichterin Gippius-Mereschkowskaja voll tiefer Wahrheit: »Es lag das Zeichen der Gottesnähe auf jedem Antlitz und verklärte es. Und nie, weder vorher noch nachher, waren die Menschen so sehr eine Gemeinschaft wie damals.« Die Dauer der Märzrevolution wird verschieden berechnet: Die einen setzen ihr Ende schon im April an, die anderen im Juli, wieder andere im November. So kurz aber ihre Lebensdauer auch war, eines steht fest: daß sie im Augenblick, als sie da war, alle Herzen und Gemüter ohne Widerstand eroberte. Vom letzten Frontsoldaten bis zum Großfürsten Michael, zu dessen Gunsten der Zar abdankte, wurden alle von ihrer unwiderstehlichen und zauberischen Macht mitgerissen. Diese Tatsache, die einmal Wahrheit war, kann durch keine späteren Ereignisse von noch so langer Dauer aus der Welt geschafft werden.

Das Wachstum des Nationalbewußtseins ist noch lange nicht das A und O der Menschheitsgeschichte. Sowohl in der logischen Ordnung wie in der Hierarchie der Werte erscheint das Allgemeinmenschliche als das Höhere und Universalere. Aber das Nationale und das Allgemeinmenschliche sind keine verschiedenen Welten und keine sich ausschließenden Begriffe. Das Nationale stellt sich als die relative, aber notwendige Form des Aufsteigens der Menschheit zu dem inter-, außer- und übernationalen Absoluten dar. Nur auf dem Weg über eine nationale Revolution wird ein Volk zum Schöpfer seiner Geschichte; bis dahin wird diese ohne das Volk oder gegen es geschaffen. Darum ist die Märzrevolution nicht nur der Epilog einer 300jährigen Epoche der russischen Geschichte sondern zugleich ein Prolog zu der Zukunft des russischen Volkes. Nicht in dem Übergang des Landes in die Hände des Bauern, nicht in der Befreiung aller geknechteten Nationalitäten und Bekenntnisse aus dem Romanowschen Völkergefängnis, nicht in der heilsamen Wirkung der Heimsuchung, als die die Revolution manchem erscheint, auf die orthodoxe Kirche, ja nicht einmal in der Abschaffung der Monarchie und der Aufhebung der ständischen Ordnung besteht die wichtigste Errungenschaft der russischen Revolution, vielmehr in der Geburt der russischen Nation, in dem nicht mehr auslöschbaren Tatbestand, daß das Volk sich seiner als eines einheitlichen Ganzen bewußt geworden ist.

Es wird heute wissenschaftlich viel darüber gestritten, was eine Revolution eigentlich ist. Die Deutschen haben bereits die objektive Untersuchung dieses "Phänomens" eingeleitet. Der Jenaer Soziologentag von 1922 war ausschließlich der Erörterung des Wesens der Revolution gewidmet. Nach Marx, in seinem Vorwort zur Kritik der politischen Ökonomie, »muß man stets unterscheiden zwischen der materiellen naturwissenschaftlich treu zu konstatierenden Umwälzung in den ökonomischen Produktionsbedingungen und den juristischen, politischen, religiösen, künstlerischen, kurz ideologischen Formen, worin sich die Menschen dieses Konflikts bewußt werden und ihn ausfechten«. Für Ihering wie auch für Kautsky ist eine gelungene Empörung eine Revolution; im umgekehrten Fall ist es eine Revolte, ein Putsch. Für Engels ist die Revolution ein elementares, natürliches, nicht von sittlichen Normen sondern von physischen Gesetzen bestimmtes Faktum. Für Lassalle ist das gesamte Recht nur das Ergebnis der Revolution. Für Jellinek ist die Geschichte der Rechtsformen nichts anderes als die Geschichte der Um-

wälzungen im Recht. Struwe bewegt sich in den gleichen Gedankengängen, wenn er behauptet, der soziologische Begriff der Revolution sei »undenkbar ohne die Beziehung dieses Begriffs auf das Recht«, und die gelungene oder vollendete Revolution als eine »zum Recht gewordene Empörung« definiert. Umgekehrt sucht der Rigaer Gelehrte Lasersohn zu beweisen, daß die Revolution die Auflehnung des »intuitiven« Rechts gegen das positive sei. Andere Forscher sind vor allem bemüht zu beweisen, daß das Moment von Gewalt und Blut keineswegs zu den notwendigen Merkmalen der Revolution gehört. Es hat blutige Staatsstriche gegeben, wie die Peters I und Lenins. Andererseits gibt es unblutige Revolutionen, zum Beispiel die Februarrevolution von 1848 in Frankreich, die, wie die russische von 1917, nach dem Zeugnis von Louis Blanc eher einem Fest als einer Katastrophe glich. Alle jene Definitionen sind in gewissem Maß annehmbar und in gewissem Maß unzureichend. Jede enthält einen Kern von Wahrheit; doch will es uns scheinen, daß es keiner unter ihnen gelingt das Wesentliche festzuhalten. Es gibt Revolutionen, denen der Sieg versagt bleibt, zum Beispiel die russische von 1905. Und nicht immer führt eine Revolution zum Triumph einer bessern Rechtsordnung. Eine solche Vorstellung beruht auf der unbewußten Idealisierung der Revolution und knüpft an die romantische Schwärmerei eines Michelet an, für den die Revolution den »Anbruch der Gesetzesherrschaft, die Auferstehung des Rechts, die Wiederherstellung der Gerechtigkeit« bedeutet. Es ist aber auch das Gegenteil denkbar. Überhaupt wird das Problem der Revolution durch die Beziehung des Revolutionsbegriffs auf die Begriffe von Recht und Fortschritt nicht erschöpft. Die Revolution ist eben in jeder Hinsicht eine "unrechtmäßige" Erscheinung, von metajuridischen und metahistorischen Elementen durchsetzt.

Ziel der Revolution ist immer nur die Abschaffung der bestehenden und die Aufrichtung einer neuen sozialen und politischen Ordnung. Die politischen und sozialen Interessen der einzelnen Gesellschaftsklassen speisen die Revolution und treiben sie an, bestimmen sie aber nicht. Die einzelnen Klassen geben sich ihr hin; die wirkende und tragende Kraft in der Revolution ist aber stets das gesamte Volk.

Das Unterscheidungsmerkmal der Revolution ist ihr allgemeinnationaler Charakter. Darum ist eine Revolution um so "größer", je größer die zahlenmäßige Beteiligung der Bevölkerung an ihr ist, und je stärker die einzelnen Personen, Gruppen, Klassen von dem Gefühl der Gemeinschaft und den Interessen des überpersönlichen Ganzen durchdrungen sind. Von diesem Standpunkt aus ist die französische Revolution von 1848 größer als die Julirevolution. Und der März 1917 brachte jedenfalls in einem wahren Sinn eine Revolution als der November. Im März handelte das gesamte Volk, wirkte sich die Nation mit Elementargewalt aus, und darum war es eine Revolution. Im November handelten der Zentralausschuß der bolschewistischen Partei, die Militärorganisation, der Petersburger Sowjet; und darum war, was damals vor sich ging, ein Aufstand, ein siegreicher Aufstand, aber keine Revolution. Und die Methoden des Novembers machen ihn, trotz noch so langer Dauer, zu einer bloßen Episode der russischen Geschichte. Der März aber, der Augenblick der Geburt der russischen Nation, der Umwandlung des Volkes aus dem Objekt seiner eigenen Geschichte in deren Subjekt und Schöpfer, muß als eine besondere Epoche der russischen Geschichte angesehen werden.

Nicht lange war es dem russischen Volk beschieden in Geist und Form eine Nation zu sein. Immerhin, die Tatsache, daß es eine solche war, läßt sich aus der russischen Geschichte nicht mehr streichen. Gewiß, wir können keinen Augenblick vergessen, was seither eingetreten ist: die Not und Zerstückelung Rußlands, die Vernichtung jeglicher Selbstbestimmung, die Abhängigkeit von parasitären Gewalten. Aber so furchtbar die Lage des russischen Volkes heute auch ist, wir glauben doch an die Zukunft Rußlands. Über kurz oder lang wird das Volk den Weg zu sich selbst finden. Keine Rückkehr. Der gesegnete, unvergeßliche März des Jahres 1917 ist unwiederbringlich dahin. Aber solange Rußland lebt, bleibt auch die Idee seiner Märzrevolution lebendig.

HILTGART VIELHABER · FRANZÖSISCHE DICHTER

IM späten Herbst des Jahres 1922 erlag Marcel Proust dem Kampf, den er ein Leben hindurch mit der Gebrechlichkeit seines Körpers geführt hatte. Was er den dichterischen Zeitgenossen und dem nachdrängenden Geschlecht bedeutete, versuchte die Nouvelle Revue Française im Januar 1923 festzuhalten. Diese edle Sitte dem Toten von seinesgleichen, im Dienst der Musen, den letzten Lorbeerkrantz winden zu lassen, übte man auch jetzt wieder in Paris, als vor wenigen Monaten Rainer Maria Rilke, der deutsche Dichter, aus dem Leben schied. Benjamin Crémieux vergleicht den leidenden Proust mit Heine und seinen Dichtungen aus der Matratzengruft. Man könnte auch an Leopardi erinnern, dem auch von Jugend an Leben nur ein ständiges Sichhüten vor dem eigentlichen Dasein bedeutete. (Oder doch dem Dasein, soweit es materiell zu fassen ist.) Doch die notwendige Beschränkung auf das rein Geistige oder das Phantasiegeborene schafft eben jene ungeheure Kunst, jene Kraft der Illusion, die dem Kunstwerk selbst das intensive Eigenleben schenkt. Proust wirkte nicht blutleer, weil er ein Liebender war, Heine und Leopardi kannten die Bitternisse der Verzichtenden. Immer wieder bricht unaufhaltsam die Klage gegen das Schicksal aus ihnen hervor. Proust kennt das Leid. Wie kennt er es! Aber seine alles überwindende Güte stellt seine Lebenslast einzig als Entwicklungsfaktor ein. Denn diese Dichter, wie Proust, Duhamel, Morand, haben, mit einer Reihe anderer noch, bei aller Verschiedenheit das eine gemeinsam: den tiefen unerschütterlichen Ernst zum Leben. Der schließt Spiel und Anmut der Form niemals aus. Aber jede Spur des Unechten, des übermäßig Lauten, des Verzeichnenden ist ihnen fern. Die unerbittliche Wahrhaftigkeit gegen sich selbst erträgt nicht irgendeine Form der immer vergrößernden Tendenz. Man deckt nur Regung und Auswirkung des Seelischen auf, hell-sichtig und feinhörig, wie man durch Freud geworden ist.

Das Hauptwerk Marcel Prousts *A la recherche du temps perdu* (das der verdienstvolle Verlag Die Schmiede auch deutschen Lesern zu geben begonnen hat) lehnt sich rein äußerlich an gewisse Vorgänger der französischen Literatur. Proust geht vom eigenen Erlebten aus, wie Goethe in Dichtung und Wahrheit. Aber um diesen Mittelpunkt läßt er wie Balzac und Zola eine Familie, eine ganze Gesellschaft in ihren unterschiedlichen Schichtungen erstehen. Nicht als festgefügten Bau sondern als ewig sich wandelndes Gebilde, das durch Interessengemeinschaft und Berufsverhältnis, durch den Kontakt der verschiedenen Generationen, durch Sympathie und

Leidenschaft einem ständigen Wechsel unterworfen bleibt. Das Resultat, zu dem Proust gelangt ist, was wir alle miterlebt haben: die Anpassung und Umgruppierung der unterschiedlichen Kreise und dadurch Möglichkeiten der Entwicklung auf neuer Lebensbasis. Wir überraschen Prousts Helden im Unbewußten und Unterbewußten und vergleichen unwillkürlich sie selbst mit dem Bild, das sie sich von sich selbst gemacht. Denn das ist so fein bei Proust wie auch bei Morand, Farrère und manchem mehr, wie sie darstellen, daß jeder Mensch sich seine ihm gültige Norm schafft, durch die er sich erklärt, entschuldigt, vergrößert. Und nur, soweit sein Wesen mit diesem Kultbild von sich selbst nicht übereinstimmt, fühlt er sich unglücklich.

Crémieux weist in seinem Buch vom 20. Jahrhundert auf den künstlerischen Aufbau der *Recherche du temps perdu*. Er vergleicht ihn einer Symphonie. Namen tauchen auf, werden flüchtig erwähnt und sinken zurück. Wieder tauchen sie auf, klingen an, werden einen Augenblick festgehalten und fallen hinab. Bis sie plötzlich dastehen, gedeckt von der Persönlichkeit selbst wie ein Motiv, das erst nur angedeutet, schließlich in aller Fülle sich entfalten darf. Die letzten Bücher Prousts lagen inhaltlich vollendet da. Allein der Dichter konnte ihnen nicht mehr die endgültige Feilung geben. Die Jahre des Krieges mit äußerem Druck und innerer Qual hatten den Zarten, mühsam Lebenden zu früh verbraucht. Anders bei Morand, Duhamel, Larbaud, Valéry, Delteil und jener Fülle jüngerer Autoren, die sich zum größten Teil um die *Nouvelle Revue Française* gruppieren. Sie alle setzen sich mit dem Krieg und seinen Folgen auseinander, und zwar so, daß er rein künstlerisch als Leben zeugende Erfahrung erscheint. Wie sollte es bei diesen Künstlern, die der Erkenntnis neuen Werdens auf der Spur sind, anders sein?

Claude Farrère schildert in *Les hommes nouveaux* den Typus des Neureichen. Nicht mit der abweisenden Geste, die man bei uns stets für den Parvenu bereit hat. Ohne zu übertreiben, sachlich, wohlwollend, mit dem echt französischen Einschlag von Ironie, zeigt Farrère einen solchen Mann. Noch laufen diesem Entgleisungen unter. Aber schon empfindet er, daß das seelisch Feinere auch das Höherstehende ist. Wenn auch der Bodensatz brutaler Grundanschauung, der einmal aufquillt, ihm dann sein Lebensglück zerstört. Doch wird nicht moralisiert, nur Schicksal, wie es abfolgt, dargestellt.

Ebenso bei Joseph Delteil. Unerhört an Wucht der Schilderung, so daß man dem erdrückenden Grauen nicht entrinnen kann, ist sein Ausbruch der Revolution in Rußland, der in der *Anthologie de la nouvelle prose française* erschien. Die Bilder folgen sich filmhaft, in rasenden Kontrasten. Man sieht eine Welt einstürzen. Und doch ist alles künstlerisch gebändigt, wirkt mit überzeugender Wahrscheinlichkeit. So schildert nur der Zeitgenosse, der im Eindruck solchen Erlebens stand.

Dann Paul Morand. Delteils Buch *Choléra* hatte auch an vielen Stellen die völlige Verworrenheit der ersten Nachkriegszeit empfinden lassen. Aber Morand erlebt dies alles auf einer andern Ebene. Er ist gütig. Wenn auch seine Ironie der Tragikomik gewisser Momente nicht widersteht, so ist er doch zu menschlich ernst, um Größe nicht durch Verkleidung zu fühlen. Seine 3 Werke *Tendres Stocks*, *Ouvert la nuit* und *Fermé la nuit* sind vor dem Hintergrund des Krieges aufgebaut. Der absolute Wandel aller menschlichen Verhältnisse tritt uns in den Erzählungen von nächtlichen Bekanntschaften im 1. Band entgegen. Die Türkische Nacht,

die mit der Fahrt im Orientexpress beginnt, gibt zuerst die wechselnden Bilder der durchquerten Länder, die im Augenblick aufsteigen, haften mit der Erinnerung an ihre Eigenart und vergehen. Die Eisensymphonie des Simplon, Venedig, dann Serbien durch seine seltsamen Schweine kenntlich. Dann folgt die Nacht in einer Bar Konstantinopels, einer russischen Bar, in der adlige Damen bedienen. Und hier trifft er die Gräfin Strakow, von deren Reiz er einst in Biarritz entzückt gewesen. Sie ist vornehm geblieben und bekennt ihm skeptisch, daß ein gewisses Milieu ihr zum Leben notwendig ist: »Wir lieben den Luxus und sind darum lieber als Dienende in den großen Restaurants, als daß wir überhaupt nicht mehr dorthin gehen könnten. Bedienen ist langweilig. Doch im Grunde nicht langweiliger als bedient werden.« In hoffnungsloser Schwermut, wie wir sie seit Dostojewskij bis Andrejew und weiter lange, lange vor dem Krieg schon finden, ergibt sie sich in ihr Schicksal: »Mein Unglück bietet mir die einzige Unterhaltung. Ja, dann ist noch als tägliche Lektüre die Liste der Selbstmörder.« Und weiter: »Anastasia, die 12 Sprachen redet und das Diplom für Philologie an der Moskauer Universität erhielt, sie steht jetzt da und verkauft amerikanische Zündhölzchen. Ich habe seit 2 Jahren nicht in einem bezogenen Bett geschlafen.« Dies alles enthüllt sich bei der Unterhaltung. Anders als bei Delteil. Aber vom Elend des Einzelbeispiels gesehen wirkt das der Gesamtheit oft noch erschütternder. Die russischen Aristokraten, die der Autor in dieser Türkischen Nacht in der Bar und ihrer ärmlichen Behausung kennen lernt, tragen zum Teil noch den goldgestickten Uniformrock. Doch sie haben kein Hemd darunter. Wie fein ist jener Rest von Barbarei noch hierin angedeutet, aber wie gewinnend wirkt auch die besondere russische Güte und Gastfreundschaft bei allem Elend. Schon anders die Römische Nacht. Auch hier Zersetzung, aber aus innerer Zerrissenheit. Die französische Mutter klagt über die Bekannten der Tochter, und Morand sucht sie zu erklären: »Diese Generation, Madame, ist ein Opfer. Die Männer wurden Soldaten, und die Frauen wurden verrückt. Das Schicksal hat dann seinerseits noch ein gerüttelt Maß von Unglück hinzugefügt.« Und als Beleg zu diesen Worten erscheint das Leben Delphines in Tendres Stocks. Sie heiratet einen russischen Offizier, der in Toulon im Lazarett gelegen hat. Er kehrt ins Feld zurück und wird bei Odessa getötet. Sie irrt umher, trifft in England den einstigen Jugendfreund. Erst wohnt sie bei den Nonnen, als Witwe, trauernd und doch sehnsüchtig nach neuem Glück verlangend. Bald wird die Einsame der Raub unlauterer Mächte, die damals überall ihr Wesen trieben und sich als Okkultisten gebärdeten. Und sie verkommt immer mehr, sinkt schließlich auch physisch in Schmutz und Schmach. Er will sie retten, sie mit sich nehmen, nach Paris. Allein sie findet sich nicht ein zur verabredeten Stunde, und er »bleibt einsam mit seinem Herzen voller Almosen«.

Eines sei, wegen seiner aufhellenden Suggestivität, besonders hervorgehoben: wie Morand, in seiner Erzählung Clarisse, den Ausbruch des Krieges in London beschreibt: »Dieses Land erwachte langsam zum Krieg. Die Gewißheit kam ihm von äußerlichen Dingen her. Man sah die deutschen Juden der Commercial Road die Läden schließen und die vom West End die kostbaren Gemälde in sichern Gewahrsam bringen. Die Konsuls fielen, und auch die Wolle aus Sydney sank im Wert . . . Man hörte, daß die Diplomaten in großer Eile unsere Gewässer verließen, und daß alle Könige in ihre Hauptstädte zurückkehrten, und daß die Länder ihre Grenzen sperrten, als ob

sie einen Riegel vorschöben . . . Man sah die Kriegsschiffe ausfahren, wie in jedem Jahr zur Regatta in Portsmouth. Aber die Kanonen waren entsichert, und die deutschen Jachten folgten ihnen diesmal nicht . . . Das Meer reagierte als erstes . . ., und allmählich breitete das Fieber sich von den Ufern her nach dem Innern des Landes aus. All das begab sich ohne Leidenschaft . . . England hat nicht jene schimmernde Nacht im August erlebt, wo Millionen Männer ihre Gattinnen umschlangen und sie mit trockenen Lippen küßten — und wo sie ihre Briefschaften verbrannten. Man postierte nur einen Schutzmännchen vor die Deutsche Botschaft. Und als man allmählich begriff, begann man Kasernen zu bauen. Konnte dieses Land denn anders als nur langsam den Krieg begreifen? Dieses Land ohne Narben, dessen Kinder niemals die Kugelspuren früherer Kriege in seinen Häusermauern fanden?«

Anders steht es mit dem irischen Dichter O'Ptah, in *Fermé la nuit*. Der kennt den Straßenkampf, kennt Feuerschlacht und Lebensgefahr. Aber er ist erstarrt vor seiner eigenen Bedeutung, vor der Unverrückbarkeit seiner festgelegten Bilder. Die Tragik dieser Entwicklung vom Revolutionär zum berühmten Dichter und schließlich zum liebeskranken, ausgenutzten Greis wirkt unmittelbar auf den Lesenden über. Die schwere Zeit der deutschen Inflation lebt in der Nacht von Charlottenburg auf, im dekomponierten Heim des Freiherrn von Strachwitz. Die grenzenlose Misere bei starken Kulturbedürfnissen, die dunkle Mystik des Schlangenraums, die desperate Stimmung der physisch und geistig Gemarteten, die vorläufig in keiner Weltanschauung Erlösung finden können, es bleibt ein Beispiel nur. Doch es war typisch.

So hat Morand diese Zeit gesehen und durchlebt. Sein starker Hang zu weiten Reisen, die Möglichkeit vielfachen Vergleichs, gibt jedem einzelnen Erlebnis besondern Wert. Es bleibt zu erwarten, wie er sich stellt, wenn die Sterne neuer Hoffnung leuchten werden.

DAVID LUSCHNAT · ATMENDES SCHICKSAL DER ERDE



ALLE wohl sind wir Gewesene, heute wie gestern,
Tragen gestorbenes Licht
Krank in den wachsenden Tag.

Alle auch sind wir Gewordene, morgen wie heute,
Wachsen aus eignem Gesetz
Ewig zu neuer Geburt.

Schmerz ist der Stachel zu fernen und fernsten Geburten,
Dennoch: Wir zeugen durch Lust,
Zeugen den Tod, der uns hilft.

Stark übermannt von uns selber verwandelt der Wandel
Lautlos das zuckende Herz,
Lösend und bindend in eins.

Atmendes Schicksal der Erde, du bannst die Gelösten,
Du bist in uns wie ein Stern,
Du bist uns Quelle und Durst.

RAPHAEL SELIGMANN · LAOTSE UND BUDDHA



US dem tiefern Orient weht uns eine etwas mürbe Luft entgegen. Es ist eine Atmosphäre, die von schmerzlichsten Lebenserfahrungen durchtränkt ist, eine tief menschliche Atmosphäre, denn sie berührt die empfindlichste Seite der menschlichen Seele: das Leid. Nicht zum erstenmal, freilich, ist hier das Leid entstanden. Aber zum erstenmal ist hier das Problem des Leids entstanden. Zum erstenmal wurde hier das Phänomen des Leids in den Mittelpunkt der Betrachtung gehoben und mit einem Ernst und Eifer behandelt, wie nie und nirgends anderswo in der Welt. Nur der Ernst der jüdischen Propheten bei ihrer Behandlung des moralischen Problems kommt ihnen gleich. Hier tauchen die fast legendarischen Gestalten des Buddha und des Laotse vor unseren Blicken auf. Legendarisch und das Gebiet der Fabel streifend ist ihr irdischer Wandel, ist ihr ganzes Gebaren. Aber ihre Gedanken und ihre Worte widerhallen von der allerrealsten, ewig gegenwärtigen Wirklichkeit. Sie reden vom Leid, vom Leid der Menschheit, vom Leid der gesamten Kreatur. Beugen wir in Ehrfurcht das Haupt vor ihnen. Denn der Boden, den wir hier betreten, ist heilig, geheiligt durch das furchtbare Mysterium des Menschheits-, Erden- und Weltschmerzes.

Buddha und Laotse berühren einander in einem einzigen allerletzten Wurzelpunkt, gehen aber in allen anderen sie interessierenden Fragen der Welt- und Lebensanschauung radikal auseinander. Es ist schwer zu entscheiden, wer von ihnen beiden der tiefere, umfassendere und weitsichtigere ist. Sie sind beide gleich gewaltig und monumental, so gewaltig und monumental wie kein abendländischer und orientalischer Denker nach ihnen, wenn es auch manche tieforientalischen Weisen vor ihnen gegeben hat, die an Weite des philosophischen Blicks und Tiefe des metaphysischen Instinkts den Vergleich mit ihnen wohl auszuhalten vermöchten; die abendländischen Philosophen, die zwar in der Behandlung vieler Einzelfragen der Erkenntnis zweifellos eleganter, genauer, präziser und scharfsinniger sind und mit unvergleichlich handlicheren und fruchtbareren Hilfsmethoden des Denkens arbeiten, können sich aber an unmittelbarer Intuition und unmittelbarem Welterlebnis mit ihnen kaum messen.

Von jenen beiden orientalischen Weisen ist Buddha der subjektivere und dem durchschnittlichen Verstand zugänglichere. Er geht von dem ganz elementaren Gefühl des Leidens aus, das er kategorisch und vorbehaltlos verwirft, ohne, je die Frage zuzulassen, ob nicht dem Leid als solchem ein gewisser Wert für die menschliche Seele oder für das Dasein der Welt zukomme, denn nichts kann ihm über die einfache und klare Tatsache hinweghelfen, daß das Leid als solches vom unmittelbaren Bewußtsein als glatte Ablehnung, als ein Nichtseinsollendes gefühlt und gewertet wird. Dies Gefühl der Ablehnung wird zum Fundament der ganzen buddhistischen Philosophie. Buddha findet, daß dem Leid im Dasein unmöglich zu ent-rinnen sei, denn jede Äußerung des Lebens, wie jede Äußerung des Daseins überhaupt, ist mit Vergänglichkeit behaftet, und alles Vergängliche mit einem Gefühl des Leidens unzertrennlich verbunden. Tiefer und genauer besehen, sei Vergänglichkeit nichts anderes als die äußere objektive Seite eines innern Geschehens, und dieses Geschehen ist das Leiden in allen seinen mannig-fachen Äußerungen und Gestalten, als physische, seelische und geistige Not.

Was im Bewußtsein eines lebenden und empfindenden Wesens als Leiden erscheint, das zeigt sich äußerlich als Vergänglichkeit: Vergänglich und mithin leidvoll ist aber alles, was an irgendeiner einzelnen und empirischen Form und Gestaltung des Lebens und Seins, wie auch am empirischen Sein in seiner Ganzheit haftet; unvergänglich und mithin leidlos alles, was jenseits jeder einzelnen empirischen Lebens- und Seinsäußerung wie des empirischen Seins in seiner Totalität steht. Folge für die Lebenspraxis: Loslösung von jeder Empfindung, jedem Gefühl, jedem Gedanken, jeder Lebens- wie Seinsäußerung wie auch vom empirischen Sein in seiner Totalität überhaupt.

Laotse hingegen ist weit entfernt davon in jeder Äußerung des Lebens oder im Leben als solchem ein fundamentales Übel erblicken zu wollen. Aber das Grundübel des Daseins beginnt für ihn genau mit jenem verhängnisvollen Augenblick, in dem zum erstenmal in der Natur das individuelle Bewußtsein, will sagen ein mit Bewußtsein und Selbstbewußtsein ausgestattetes Individuum, entstanden ist. Die Wurzel des Übels steckt nach Laotse in jenem elementaren Trieb sich um jeden Preis zu erhalten und zu behaupten, der jedem "normalen", mit Bewußtsein begabten Einzelwesen so eigen ist, und kraft dessen dieses Wesen sich als den Mittel- und Angelpunkt der Schöpfung zu fühlen und zu betrachten gewohnt ist. In den Augen Laotses befindet sich dieses normale Individuum in einem vollständig abnormen Verhältnis zu den einzelnen Bestandteilen der ganzen übrigen Natur. Jeder einzelne Bestandteil der ganzen übrigen Natur lebt ruhig sein Leben in voller Eintracht mit allen anderen Bestandteilen, ohne sich irgendwelche Sonder- und Ausnahmestellung anzumaßen, ohne auf seiner Existenz eigensinnig verharren zu wollen und sonderlich besorgt um sie zu sein, ohne sich einzubilden, daß er den Mittelpunkt des Weltgeschehens darstellt, und zu wähnen, daß mit seinem Entstehen alles in der Welt entstehen und mit seinem Untergang alles in der Welt vergehen werde, ohne zwar sein Selbst zu verleugnen, aber auch ohne die Sucht sein Selbst um jeden Preis zu behaupten, zu erweitern und ins Ungemessene auswachsen zu lassen. Ganz anders das mit dem furchtbaren Geschenk des Bewußtseins und Selbstbewußtseins ausgestattete Einzelwesen. Ihm zerrinnt die ganze Welt in ein völliges Nichts, sobald es selber nicht dabei sein kann, um sie mitzuerleben. Es sucht mittels der Empfindung das gesamte Leben der Natur auf jenen winzigen Punkt zu sammeln und zu konzentrieren, den sein eigener Leib jeweilig im Weltenraum einnimmt, und zeigt sich fortwährend am eifrigsten und eigensinnigsten danach bestrebt sein Selbst unter allen Umständen und nötigenfalls auf Kosten anderer Wesen möglichst zu behaupten, zu steigern und auszudehnen. In dieser aggressiven, naturfeindlichen und abnormen Stellung des normalen bewußten Einzelwesens erblickt Laotse die erste Abweichung von der Grundnorm des universellen Lebens, die ursprüngliche Sünde gegen den Geist der Natur, das kardinale Übel, an dem das menschliche Leben krankt. Laotses Diagnose lautet: Der Mensch krankt an der Sucht sein eigenes Leben um jeden Preis geltend zu machen und in den Vordergrund zu stellen. Die Folgen sind ewige Unruhe und ewige Unzufriedenheit im eigenen Innern, im privaten Leben, Uneinigkeit und Zerrissenheit im Leben der Gesellschaft, Verwirrung und Zerwürfnis im Leben der Staaten. Die Mittel zur Abwendung des Übels bestehen in folgendem: Lebe in ähnlicher Weise, wie die Pflanze, der Baum lebt, ohne irgendwelchen Anspruch auf irgendwelche Geltung zu erheben, ohne auf der Behauptung

deines Selbst zu beharren, ohne irgendwelche vorgefaßte Absicht zu hegen, ohne irgendwelche Veränderung an deiner Umgebung vornehmen zu wollen oder, kürzer gefaßt, ohne deinen Willen auf irgendetwas in bewußt überlegter Weise zu richten. Das Pochen des bewußten und selbstbewußten Individuums auf das eigene Selbst ist nach Laotse ein gewaltsamer Eingriff in die Rechte der Schöpfung, da das eigentliche Selbst dem Naturganzen als solchem oder dem Urgrund der Schöpfung und nicht dem bewußten Einzelwesen zukommt. Nur der Ursprung der Schöpfung allein besitzt ein wahrhaft unabhängiges, für sich seiendes und sich selbst genügendes Selbst, das alle einzelnen Erscheinungen aus seinem Innern heraus erzeugt, alle einzelnen Erscheinungen in sich erfaßt, ohne je in ihnen aufzugehen und sich in ihnen zu erschöpfen, nicht aber das mit Bewußtsein ausgestattete Individuum, das bei aller seiner Bewußtheit ein Naturding unter anderen ist und bleibt, nicht mehr und nicht weniger. Als Ding unter Dingen nimmt das bewußte und selbstbewußte Individuum wohl Anteil am Selbst dieses Urgrundes, das sich doch in allen Erscheinungen und Einzelwesen auf diese oder jene Weise manifestiert. Als Ding unter Dingen haftet es notgedrungen an diesem Urgrund, und gerade darin, in diesem Haften, insofern nämlich das Individuum sich dieses seines Teilhabens an der Wurzel alles Seins bewußt ist, gerade darin besteht sein echtes, reines, wahrhaftes Selbst, nicht aber in jenem monströs hypertrophierten Ich, das einen bösartigen Aussatz am Organismus der Schöpfung bildet. Zwischen diesen beiden Selbst, dem natürlichen und rechtmäßigen Selbst der Schöpfung und dem unnatürlichen und unrechtmäßigen Selbst des menschlichen Ichs, waltet nach Laotse eine bestimmte umgekehrte Proportionalität: Je weniger ein Mensch auf sein eigenes Ich pocht und es in den Vordergrund stellt, je weniger er um die Erhaltung, Förderung und Steigerung seines individuellen Daseins besorgt ist, je weniger er sich an die Dinge herandrängt, um sie in seinem Interesse zu lenken, zu meistern und sie bewußterweise zu beeinflussen, desto mehr Chancen besitzt er, daß sein wahrhaftes Selbst ihm unversehrt bleibt. Je mehr er, umgekehrt, auf sein Ich pocht und es in den Vordergrund stellt, je ängstlicher und eifriger er um die Erhaltung, Förderung und Steigerung seines individuellen Daseins besorgt ist, je hastiger er sich an die Dinge herandrängt, um sie in einer bestimmten Richtung zu lenken und zu beherrschen, desto mehr verwirrt und verbraucht er von seinem wahrhaften Selbst, desto weniger Chancen besitzt er, daß ihm sein wahres, natürliches Selbst erhalten bleibt, denn das falsche Selbst wirkt auf Kosten dieses wahren Selbst. Dem ethischen Faktor mißt Laotse keine große Bedeutung bei. Die Moral ist in den Augen Laotse nur ein Nothelf, entstanden in jenem Augenblick der Verwirrung, als das falsche Selbst, das menschliche Ich, sich im privaten wie im gesellschaftlichen und staatlichen Leben breit zu machen begann. Dann entstand auch die Moral als Gegengift, als das geeignete Mittel solcher Unordnung und Uneinigkeit zu steuern. Lebten die Menschen gemäß der Natur, das heißt gemäß ihrem echten und wahrhaften Selbst, so hätte man das ganze Rüstzeug der Moral ruhig entbehren können, da in der unverdorbenen Natur Eintracht und Harmonie herrschen.

Zwischen Laotse und Buddha bestehen auf diese Weise ganz gewaltige Differenzen. Buddha verwirft en bloc jedes Leben überhaupt, in welcher Form auch immer; Laotse dagegen nur das Leben des individuellen Bewußtseins und des individuellen Wollens. Buddha ist von einem grundsätzlichen und

absoluten Pessimismus durchzogen. Laotse verrät sogar sehr deutliche Zeichen eines heitern und lebensfrohen Optimismus. Und doch gibt es einen Punkt, wo sich die beiden Weisen begegnen: Laotse in seiner geflissentlichen Unterschätzung des bewußten Moments kommt zur übertriebenen Wertschätzung des Moments des Unbewußten. Und von da ab ist nur ein Schritt bis zum Primat des Nichtseins über das Sein, da das Gebiet des Unbewußten für das Bewußte ein Vakuum bildet, vom Nichtsein nicht zu unterscheiden.

Das ganze Bestreben dieser tieforientalischen Weisheit geht darauf aus den Gegensatz zwischen Bewußtem und Unbewußtem möglichst abzuschleifen. Richtiger gesagt: nicht den Gegensatz zwischen dem Unbewußten und dem Bewußten überhaupt sondern den zwischen dem Unbewußten und dem menschlichen Ich, den zwischen dem bewußten menschlichen und dem unbewußten Selbst der Natur, des Universums, des Alls. Etwas präziser und philosophischer gefaßt: den Gegensatz zwischen dem immanenten Selbst des menschlichen Bewußtseins und dem transzendenten Selbst des Urgrunds der natürlichen Schöpfung. Denn außer dem kleinen, fatalen und anmaßlichen Selbst der menschlichen Person gibt es das große, allumfassende und echte Selbst jenes Urgrunds, jenes Absoluten, jenes Tao nach der Benennung Laotses, der das All aus seinem Innern heraus erzeugt. Laotse spricht es klar und unverkennbar, Buddha in seiner vorsichtigen, empirisch-positivistischen, hypothesenscheuen Manier etwas verschleiert aus. Aber sein Nirwānam ist höchstwahrscheinlich kein absolutes Nichts sondern ein allem Irdischen entrücktes transzendentes Selbst. Jedenfalls verwerfen sie beide die menschliche Persönlichkeit und den Lebensnerv dieser Persönlichkeit, das Bewußtsein des Ichs, jenes tausendarmigen, nimmersatten Monstrums, das abnormerweise alles auf sich sammeln, konzentrieren, alles auf und in sich zurückführen möchte, während jedes andere Ding in der Natur einfach sein Leben hinlebt, ohne sich in den Vordergrund zu drängen, ohne irgendwelche Sonderstellung beanspruchen und ohne als Unikum gelten zu wollen. Besonders prägnant tritt dieser Gedanke bei Laotse auf. Er ist weit davon entfernt dem Leben in unversöhnlichem Groll den Rücken kehren zu wollen. Im Gegenteil: Man freue sich des Lebens, das von Haus aus gar nicht schlecht sein kann, denn es entsprudelt ja dem Urquell der Schöpfung, und dieser ist an sich nicht schlecht; aber man hüte sich vor einem Leben, das sich Prärogative anmaßt, Ansprüche erhebt, Forderungen stellt und etwas für sich, *nur* für sich verlangt. Man gebe sich vertrauensvoll seinen natürlichen Trieben, Empfindungen und Gefühlen hin, die von Haus aus gar nicht verdorben sein können, denn sie werden ja von der seelischen Substanz mit der selben Notwendigkeit hervorgetrieben wie die Blüten und Knospen von der Substanz der Pflanzen, und diese Notwendigkeit ist an sich gar nicht schlecht; aber man hüte sich vor Trieben, Empfindungen und Gefühlen, die etwas für sich, *nur* für sich beanspruchen, die das Ich behaupten, befestigen, verwurzeln möchten, die etwas unbedingt in den Umkreis des Ichs bannen wollen. Man strahle Leben nach allen Richtungen aus, aber man suche nicht die Lebensstrahlen auf sich zu konzentrieren. Besonders scheut Laotse alle jene Regungen, die sich nicht notwendig in Handlungen umsetzen müssen sondern auch unterbleiben können. Laotse sieht in ihnen den Ursprung des Bösen, die Erbsünde. Woher kommen sie, wie entstehen sie? Alles in der Welt entsteht und vollzieht sich auf natürlichem Weg aus dem Urgrund der Schöpfung heraus. Nur diese Handlungen, diese "freien" Akte, brauchen

nicht notwendig zu entstehen und vollzogen zu werden, denn zwischen sie und den Urgrund der Schöpfung schiebt sich ganz unrechtmäßigerweise die menschliche Absicht. Dies sei eine Auflehnung gegen die Natur, und von da hebe das Übel an. Hierin liegt zugleich das punctum saliens der ganzen Frage: Laotse verwirft die freie Aktivität des Individuums und ihre Reaktivität auf die Umgebung. Buddha ist konsequenter als Laotse, konsequenter und furchtbarer. Wenn Laotse in der Empfindung und im Gefühl nichts Böses erblickt, wenn sie in seinen Augen harmlose Äußerungen der menschlichen Psyche sind, so erblickt Buddha schon hier die eigentliche Wurzel alles Bösen und alles Übels. Denn die Empfindung ist schon von Natur aus so geartet, daß sie alles auf sich zurückführt, auf den jeweiligen Standort des empfindenden Wesens. Die Zentripetalität, die Laotse so scheute und vor der er so warnte, steckt schon in jeder natürlichen, ursprünglichen Empfindung. Buddha verwirft daher jede Lebensempfindung, ob natürlich oder unnatürlich, ob freudvoll oder qualvoll, und selbstverständlich auch jenen auf dem Boden der Lebensempfindung erwachsenden Willensimpuls, sofern er nicht auf die Vernichtung sämtlicher Empfindungen, Gefühle, Vorstellungen und Lebensäußerungen, mit anderen Worten: sofern er nicht auf die Vernichtung seiner selbst gerichtet ist.

RUNDSCHAU

ÖFFENTLICHES LEBEN

Innenpolitik / Hans Simons

Frankreich Betrachtet man die Entwicklung der französischen Innenpolitik während des letzten Jahres, dann sieht man recht, in welchem Maß sich unter der Regierung Poincarés nicht nur Geldwert und Wirtschaftsverhältnisse gefestigt haben, sondern die Gesamtlage. Wenn wirklich, wie jetzt die Zeitungen berichten, die Stellung der Regierung so geschwächt sein sollte, daß in absehbarer Zeit mit einer Krise zu rechnen ist, dann hat jedenfalls Poincaré in diesem Jahr die Autorität des Kabinetts mit seinen immer wiederholten Vertrauensfragen an das Parlament nicht umsonst angespannt. Denn mag sich die Kraft der Regierung allmählich erschöpfen, so hat doch die wirtschaftliche und politische Kraft des Landes stetig zugenommen. Und auf dieses Ergebnis kam es an. Die Ermächtigungen, die das letzte Kabinett Briand von der Kammer verlangt hatte, waren nicht nur unter dem Einfluß des deutschen Vorbilds und zur technischen Beschleunigung der Gesetzgebung vorgeschlagen worden. Sie waren vor allem ein unentbehrlich scheinendes Mittel die Regierung mit ihrer zerbrechlichen Mehrheit von nur 22 Stimmen arbeitsfähig zu machen. Hätten hinter

dem Kabinett Briand die wirtschaftlich entscheidenden Gruppen gestanden, so hätte es sich wohl durchgesetzt. Denn für die Lösung der damaligen Krise kam es auf die Unterstützung durch eine Majorität an Wirtschaftsmacht, nicht an Stimmenzahl an. Aber Briand vermochte weder auf die Hilfe der Finanzwelt noch auf die Unterstützung der Industrie zu rechnen. Um so eigenartiger ist es, daß sich die Gegner der Regierung die Argumente für den Sturz aus der Ideologie des demokratischen Parlamentarismus nehmen konnten. Herriot glaubte die Rechte der Kammer und damit des souveränen Volks gegen Diktaturgefahren verteidigen zu müssen; sein Vorstoß entschied das Schicksal des Kabinetts, demgegenüber nun vorsichtige Interessenten als kühne Idealisten auftreten konnten. Briand wurde in der Nacht vom 16. zum 17. Juli gestürzt, und Herriot mußte die Kabinettsbildung übernehmen. Rückblickend kann man sagen, daß er Frankreich mit seinem Eingreifen, bei dem er freilich sein eigenes Ansehen vorübergehend opferte, einen Dienst erwiesen hat. Denn der unbefangene Beobachter wird eine Klärung, auch wenn sie zugunsten politischer Gegner erfolgt, einem Wirrwarr vorziehen, der auf Kosten aller Beteiligten und der Gesamtheit gehen muß. Das Kabinett Herriot, das nun gebildet wur-

de, war im Grunde nichts anderes als ein gescheiterter Versuch, der nicht ausführlich geschildert zu werden braucht. Aber dieses Zwischenspiel war besonders eindrucksvoll, weil das Kabinett sich in einer Stunde größter finanzpolitischer Verwirrung der Kammer vorstellte und beim ersten Auftreten mit 290 gegen 237 Stimmen gestürzt wurde. Damit war festgestellt, daß die Linke, die ja technisch gegenüber dem Problem des Währungsverfalls bereits versagt hatte, auch rein politisch nicht mehr in der Lage war die Führung zu behalten. Das oft falsch verwendete Rezept des nationalen Konzentrationskabinetts, das in allen europäischen Krisen der Nachkriegszeit seine große Rolle gespielt hat, war in diesem Fall angebracht und entscheidend. Alle Faktoren waren auf diese Lösung vorbereitet, alle anderen Lösungsmöglichkeiten faktisch ausgeschaltet.

Frankreich: Das Kabinett kam denn **Kabinett Poincaré** auch in wenigen Stunden zustande. Es setzt sich folgendermaßen zusammen: Vorsitz und Wiederaufbau Poincaré, Justiz und Elsaß-Lothringen Barthou, Auswärtige Angelegenheiten Briand, Inneres Albert Sarraut, Krieg Painlevé, Marine Leygues, Kolonien Perrier, Handel Bokanowski, Unterrichtsminister Herriot, Öffentliche Arbeiten Tardieu, Landwirtschaft Quenille, Pensionen Marin. Durch den Eintritt des eben gestürzten Herriot bekam dieses Kabinett tatsächlich den Charakter einer Regierung der nationalen Einigung, und es behielt parlamentarisch, selbst wenn nicht alle Parteifreunde Herriot folgten, eine reichliche Mehrheit. Es stellte sich am 27. Juli der Kammer vor und erhielt ohne Diskussion und auf ein finanzielles Programm hin, an dem eigentlich nur gewisse Steuererleichterungen zugunsten des Kapitals und zur Bekämpfung der Kapitalflucht neu waren, das Vertrauen mit 358 gegen 131 Stimmen bei 60 Enthaltungen. Die Kammer stimmte nunmehr auch der Behandlung der Finanzgesetze in der abgekürzten Form für dringliche Vorlagen zu. In den nächsten Wochen ging diese Gesetzgebungsarbeit außerordentlich rasch vor sich. Mit einer gewissen Feierlichkeit, die psychologisch durchaus ihre Wirkung tat, wurde die Einführung des Gesetzes über die Amortisationskasse in die Verfassung, zur Sicherung ihrer Autonomie und der Mindesthöhe ihrer Dotierung, vom Senat mit 267 gegen 16, von der Kammer mit 395 gegen 191

Stimmen beschlossen. Tatsächlich hat die Entwicklung gezeigt, daß es zunächst ohne Ratifikation der Schuldenabkommen möglich war durch Wiederherstellung des Vertrauens, nicht zuletzt dank einer ungewöhnlichen parlamentarischen Disziplin (die Kammer hat sich auf dem Weg über einige Geschäftsordnungsbestimmungen stark eingeschränkt und auf Poincarés immer wiederkehrende Vertrauensfragen stets positiv reagiert) die Währung zu stabilisieren und allmählich den Kurs zu heben.

Am 9. Januar 1927 fanden die Senatswahlen statt die keine starken Verschiebungen brachten sondern mehr durch den Wechsel der Personen gekennzeichnet sind, wenn auch die Linke einen kleinen Vorteil errang, der unter anderm dazu führte, daß die Sozialisten zusammen mit den sozialistischen Kommunisten zum erstmalig im Senat eine eigene Fraktion bilden können. Nicht gewählt wurde Millerand, der Senatspräsident de Selves, der ehemalige Unterrichtsminister François Albert, der Sozialist Peirotes. Neu in den Senat kamen der Kammerpräsident Péret, die ehemaligen Minister Laval, Bérard und Jourdain. Wiedergewählt wurden Barthou, Caillaux, Pams, Steeg, Klotz, Clementel, Jonnart und Bienvenu-Martin. Im ganzen wurden 67 der ausscheidenden Senatoren wieder- und 41 neu gewählt. Die dadurch notwendig werdende Ersatzwahl des Kammerpräsidenten für Péret fiel im Kampf zwischen Maginot und Bouisson zugunsten Bouissons aus. Damit wurde zum erstmalig ein Sozialist Kammerpräsident. Seine Wahl ist allerdings wohl mehr durch die persönlichen Sympathien bestimmt gewesen, die er sich in den vergangenen Jahren als Vizepräsident erworben hatte, als etwa durch eine Neubelebung des Linkskartells, das sich ohnehin erst im 3. Wahlgang auf diesen Kandidaten zu einigen vermochte. Mit Kammer und Senat ist es Poincaré gelungen, ohne die Frage der endgültigen Stabilisierung zu lösen, de facto eine Stabilisierung zu erreichen, nachdem er den Kurs des Franc zum Pfund von 170 auf 120 gehoben hatte. Er hat das vor allem dank der Unterstützung der Großfinanz erreicht, die seinen Vorgängern gefehlt hatte.

Tschechoslowakei

Die letzten Wahlen in der Tschechoslowakei, die am 15. November 1925 stattfanden, haben außerordentlich starke Verschiebungen besonders zuungunsten der Sozialdemokraten beider Nationali-

täten, der tschechischen und der deutschen, gebracht und die frühere tschechische Regierungsmehrheit endgültig erledigt. Da sie zum Ausgangspunkt der Annäherung einiger deutscher an die tschechischen Parteien geworden sind und damit die Basis nicht nur der spätern tschechisch-deutschen agrarisch-bürgerlichen Regierung bilden sondern auch für die Rolle der fascistischen Bewegung einerseits und die Wahl des Staatspräsidenten andererseits entscheidend geworden sind, lohnt es sich die wichtigsten Zahlen festzuhalten. Nachstehend seien die Stimmen verzeichnet, die die einzelnen Parteien bei der letzten Wahl erhielten (in Klammern dazu die Stimmen bei der Wahl von 1920), ferner die Anzahl der Mandate (wobei gleichfalls in Klammern die von 1920 beigefügt ist). Und zwar bei jeder Partei der Reihe nach zuerst die Anzahl der Stimmen bei den Wahlen fürs Abgeordnetenhaus, dahinter die Anzahl der Abgeordnetenmandate, sodann die Anzahl der Stimmen bei den Wahlen zum Senat, dahinter die Anzahl der Senatsmandate: Tschechische Sozialdemokratie 630 894 (1 590 520) und 29 (74), 537 470 (1 466 958) und 14 (41), Tschechische Volkspartei 691 238 (699 728) und 31 (33), 618 033 (622 406) und 16 (18), Tschechische Agrarpartei 970 498 (603 618) und 45 (28), 841 647 (530 388) und 23 (14), Tschechische Nationale Sozialisten 609 195 (500 821) und 28 (24), 516 250 (373 913) und 14 (10), Tschechische Nationaldemokraten 284 628 (387 552) und 13 (19), 256 360 (354 561) und 7 (10), Slowakische Volkspartei 489 027 (242 045) und 23 (12), 417 206 (181 289) und 12 (6), Tschechische Gewerbetypen 285 928 (122 813) und 13 (6), 257 171 (107 674) und 6 (3), Deutsche Sozialdemokratie 411 040 (689 589) und 17 (31), 363 310 (593 344) und 9 (16), Kommunisten 933 711 und 14, 774 454 und 20, Deutsche Nationalpartei 240 879 und 10, 214 589 und 5, Deutsche Nationalsozialisten 168 278 und 7, 139 945 und 3, Bund der Landwirte 571 198 und 24, 505 597 und 12, Christlichsoziale Partei 314 440 und 13, 289 055 und 7 (die letztgenannten 4 Parteien bildeten 1920 die Deutsche Wahlgemeinschaft). 3 kleinere Parteien sind außerdem noch im Abgeordnetenhaus vertreten; 11 Parteien sind völlig ohne Vertretung geblieben, darunter die tschechische Nationale Partei der Arbeit, die von Stransky gegründet ist, und, obwohl sie 98 240 Stimmen für das Abgeordnetenhaus und 87 917 für den Senat aufgebracht hat, kein Mandat er-

ringen konnte, hauptsächlich weil Prag auf 2 verschiedene Wahlkreise aufgeteilt ist. Die Deutsche Demokratische Freiheitspartei hat 1925 nicht mehr kandidiert; dadurch sind den Deutschen einige fähige Vertreter verlorengegangen. Die Sozialdemokraten waren nunmehr nicht mehr stark genug in der Regierungskoalition, um sich durchzusetzen; aber ihre politischen Ansprüche vermochten sie der veränderten Machtposition nicht recht anzupassen.

Über die Frage der Agrarzölle und die Verlängerung der Militärdienstzeit kam es zum Konflikt mit dem Ministerpräsidenten Svehla. Er vermochte einer grundsätzlichen Klärung noch dadurch auszuweichen, daß er zurücktrat, um die Sprengung der tschechischen Koalition zu vermeiden, und einem farblosen Beamtenkabinet Cerny Platz machte, das zunächst auf die selbe Mehrheit angewiesen war. Diese war nicht mehr zusammenzuhalten. Dagegen konnte die Regierung für die Absicht die Gehälter der Geistlichen zu erhöhen auf die deutschen Christlichsozialen und für die geplanten Agrarzölle auf den deutschen Bund der Landwirte rechnen; in beiden Fällen stand die Tschechische Sozialdemokratie in der Opposition. So deutete sich die künftige Regierungsgrundlage schon an. Die Schwächung des Kabinetts führte zu einer verstärkten Aktivität der fascistischen Propaganda, die sich unter Duldung besonders der Nationaldemokraten allmählich zu einer ernsthaften Gefahr für die verfassungsmäßigen Verhältnisse und zu einem allseitigen Kampf gegen Benesch auswuchs, dessen eigene Partei, die Tschechischen Nationalsozialisten, auch in die Opposition ging. Benesch legte, um nicht an die Partei gebunden zu sein, am 9. Juli 1926 sein Abgeordnetenmandat nieder. Einen Erfolg hatte die Regierung, als es ihr möglich war gegen den Widerstand der bürgerlichen tschechischen Parteien den Führer des tschechischen Fascismus, den General und Generalstabschef Gajda, in den Ruhestand zu versetzen; damit war trotz vorübergehend anwachsender Agitation den antiparlamentarischen Stimmungen und Kräften eine wirksame Niederlage beigebracht.

Anfang September äußerte sich der Präsident Masaryk in dem deutschen Prager Tagblatt zur Lage. Sein Hinweis auf die Pflicht und das Recht der Deutschen zur Regierungsbeteiligung war ergänzt und zum Teil erklärt durch einen scharfen Angriff auf den Fascismus und seine Förderer. Die deutschen Parteien,

die längst an der Regierungsmehrheit, aber nicht an der Regierung beteiligt waren, konnten als der zuverlässigste Gegner des tschechischen Fascismus betrachtet werden, dem Masaryk den Kampf ansagte. Trotzdem vollzog sich Mitte Oktober der Eintritt deutscher Minister in das neue Kabinett ganz unter dem Einfluß wirtschaftspolitischer Fragen. Seine Bedeutung ist bisher auch völlig auf dieses Gebiet beschränkt geblieben und hat keine nationalpolitischen Erfolge gezeitigt. Die sozialen Gegensätze sind den Beteiligten wichtiger geworden als die nationalen. Immerhin wird die Tatsache, daß der Abgeordnete Spina, Obmann des Bundes der Landwirte, und der Abgeordnete Mayer-Harting, Obmannstellvertreter des Klubs der Christlichsozialen Partei, dem neuen Kabinett Svehla angehören, in dem der bisherige Ministerpräsident Cerny als Innenminister, Benesch als Außenminister und Englisch als Finanzminister verblieben sind, nach außen die Entwicklung der Tschechoslowakei vom Nationalstaat, als den sie sich bisher betrachtet wissen wollte, zum Nationalitätenstaat, der sie werden muß, wesentlich fördern. Nachträglich ist auch die slowakische Opposition zur Regierung herangezogen worden. Sie hat aber wesentliche nationalpolitische Erfolge erzielt, was nicht zuletzt darauf zurückzuführen ist, daß die Slowaken politisch einheitlich und straff in ihrer Volkspartei unter Führung des Pfarrers Hlinka organisiert sind.

Auch die Vorbereitung der Präsidentenwahl, für die es auf die deutschen Stimmen entscheidend ankam, hatte keine nützlichen Ergebnisse in nationaler Hinsicht. Am 27. Mai 1927 wurde Masaryk mit 274 von 432 Stimmen, darunter denen der deutschen Regierungsparteien und Sozialdemokraten, gewählt, während 104 leere und 54 für den kommunistischen Kandidaten abgegeben wurden. Man muß abwarten, ob der Präsident damit in die Lage versetzt wird stärker als im letzten Jahr vor seiner Neuwahl auf die Politik der Parteien und besonders auf die Änderung der tschechischen Nationalisierungsmethoden einzuwirken. Wahrscheinlich ist dies nicht, bei dem Gegensatz, in dem er seiner politischen Überzeugung nach zu den herrschenden Parteien steht. Vor allem aber muß wiederholt werden, daß die deutschen Minister im Gegensatz zu ihrem slowakischen Kollegen wegen Steuern und Zölle, nicht wegen nationaler Probleme, in die Regierung eingetreten sind.

Totelliste Am 29. März starb in Rom, im Alter von 85 Jahren, der frühere Minister *Luigi Luzzatti*. Er war unter österreichischer Herrschaft in Venedig geboren, hatte sich frühzeitig für die soziale Bewegung interessiert und wegen Gründung einer Gewerkschaft der Gondolieri nach Italien fliehen müssen. Dort studierte er und wurde Professor der Nationalökonomie in Padua. Er spielte in der Entwicklung des italienischen Genossenschaftswesens eine wichtige Rolle. Zwischen 1890 und 1910 war er verschiedentlich Finanzminister; als solcher sanierte er 1908 die italienische Währung. 1910 war er Ministerpräsident; sein Kabinett trat wegen der damals geplanten Wahlreform zurück. Er galt als der erste Wirtschafts- und Finanzsachverständige Italiens.

Am 12. Juni verunglückte in München tödlich der bayrische Finanzminister *Wilhelm Krausneck*. Er war am 5. Oktober 1875 geboren, hatte Jura studiert und war sogleich in die Finanzverwaltung eingetreten. 1919 kam er als Regierungsrat ins Finanzministerium nach München, wurde 1920 nach dem Sturz der Regierung Hoffmann erst Staatssekretär und dann Minister, als Vertreter der Bayerischen Volkspartei. Die Bevorzugung der süddeutschen Länder, besonders Bayerns, beim Finanzausgleich war auch sein persönlicher Erfolg.

Kurze Chronik Der Osservatore Romano veröffentlichte einen *Brief des Papstes* an den Kardinalerzbischof von Bordeaux, worin der Papst die Grundsätze Leos XIII über die Freiheit jedes Katholiken die Regierungsform zu wählen bestätigt und eine ernste Verurteilung gewisser Nationalismen ausspricht, »die nicht auf den Grundsätzen der christlichen Religion fußen sondern auf ganz heidnischen Prinzipien über Macht und Moral«. ◊ Am 17. Mai wurde vom Deutschen Reichstag die Verlängerung des *Republikenschutzgesetzes* mit 323 gegen 41 Stimmen beschlossen. ◊ Am 1. Mai wurde nach langen Verhandlungen endlich die *thüringische* Regierung gewählt. Sie besteht nunmehr aus dem bisherigen Vorsitzenden Staatsminister Richard Leutheuser (Deutsche Volkspartei), dem früheren Staatsminister Arnold Paulssen (Demokratische Partei) und dem bisherigen Ministerialdirektor Wilhelm Toelle. ◊ Die Neuwahlen für den am 31. März aufgelösten *mecklenburgischen* Landtag fanden am 22. Mai statt und

veränderten das Kräfteverhältnis nicht wesentlich, die Linke erlangte einen geringen Vorteil. Das bisherige Kabinett blieb infolgedessen an der Regierung. \diamond Am 18. April trat die Regierung *Japans* wegen eines Konflikts mit dem Kronrat zurück. Das neue Kabinett setzt sich folgendermaßen zusammen: Ministerpräsident und Außenminister General Baron Tanaka, Minister des Innern Kisaburo Susuki, Finanzminister Takahaschi, Kriegsminister General Tsuno, Marineminister Admiral Okada, Justizminister Hara, Unterrichtsminister Mitsuchi, Landwirtschaftsminister Nochisuki, Handelsminister Jamamoto, Verkehrsminister Nakabaschi, Eisenbahnminister Ogawa. \diamond Der Staatspräsident *Chiles* Figueroa Larrain trat am 5. Mai zurück. Der bisherige Premierminister, das Haupt der Militärdiktatur, der General Maximilian Ibanez, wurde am 24. Mai zum Präsidenten gewählt.

Wirtschaft / Max Schippel

Calwer † Im Alter von 59 Jahren schied Richard Calwer in Berlin am 12. Juni mit seiner Gattin Gertrud freiwillig aus dem Leben. Als Theologe und Zögling des Tübinger Stifts fand Calwer in jungen Jahren den damals nicht gering zu schätzenden Mut zur Sozialdemokratie sich zu bekennen, deren rühriger Wortführer er lange Jahre, auch als Reichstagsabgeordneter für Gandersheim, war. Journalistisch begann er als Leiter des Braunschweiger Parteiblatts, um dann unter Bruno Schoenlank als vielgelesener Berliner Korrespondent, später als volkswirtschaftlicher Rundschauer und Mitarbeiter mit der Leipziger Volkszeitung längere Zeit verbunden zu bleiben. Die wirtschaftlichen, damals in dieser Weise noch sehr wenig gepflegten Studien führten ihn vor allem zu Forschungen und Berichterstattungen über den Arbeitsmarkt, die Preis- und Lohnbewegungen, die der Parteipresse und den Gewerkschaften sehr willkommen waren, und die später von der amtlichen Reichsstatistik in größerem Maßstab fortgeführt wurden. Auch von den darauffolgenden allgemeineren und umfassenderen Konjunkturbeobachtungen und -berichten kann man sagen, daß sie von Calwer zuerst systematisch gepflegt und journalistisch verbreitet und dann von glücklicheren, weil farblosen anderen übernommen und ausgebaut worden sind. An seinen einmal gewonnenen Anschauungen hielt Calwer zäh fest, was ebenso

für seine Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit spricht, wie es ihn allmählich, erst mit der Partei, dann auch mit den Gewerkschaften in Konflikte, schließlich zum Bruch brachte. Der Krieg machte vieles zunichte, was er in seinem wirtschaftsstatistischen Bureau fleißig und umsichtig geschaffen hatte. Das bittere Gefühl einen innerlich lohnenden Wirkungskreis kaum mehr zu finden ließ vielleicht den letzten Entschluß in ihm reifen. Als regelmäßiger Mitarbeiter und verdienstvoller Rundschauer war Calwer ein Jahrzehnt den Sozialistischen Monatsheften aufs engste verbunden; sie werden seiner immer ehrend gedenken.

Deutschland Die langsame Erholung der deutschen Wirtschaft, die seit Juli 1926 zu beobachten war, scheint sich ohne allzu große Störungen fortsetzen zu wollen. Am 17. Mai war die Anzahl der Arbeitssuchenden bei den Arbeitsnachweisen (1,38 Millionen) um nicht weniger als 876 294 geringer als zum gleichen Zeitpunkt des Vorjahrs (2,26 Millionen). In der Erwerbslosen- und Krisenfürsorge wurden am 15. Mai insgesamt 972 260 Hauptunterstützungsempfänger gezählt; gegenüber dem Anfang des Jahres (15. Februar 1,95 Millionen) eine Abnahme um nahezu 1 Million. In den berichterstattenden Gewerkschaften mit etwa 3 $\frac{1}{2}$ Millionen erfaßten Mitgliedern betrug der Prozentsatz der Arbeitslosen am 26. Februar noch immer 15,5, am 26. März 11,5 und am 30. April 8,9, während gleichzeitig die Kurzarbeiter von 5,8 auf 4,4 und 3,7 % der Mitgliederzahl herabgingen. Die Börsenkreise erlebten allerdings, da die Reichsbank starke Kreditschränkungen vornahm und auch im allgemeinen bei den Banken erzwang, am 13. Mai einen "schwarzen Freitag". Die Produktion blieb jedoch unerschüttert, auch die Spekulation begann bald wieder. Die Reichsbank erlitt zeitweise eine starke Einbuße an deckungsfähigen Devisen und sah daneben noch ihr Gelddepot bei auswärtigen Notenbanken sich verringern. Nach dem Reichsbankausweis vom 7. Juni betragen die umlaufenden Noten 3 689 Millionen Mark, der Goldbestand (1746,4 Millionen Mark Goldkassenbestand, 69,1 Millionen unbelastete Golddepots im Ausland) 1815,5 Millionen Mark. Der gesamte Devisenbesitz hatte seit Jahresbeginn um rund 1 Milliarde abgenommen. Um die Kreditgewährung für Spekulationszwecke weiter einzudämmen und ausländisches Kapital

stärker in normaler Weise heranzuziehen, erhöhte die Reichsbank am 8. Juni den Wechseldiskont von 5 auf 6%, während der Lombardzinsfuß unverändert auf 7 % blieb. Diese Vorgänge brauchen noch nicht zu entmutigen, immerhin zeigen sie die noch fortbestehende Schwäche der deutschen Kapitalsbildung und eine unerfreuliche Abhängigkeit Deutschlands vom ausländischen Kapitalzufluß.

England In England sinkt gleichfalls die Anzahl der Arbeitslosen. Die besonderen Wirkungen des Kohlenbergleuestreiks ausgeschaltet, ergibt die Arbeiterversicherungsstatistik für Großbritannien und Nordirland diesen Arbeitslosenprozentsatz: im Mai bis August von 14 und etwas mehr, im Dezember und Januar von etwa 12, im Februar von 10,9, im März von 9,9, im April von 9,4. Armenunterstützungsempfänger gab es in England und Wales Ende März 1 240 500, Ende Dezember 1926 1 484 000 (gegen Ende März 1914 644 000). Dem Reallohn der Arbeiter kommt ferner zustatten, daß die für den Arbeiterhaushalt wichtigsten Waren letzthin im Preis etwas gesunken sind. Der Detailpreisindex des Arbeitsministeriums stand, den Juli 1914 zur Vergleichsgrundlage = 100 gewählt, am 30. April auf 164, einen Monat zuvor auf 165 und vor 1 Jahr auf 167. Schlimm ist das Schicksal der Kohlenbergarbeiter, weil infolge der Grubenschmelzungen, die sich rasch vollziehen, infolge der sonstigen Rationalisierungen und zum Teil auch infolge der Schwierigkeiten des Kohlenabsatzes auf dem Weltmarkt ein großer Teil der Arbeiter auf Wiedereinstellung nicht hoffen kann. Im Durchschnitt des 1. Quartals waren 1926 1 101 700 Miners beschäftigt, 1927 1 005 400, also 96 300 oder 9 % weniger. Diese Zahl überschritten noch Südwales und Monmouth (13 %), Schottland (14 %) und Durham (16 %). Die Kohlen-, Stahl- und Eisen-, die Baumwollindustrie leiden noch immer schwer. Die Bank von England konnte am 21. April ihren Diskont von 5 auf 4½ % herabsetzen; die englische Geschäftswelt zeigte sich aber merkwürdig empfindlich, als kurz vor Ende Mai stärkere Goldabflüsse nach dem Ausland (3 Millionen Pfund innerhalb 1 Woche), vor allem durch Goldankäufe der Bank von Frankreich erfolgten, die zusammen mit einer Reihe anderer Vorgänge auf dem Geldmarkt die Hoffnungen auf baldige weitere Diskontherabsetzungen sehr wesentlich herabstimmten.

Frankreich Dagegen hat die Budget- und Währungskonsolidierung Frankreichs immer neue überraschende Erfolge aufzuweisen, und die Rückwirkungen der energisch fortentwickelten Deflation auf die Produktion halten sich in verhältnismäßig bescheidenen Grenzen. Seit dem Juli 1926, als der französischen Finanzverwaltung eine Katastrophe drohte, ist der Francwert von 245 Francs auf das Pfund Sterling auf 124 hinaufgebracht worden; diese Höhe scheint seit Anfang März unerschütterlich, so daß sie für die kommende gesetzliche Stabilisierung die Norm bilden dürfte. Das abgeschlossene Finanzjahr 1926 zeigt zum erstenmal seit dem Krieg einen Überschuß (von rund 1 Milliarde Francs). Die Bank von Frankreich konnte die so lange umstrittene Schuld aus dem Anfang des Krieges an die Bank von England zurückzahlen. An Stelle einer Flucht des Kapitals in das Ausland lockte der steigende und feste Franc wieder Gelder vom Ausland zurück. Der offizielle Zinssatz der Bank von Frankreich, der am 2. August 1926 auf 7½ % stand, konnte am 16. Dezember auf 6½ %, am 3. Februar 1927 auf 5½ % und am 14. April auf 5 % ermäßigt werden. Das Ansehen der Regierung Poincarés hat sich durch diese ungeahnten Erfolge (die in der Presse anfangs systematisch abgeleugnet, dann immer verkleinert wurden, bis sich die Wahrheit nicht mehr verbergen ließ) stark gehoben, so daß auch ihre politischen Gegner sich hüten sie zu stürzen sondern sich mit ungefährlichen Nadelstichen begnügen.

Japan Eine Krisis, die über Japan im März und April hereinbrach, hat die abendländische Wirtschaftswelt wenig berührt. Zwischen dem 15. März und dem 21. April stellten, von dem Bankrott der einflußreichen, vor allem für die Erschließung Formosas wichtigen Bank von Taiwan und dem großen Produktions- und Handelskonzern Susuki & Co. ausgehend, nicht weniger als 30 japanische Banken ihre Zahlungen ein, so daß nur die Gewährung eines Moratoriums und umfassende staatliche Beihilfen und Garantien das Unheil zu vorläufigem Stillstand und allmählichem Wiederrückgang zu bringen vermochten. Vielfach handelt es sich um bis 1923 zurückreichende Liquidationen, die damals vertagt wurden, weil im Gefolge des Erdbebens eine Fülle von Staatssubventionen und gesetzlichen Zahlungshin-

ausschiebungen die notleidenden Unternehmungen nochmals über Wasser hielten. Die Verzögerung der Generalabrechnung hat sie natürlich nur erschwert. Auch die vorher überaus günstigen Aussichten der Jenstabilisierung haben sich durch die Krisis verschlechtert.

Im übrigen hängt das Schicksal der japanischen Wirtschaft überaus eng mit der großen nationalpolitischen Bewegung zusammen, die jetzt den gesamten Fernen Osten erschüttert und den Beginn der Bildung des neuen Ostasiens bedeutet, von dem Japan, wie auch die außenpolitische Gruppierung zurzeit scheinen mag, selber einen Teil darstellt.

Vereinigte Staaten von Amerika

Die Vereinigten Staaten haben auf manchen Gebieten ihren Sturmschritt nicht beibehalten können, so in der Automobilproduktion, im Bauwesen, von denen beiden wieder das Auf und Ab in zahlreichen anderen Produktions- und Verkehrszweigen abhängt. Die Vorzugsstellung vor Europa blieb jedoch. Die Warenmehrausfuhr im Verhältnis zur Einfuhr stellte sich 1926 auf 378 Millionen Dollars. Das ist weniger als 1925 und vollends als 1924. Dafür strömen nunmehr wachsende Zinsen und Dividenden für die amerikanischen Auslandsanlagen und Auslandskredite herein, die nach dem Krieg so rapid anschwellen. Die Goldeinfuhren (214 Millionen Dollars) waren deshalb um 86 Millionen größer als 1925 und überstiegen die Goldausfuhren um 98 Millionen. Die dem offenen Markt zugeführten Auslandsanleihen werden amtlich so angegeben: 1921 auf 553 Millionen Dollars, 1922 auf 734, 1923 auf 395, 1924 auf 878, 1925 auf 1031 und 1926 sogar auf 1168 Millionen Dollars. Ob die Vereinigten Staaten die späteren Zinszahlungen in erleichterten und vermehrten Wareneinfuhren werden entgegennehmen müssen, wie dies eine Reihe von Theoretikern heute zu beweisen versucht, bleibt abzuwarten.

Kriegs- und Nachkriegswirtschaft

Von der wertvollen Wirtschaft- und Sozialgeschichte des Weltkriegs, die unter James Shotwells Generalschriftleitung von der Carnegiestiftung für internationalen Frieden ausgeht, liegen einige neue hervorragende Bände vor. Kein Geringerer als Arthur Fontaine schrieb über French Industry during the War /New Haven, Yale University Press/. Die großen Produktions- und Verbrauchsumgestaltungen, die allgemeine industrielle Lage, das Emportreiben,

andererseits die Einschränkung und Stilllegung bestimmter Produktionszweige, die Folgen der feindlichen Besetzung einiger der wichtigsten Gebiete Frankreichs werden eingehend dargestellt. Wie bei Fontaine zu erwarten, sind die Arbeitsverhältnisse und ihre Umwälzung mit besonderem Verständnis behandelt. Die schwedischen Monographien, die auch die Nachkriegszeit schildern, sind unter Eli F. Heckschers Herausgeberschaft in 2 stattlichen Bänden vereinigt: *Bidrag till Sveriges ekonomiska och sociala historia under och efter världskriget* /Stockholm, Norstedt & Söhne/. Nach dem allgemeinen Überblick des Herausgebers, der später auch die Währungsvorgänge zergliedert, besprechen Carl Mannerfelt die Lebensmittelversorgung, Olof Edström die Produktions- und Absatzverhältnisse der Industrie, Olof Ekblom, Otto Järte und Fabian von Koch die sozialpolitischen Vorgänge, K. G. Thane die Heeresfragen, Kurt Bergendal die eigenartige Rolle Schwedens in der Handels- und Schifffahrtspolitik. Nach einer geldtheoretischen Einführung stellt Fritz Machlup im 92. Heft der Finanz- und Volkswirtschaftlichen Zeitfragen /Stuttgart, Ferdinand Enke/ die neuen Währungen in Europa dar: die Neuordnung, die 15 Staaten zwar auf der Basis des Goldstandards, nicht aber nach dem Vorkriegstypus der Goldwährung trafen.

Von höchstem allgemeinen Interesse ist ein von Ernest Mahaim redigiertes, vom Soziologischen Institut Solvay ausgehendes größeres Werk über den belgischen Wiederaufbau: *La Belgique restaurée* /Bruxelles, Maurice Lamertin/. G. de Leener behandelt hier Landwirtschaft, Industrie und Handel, G. Smets die kriegszerstörten Gebiete, G. Hostelet die Kongokolonie, M. Gottschalk die Arbeiterfragen, R. Olbrechts die Bevölkerungsentwicklung, C. Chlepner die Finanzen; E. Mahaim gibt einen zusammenfassenden Schlußüberblick. Ein tatkräftiges Volk wird kaum je in so kurzem Zeitraum Größeres vollbracht haben; die geordnete Zusammenstellung der Einzelheiten ist überaus verdienstlich.

Kurze Chronik Die *Weltwirtschaftskonferenz*, die vom 4. bis zum 23. Mai in Genf tagte, stand, wie ihre bescheideneren Vorgängerinnen (Brüssel 1920 und Genua 1922) noch immer vor schier unlöslichen Schwierigkeiten, die noch dazu durch eine ungenügende Vorbereitung und Vorarbeit vermehrt wurden. Die Politik der inter-

nationalen Produktions-, Absatz- und Kartellabkommen (zunächst noch immer der aussichtsreichste Ausweg aus der europäischen Zerklüftung) wurde durch Genf nicht gefördert; eher rückgebildet, weil Englands freihändlerischer Atomismus Unterstützung bei den verschiedenen, meist kleineren Staaten und Interessen fand, die an jeder organischen Schöpfung nur die (vielfach nur eingebildeten) unliebsamen Rückwirkungen auf ihre oft herzlich belanglosen Sonderbestrebungen sehen. Eine russisch-bolschewistische Delegation nahm zum erstenmal an solchen internationalen Verhandlungen teil; zu der gewünschten Erklärung, daß russisches und europäisches Wirtschaftssystem ganz gut in internationalem Warenaustausch mit einander stehen könnten, kam es jedoch nicht. \diamond Die indische Währung ist Ende März vorläufig, unter heftigem Widerstand vor allem der verschuldeten und exportbedürftigen Farmerbevölkerung, stabilisiert worden, und zwar auf der 18-, nicht der 16-Pence-Höhe für die Rupie. Der Regierung oder der zu schaffenden Zentralbank fällt die Aufgabe zu ohne wirklichen Goldumlauf, an den man in Indien noch weniger als in Europa denken kann, durch einen genügenden Gold- und Sterlingsdevisenvorrat die Rupie im Außenverkehr nach ihrem gesetzlich normierten Wertverhältnis auch wirklich festzuhalten. Die dazu erforderliche erstmalige Vergrößerung des indischen Goldvorrats wird 6 Millionen Pfund betragen; weiter rechnet man im nächsten Jahrzehnt auf einen regelmäßigen jährlichen Währungsbedarf an Gold von 2 bis 3 Millionen Pfund Sterling. Diese festere Angliederung eines gewaltigen asiatischen Gebiets an die Goldwährung (im Jahr 1893 stellte Indien die freie Silberprägung ein, das im großen und ganzen seitdem geltende Wertverhältnis: 1 Rupie = 1 Shilling 4 Pence, wurde durch den Krieg und die damit verbundene Preissteigerung des Silbers wieder stark verschoben) bildet eine wichtige Etappe in der internationalen Wirtschaftsgesetzgebung.

Literatur

Auf die Bedeutung der unter der Herausgeberschaft von Franz Heiderich, Hermann Leiter und Robert Sieger völlig neu bearbeiteten 4. Auflage von Andrees *Geographie des Welthandels* /Wien, L. W. Seidel & Sohn/ wurde bereits hingewiesen. Nunmehr liegt der 2. Band, über die außereuropäischen Länder, vor. Afrika südlich der Sahara behandelt

Franz Thorbecke, Vorder- und Hinterindien Hans Wehrli, die südostasiatische Inselwelt und Malayasien Wilhelm Volz, den Orient im alten und eigentlichen Sinn Richard Uhden, China und Japan Karl Haushofer, das vereinsstaatliche und canadische Nordamerika Kurt Hassert, Südamerika Otto Maull, die amerikanischen Mittelmeerländer Karl Sapper, Australien und Ozeanien Georg Dreßler, die Polargebiete Felix Lampe. Die Kartenbeigaben, die sich meist auf Produktion und Verkehr beziehen, sind sehr dankenswert. Der abschließende 3. Band über Produktion, Weltverkehr und Welthandel, für den vor allem Randolf Rungaldier und Hermann Leiter in Betracht kommen, soll bald folgen und mit dem, bei einem so weit angelegten Werk ganz unentbehrlichen Register ausgestattet sein. \diamond Erfreulicherweise hat August Sartorius von Waltershausen in seinem Alter noch die Muße gefunden für die Schriften des Weltwirtschaftsinstituts der Handelshochschule Leipzig den 2. Band Die Weltwirtschaft und die staatlich geordneten Verkehrswirtschaften zu schreiben /Leipzig, G. A. Gloeckner/. Ein ernstes, sachlich reichhaltiges Werk, das reichen wissenschaftlichen Inhalt in anziehender Darstellung bringt. \diamond Die Agrarpolitik Lujo Brentanos /Stuttgart J. G. Cotta/ erlebte die 2. Auflage. Die Erweiterungen und Neubearbeitungen beziehen sich vor allem auf die mehr theoretische Einleitung, also die naturwissenschaftlichen Grundlagen der Agrarpolitik, und das Schlußkapitel, eine Darlegung und Kritik der verschiedenen Agrarprogramme, die sich mit der Beseitigung der aus dem Monopolcharakter des Bodens entspringenden Übelstände befassen. \diamond Die Abhängigkeit der jeweiligen Begründung der Freihandelslehre einmal von den wirtschaftlichen Verhältnissen, dann aber auch von der allgemeinen sozialökonomischen Theorie versucht im 11. Band der von Manuel Saitzew herausgegebenen Zürcher Volkswirtschaftlichen Forschungen /Zürich, Giesberger & Co./ Wilhelm Bickel darzulegen. Seine auf sehr ausgebauter Literatur- und Geschichtskennntnis beruhende Arbeit bildet so eine Ergänzung zu Hermann Beckers 1922 veröffentlichtem Werk Zur Entwicklung der englischen Freihandelstheorie. \diamond In stark veränderter Gestalt konnte Paul Arndt seine Schrift Der Schutz der nationalen Arbeit /Jena, Gustav Fischer/ neu herausgeben; sie entstand bekanntlich seinerzeit aus der Polemik gegen Alexander Tille und den Zentralver-

band deutscher Industrieller. ◊ In einem Bändchen der Sammlung Göschen /Berlin, Walter de Gruyter & Co./ behandelt der Fachmann des Reichsarbeitsministeriums *Ernst Berger* alle Maßnahmen zur Pflege des Arbeitsmarkts: Arbeitsvermittlung, Berufsberatung und Lehrstellenvermittlung, die außerordentlichen Demobilmachungsschritte, ferner Arbeitsverteilung, Arbeitsbeschaffung und Wanderungspolitik, Erwerbslosenfürsorge und Arbeitslosenversicherung systematisch unter dem Titel Arbeitsmarktpolitik. Auch die ausländischen Verhältnisse und die internationale Sozialpolitik sind berücksichtigt worden. ◊ Das 25. Heft der Betriebs- und Finanzwirtschaftlichen Forschungen /Berlin, Spaeth & Linde/ enthält *N. J. Polaks* Grundzüge der Finanzierung mit Rücksicht auf die Kreditdauer; einen scharfsinnigen und fesselnden Versuch die Zusammenhänge zwischen Kapitalbildung und Kapitalverwendung, zwischen Kreditmarkt und Finanzierung darzulegen. ◊ Auf dankenswerte Veröffentlichungen des *Internationalen Arbeitsamts* in Genf, mehr wirtschaftlicher, nicht ausschließlich sozialer Art, ist hier schon häufiger hingewiesen worden. Von neueren Publikationen seien heute genannt: *Les méthodes de la statistique des conflits du travail, Les méthodes de la statistique des conventions collectives, Les méthodes d'enquête sur les budgets, L'organisation scientifique du travail*, ferner *Die Wanderungsbewegungen 1920 bis 1924*. ◊ Als Betriebswirtschaftler wendet sich der Frankfurter Universitätslehrer *Fritz Schmidt* (Die Industriekonjunktur ein Rechenfehler! /Berlin, Spaeth & Linde/) gegen den »wirtschaftlichen Unsinn« der Unternehmer »ihre Betriebe nur in der Hochkonjunktur zu Höchstpreisen und Höchstzinsen zu erweitern, um sie kurz darauf in der Krise zur Hälfte unbeschäftigt zu sehen«. Für die Volkswirtschaft ergeben sich so, wie Schmidt meint, neue Gesichtspunkte in Bezug auf das Bilanzrecht, die Steuerbemessung, das Arbeitslosenproblem, die Währungspolitik und viele andere Fragen. ◊ In *Teubners Handbuch der Staats- und Wirtschaftskunde* /Leipzig, B. G. Teubner/, dessen letzte Abteilung Karl Bräuer redigiert, ist jetzt auch die Betriebswirtschaftslehre systematisch behandelt, und zwar von Erwin Geldmacher. Auf diese kurzen Einführungsschriften, die besonders Studierenden willkommen sein werden, wurde hier schon früher aufmerksam gemacht.

Kommunalsozialismus / Hugo Lindemann

Arbeitsnachweis In seinem Artikel über den Entwurf der Arbeitslosenversicherung, im Reichsarbeitsblatt vom 1. Januar 1927, behauptete der Abteilungsdirigent im Reichsarbeitsministerium Oskar Weigert, daß gerade aus den Erfahrungen der letzten Monate heraus der Gedanke sehr an Boden gewonnen hätte den Arbeitsnachweis von der Gemeinde loszulösen und die Organisation in die Arbeitslosenversicherung einzufügen. Der Gedanke sei schon im Reichswirtschaftsrat und im Reichsrat erörtert worden, er werde zweifellos auch den Reichstag beschäftigen. Den selben Gedanken äußerte der Reichsarbeitsminister Heinrich Brauns, als er dem Reichstag den neuen Entwurf vorlegte. Auch er hob hervor, daß der Reichstag bei den Beratungen über die Arbeitslosenversicherung nicht an der Frage vorbeigehen könne, ob im Interesse der Arbeitsvermittlung die Organisation des Arbeitsnachweises umzugestalten sei. Damit war dann das Stichwort für die Gegner des kommunalen Arbeitsnachweises und die Gegner der Gemeinde im allgemeinen, die Arbeitgeber- und Arbeitnehmerverbände, gegeben. Und als dann der Entwurf an den Sozialpolitischen Ausschuß des Reichstags ging, machte man sich in aller Eile daran eine Resolution anzunehmen, die das Reichsarbeitsministerium ersuchte unverzüglich einen neuen Entwurf, und zwar gleichzeitig für die Organisation der Arbeitslosenversicherung und der Arbeitsvermittlung, vorzulegen. Ihr Kernpunkt sei hervorgehoben: Die öffentlichen Arbeitsnachweise werden Zweigstellen der Arbeitsämter und der Arbeitslosenkassen. Die Selbstverwaltung der Arbeitgeber und Arbeitnehmer soll erhalten bleiben. Es soll aber auch dem Reich, den Ländern und den Gemeinden der Anteil zugesichert werden, der im öffentlichen Interesse notwendig ist. Infolgedessen hat das Reichsarbeitsministerium einen neuen Entwurf ausgearbeitet und ihn an den Sozialpolitischen Ausschuß des Reichsarbeitsministeriums gesandt, der nun diesen sogenannten Märzentwurf als Initiativantrag der Parteien berät. Dieser Entwurf soll an die Stelle des 1. Abschnitts des Regierungsentwurfs vom 16. Dezember 1926 treten, und in den Schlußteil soll noch der Rest des Arbeitsnachweisgesetzes eingearbeitet werden. Hier interessiert uns vor allem die Organisation der Arbeitsvermittlung.

Wieder werden die Gemeinden aus einem bedeutenden Arbeitsgebiet hinausgedrängt, und an ihrer Stelle wird ein zentralisierter bürokratischer Apparat geschaffen. Und dies unter Zustimmung der Unternehmer und der Arbeiter. Daß die Unternehmerorganisationen den Einfluß der Gemeindeverwaltungen bekämpfen, ist nicht nur eine bekannte Tatsache sondern aus der Interessenlage der Unternehmerschaft begreiflich. Durch die Novemberumwälzung sind die Gemeindegewahlrechte demokratisiert, und die Gemeindeverwaltung, die bisher, vor allem in Preußen, die unbeschränkte Domäne des Unternehmertums war, dem stärkern Einfluß der Arbeiterklassen unterworfen worden. In Preußen hatte das Dreiklassenwahlrecht die sichere Herrschaft in die Hände des Besitzes gelegt. In den süddeutschen Staaten galt zwar ein gleiches und geheimes Wahlrecht, aber durch Vorschriften über Ansässigkeitsdauer, Steuerzahlung usw. hatte man es verstanden den Einfluß der Arbeiterklasse zu beschränken. Alle diese Schranken warf der November 1918 nieder. Dadurch war die Herrschaft in der Gemeindeverwaltung in vielen Gemeinden von dem Unternehmertum auf die Arbeiterklasse übergegangen. Da nun eine Änderung der Wahlrechte zurzeit als ausgeschlossen gelten kann, führen die Unternehmer und ihre Verbände den Kampf um die Herrschaft in den Gemeinden auf andere Weise. Man sucht den Wirkungsgrad der Gemeinden, die Autonomie der Selbstverwaltung durch Ausdehnung des staatlichen Aufsichtsrechts, durch Beschränkung des Aufgabenkreises usw. einzuschränken. Daß daher die Organisationen der Unternehmer mit den Anregungen der Regierung, die sie ihr vielleicht in erster Linie souffliert haben, durchaus einverstanden sind, überrascht niemanden. Daß aber die Organisationen der Arbeiter, an der Spitze der Allgemeine Deutsche Gewerkschaftsbund, in das selbe Horn blasen und den Kampf gegen die Gemeinden mit der gleichen Hartnäckigkeit und Energie führen wie die Unternehmerverbände, ist durchaus nicht zu verstehen. Man gibt Machtpositionen, die man hat, zugunsten des inhaltlosen, trügerischen Schlagworts von der wirtschaftlichen Selbstverwaltung auf, ohne daß man versucht hätte sich genügend klar zu machen, worin denn nun eigentlich diese wirtschaftliche Selbstverwaltung besteht, und ob sie überhaupt möglich ist. Wie stellt man es sich vor, daß ein aus Vertretern der Arbeitgeber und

der Arbeitnehmer paritätisch zusammengesetzter Verwaltungsausschuß auch nur den ersten Schritt tun, sich einen Vorsitzenden geben und dann weiter die Verwaltung auf einem Gebiet führen kann, auf dem die Klasseninteressen so stark aufeinanderstoßen wie bei der Arbeitsvermittlung und auch bei der Arbeitslosenversicherung? Auf dem Gebiet der Kranken- und der Invalidenversicherung mag ein Zusammenarbeiten der beiden Parteien noch möglich sein (auch hier fehlt es nicht an Reibereien und Gegensätzen), beim Arbeitsnachweis aber handelt es sich um den Arbeitsmarkt, also nicht um eine Einrichtung, die einen gewissen Selbstzweck in sich trägt, sondern um ein Mittel zur Erhaltung der Lebensbedingungen der Arbeiter. Was glaubt man zu gewinnen, wenn die Gemeinden, auf die von allen öffentlichen Körperschaften die Arbeiterklasse durch das demokratische Wahlrecht am stärksten einwirken kann, durch die staatliche Bürokratie ersetzt werden, auf die ihr Einfluß sehr viel geringer ist und so lange auch sehr gering bleiben muß, als sie nicht entweder die Mehrheit im Reichstag besitzt oder wenigstens darauf verzichtet sich von der Teilnahme an der Regierung auszuschließen? Auf die absolute Stärkung der Bürokratie läuft aber im Grunde der ganze Entwurf hinaus. Es soll eine Reichsanstalt geschaffen werden als Körperschaft des öffentlichen Rechts, die allerdings nicht in den Aufbau der Reichsbürokratie eingegliedert ist, und für deren Geschäftsführung daher auch der Reichsarbeitsminister nicht verantwortlich ist, in der sie trotzdem aber unumschränkt herrscht. Organe dieser Reichsanstalt sollen die Verwaltungsausschüsse der Arbeitsämter sein, die aus dem Vorstand und Vertretern der Arbeitnehmer, der Arbeitgeber und der öffentlichen Körperschaften als Beisitzer bestehen. Die Anzahl der Beisitzer aus jeder der 3 Gruppen muß gleich sein. Die Vertreter der Arbeitgeber und der Arbeitnehmer werden vom Vorsitzenden des Landesarbeitsamts bestellt. Er ist aber dabei an die Vorschlagslisten ihrer wirtschaftlichen Vereinigungen gebunden. Die Vertreter der öffentlichen Körperschaften im Verwaltungsausschuß, also der Gemeinde und Gemeindeverbände, die zu dem Bezirk des Arbeitsamts gehören, werden von der gemeinsamen Aufsichtsbehörde bestellt, eventuell, wo eine solche nicht vorhanden ist, von der Obersten Landesbehörde. Im Verwaltungsausschuß des Landesarbeitsamts

werden sie von der Obersten Landesbehörde bestellt. Ein Vorschlagsrecht der beteiligten Gemeinden ist vorgesehen. Wenn es aber zu einem solchen Vorschlag nicht kommt, was dann? Die Vorstände der Arbeitsämter werden vom Vorstand der Reichsanstalt ernannt. Er hat allerdings den Verwaltungsausschuß des Arbeitsamts zu hören. Die Fachkräfte für Arbeitsvermittlung, Berufsberatung und Arbeitslosenversicherung bei den Arbeitsämtern bestellt der Vorsitzende des Landesarbeitsamts auf Vorschlag des Verwaltungsausschusses des Arbeitsamts. Wo steckt hier nun eigentlich der Gewinn für die Arbeiterklasse? Bisher bestand der Verwaltungsausschuß nur aus Vertretern der Arbeiter und der Unternehmer. Der Vorsitzende war allerdings Gemeindebeamter. Er wurde von der Verwaltungsgemeinde nach Anhören des Verwaltungsausschusses bestellt. Auf die Vorschläge konnten die Arbeitervertreter sowohl in der Gemeindeverwaltung wie im Verwaltungsausschuß ihren Einfluß auszuüben suchen. Nach dem Entwurf verschlechtert sich ihre Stellung wesentlich. Allerdings muß auch hier der Verwaltungsausschuß des Arbeitsamts gehört werden. Aber in diesem Verwaltungsausschuß ist die Stellung der Arbeiter in sehr vielen Fällen wesentlich schwächer als vorher. Denn auf das 3. Element, die Gemeindevertreter im Verwaltungsausschuß, wird sie in den meisten Fällen überhaupt keinen Einfluß mehr ausüben können, da bei deren Bestellung ihr Einfluß sich verflüchtigt haben wird. Und alles, was über die Bestellung des Vorsitzenden gesagt wurde, gilt natürlich für die anderen Beschlüsse des Verwaltungsausschusses und seines Unterausschusses, der gebildet werden muß, und dessen Geschäfte ebenfalls der Vorsitzende des Verwaltungsausschusses führt.

Die Gemeinden werden bei der Organisation nicht vollständig ausgeschaltet. Aber im Vergleich zu der Stellung, die sie bisher einnahmen, läuft der neue Vorschlag auf eine wesentliche Entrechung hinaus. Mit Recht muß man fragen, ob bei dieser vollständigen Veränderung die öffentlichen Interessen, zu denen auch die kommunalen gehören, gewahrt sind. Und wie steht es mit den Interessen der Arbeiterklasse, die doch in ganz anderer Weise von Bedeutung sind als die der Arbeitgeber? Es war bisher der große Vorzug der Arbeitsnachweise, daß sie als Gemeindeorgane in enger Verbindung mit der gesamten Gemeindeverwaltung standen, und daß

daher auch alle Einrichtungen der Gemeinde, ihre persönlichen und finanziellen Kräfte für die Aufgaben der Arbeitsnachweise eingesetzt werden konnten. Man denke an die Berufsberatung, an die Beschaffung von Arbeit durch Einrichtung von Notstandsarbeiten, die unmittelbare Beschäftigung von Arbeitslosen durch die Gemeinde in ihrem normalen Arbeitsdienst usw. Überall, auf Schritt und Tritt begegnet uns die Gemeinde als diejenige Körperschaft, die für das Wohl der Einwohnerschaft in erster Linie verantwortlich ist und durch die Fülle der in ihr zusammenlaufenden Aufgaben und Kräfte auch wirklich auf dem Gebiet der Arbeitslosigkeit etwas zu leisten imstande ist. Diese enge Verbindung löst der Entwurf vollständig. Denn daß die Aufnahme einiger Gemeindevertreter in den Verwaltungsausschuß dafür keinen Ersatz bietet, liegt auf der Hand. Der Arbeitsnachweis wird der Gemeindeverwaltung in Zukunft nicht anders gegenüberstehen als die Ortskrankenkasse. Statt Gemeinsamkeit der Interessen und der Arbeit wird sich häufig Gegensätzlichkeit herausbilden, unter der die Arbeiterschaft in allererster Linie zu leiden haben wird. Berücksichtigt man diese Tatsachen, und überblickt man die Geschichte der Arbeitsnachweise und der Bekämpfung der Arbeitslosigkeit, so erscheint das Verhalten der Arbeiterorganisationen in dieser Frage völlig unerklärlich.

Finanzausgleich Das Reichsfinanzausgleichsgesetz vom 9. April 1927 hat den Gemeinden zwar in seinem § 4 eine Verbesserung ihrer finanziellen Situation gebracht (vorausgesetzt, daß die Länder von den ihnen zustehenden Mehrerträgen auch an die Gemeinden abgeben), auf der andern Seite aber die Autonomie der Gemeinden wiederum weiter beschränkt. Nach dem neuen § 4 werden Ländern und Gemeinden ihre Anteile an der Einkommensteuer, Körperschaftsteuer und Umsatzsteuer auf 2,6 Milliarden Mark erhöht, auch wenn ihre Anteile an den Erträgen dieser Steuern hinter diesem Satz zurückbleiben. Nach dem Gesetz vom 10. August 1925 betrug dieser Satz nur 2,1 Milliarden Mark, wozu allerdings die besondere Umsatzsteuergarantie hinzukam. Von diesen 2,6 Milliarden wird ein Betrag von 450 Millionen nach den Vorschriften über die Verteilung der Umsatzsteuer verwandt, das heißt, es wird ein Drittel nach dem Verhältnis des Einkommens in den ein-

zelen Ländern und zwei Drittel nach dem Verhältnis der Bevölkerungszahl verteilt. Darin liegt eine starke Bevorzugung derjenigen Länder, deren Aufkommen aus Umsatzsteuer hinter dem Durchschnitt zurückbleibt; das sind die Länder mit wesentlich agrarischem Wirtschaftsfaktor, also vor allem Bayern. Den Ländern wird in dem gleichen Paragraphen noch eine Empfehlung mit auf den Weg gegeben: Sie sollen bei der Verteilung der 3 genannten Steuern die Lage insbesondere der steuerschwachen Gemeinden berücksichtigen, soweit ihre Notlage auf besonders hohen Lasten für kulturelle und soziale Aufgaben beruht. Als ob es nicht auch größere steuerschwache Gemeinden gäbe, die von den kulturellen und sozialen Lasten viel stärker bedrückt werden als die kleinen ländlichen Gemeinden, die man offenbar im Auge hat.

Die Mehrerträge der Überweisung aus den genannten 3 Steuern, die über 2,4 Milliarden Mark hinausgehen, sind in erster Linie zur Senkung der Grund- und Gebäudesteuer und Gewerbesteuer unter das am 31. März 1927 gegebene Maß zu verwenden. Die Länder sind verpflichtet durch ihre Gesetzgebung dafür zu sorgen, daß die Mehrerträge auch für diesen Zweck wirklich verwendet werden. Die preußischen Minister des Innern und der Finanzen haben daher in einem Runderlaß vom 14. April 1927 gefordert, daß das Ziel der gemeindlichen Finanzgebarung Senkung der Realsteuern sein müsse. Der Erlaß weist zwar darauf hin, daß durch das preußische Gesetz über die Gewerbesteuer die Grundbeträge gesenkt worden seien, spricht sich aber entschieden gegen jede Erhöhung der kommunalen Zuschläge als Ausgleich aus. Die finanzielle Situation der Gemeinden habe sich wesentlich gebessert. Wie steht es mit dieser Behauptung? Ob die Einnahmen der Gemeinden aus den Überweisungen sich bessern werden, hängt nicht allein von der Reichsgesetzgebung sondern ebenso sehr auch von der Landesgesetzgebung ab. Nur wenn diese den Anteil der Gemeinde nicht kürzt, bessert sich die finanzielle Lage. Für Preußen gilt dies, da hier die Anteilsätze der Gemeinde an der Reichseinkommen- und Körperschaftsteuer sowie der Umsatzsteuer gleich geblieben sind. Gebessert ist weiter die Lage der Gemeinden und Länder durch den § 4 des Übergangsgesetzes. Danach erstattet das Reich die Aufwendungen der Länder und Gemeinden für die Erwerbslosenfürsorge für die Zeit

vom 1. April 1927 bis zum Inkrafttreten des Arbeitslosenversicherungsgesetzes. Hierin liegt ohne Zweifel eine erhebliche Entlastung. An der Krisenfürsorge bleiben die Gemeinden dagegen mit ihrem Bruchteil des Gesamtaufwands belastet. Das ist aber auch alles, was der Runderlaß an Verbesserungen der finanziellen Lage der Gemeinden durch das Reichsgesetz anführen kann. Gewiß werden mit der Besserung der wirtschaftlichen Lage auch die Aufwendungen der Gemeinden für die Krisenfürsorge abnehmen. Doch werden wahrscheinlich die in der Krisenfürsorge befindlichen Arbeiter schwerer unterkommen als die anderen, da diese Personen zum guten Teil minder leistungsfähig sind. Der Erlaß muß andererseits zugeben, daß eine ganze Anzahl von Umständen die finanzielle Lage der Gemeinde ungünstig beeinflusst hat. Da sind zunächst die großen Fehlbeträge aus dem Jahr 1926, die gedeckt werden müssen. Der Mehrertrag aus den Reichssteueranteilen wird dadurch voraussichtlich in den meisten Fällen aufgezehrt werden, vielfach wird er nicht einmal dazu ausreichen. Der Reichstag hat ferner die Getränkesteuern völlig aufgehoben. Statt dessen erhalten die Gemeinden das Recht mit Genehmigung der Landesregierung Steuern auf den örtlichen Verbrauch von Bier zu erheben, die 7% des Herstellerpreises nicht übersteigen dürfen. Gleichzeitig wird aber die Einschränkung hinzugefügt, daß die Genehmigung nur dann erteilt werden darf, wenn die Neueinführung oder Erhöhung der Biersteuer durch entsprechende Senkung auf anderen Gebieten, insbesondere der Grund- und Gebäudesteuern, ausgeglichen wird. Mit anderen Worten: Die Gemeinden erhalten die Biersteuer nicht zur freien Verfügung für ihren Bedarf sondern müssen andere Steuern um ihren Betrag entlasten. Es findet eine Verschiebung von den Realsteuern zu den Verbrauchssteuern statt. Es soll also so weit wie irgend möglich den Forderungen der Unternehmerverbände auf eine Entlastung der Realsteuern, insbesondere der Gewerbesteuer, nachgekommen werden. Nun sieht aber der Runderlaß wohl selbst ein, daß dieses Rezept in vielen Gemeinden nicht befolgt werden kann, da eben die Ausgaben zu groß sind und trotz aller Sparsamkeit nicht herabgesetzt werden können. Das wird in sehr vielen Fällen der Fall sein. Der Erlaß verlangt von den Aufsichtsbehörden, daß sie jedes Unterbleiben der Entlastung der Realsteuern, in noch hö-

herm Grad natürlich eine stärkere Anspannung besonders sorgfältig unter die Lupe nehmen und nachprüfen. In erster Linie erwarten wir, so heißt es dort, von dem gesunden und verantwortungsbewußten Sinn der Selbstverwaltung selbst, daß sie die Wichtigkeit und Notwendigkeit der Zielsetzung erkennt und alles das in ihren Kräften Liegende tut, um das Ziel zu erreichen. Leider unterläßt er es aber den Gemeinden mitzuteilen, wo sie sich dann die Mittel für ihre Ausgaben beschaffen können.

Kurze Chronik Die Frankfurter Gasgesellschaft hat zusammen mit der Stadt Köln *Kohlenfelder* vom Rhein Stahl erworben und vorher im Verein mit der Stadt Frankfurt und dem hessischen Staat zur Ausnutzung der Braunkohlenfelder eine Aktiengesellschaft zur Errichtung eines Schmelzwerkwerks gegründet. Gegen dieses Vorgehen der Städte sind nicht nur von Unternehmerseite die allgemeinen Einwendungen, daß es sich hier um eine Überschreitung der Betätigung der Kommunen handele, erhoben worden, sondern es wurde vor allem darauf hingewiesen, daß die Kohlenfelder viel zu teuer gekauft und die Kosten des Ausbaus unterschätzt worden seien. Beides wird von den Erwerbern bestritten. Angesichts der immer weiter gehenden Monopolisierung und Verstrüstung der Kohlenproduktion und der mit ihr zusammen- und von ihr unmittelbar abhängenden Betriebe ist ein solches Vorgehen der Städte begreiflich. \diamond Ein amerikanisches Konsortium bot der Stadt Berlin an zirka 14 000 *Wohnungen* zu erbauen (siehe die Rundschau Innenkolonisation, in diesem Band Seite 419 und folgende). Die Finanzierung des Baus und die Durchführung wollte die Gesellschaft selbst in die Hand nehmen und dabei einen Herstellungspreis zugrunde legen, der wesentlich unter dem üblichen liegt. Vorbedingung war Pachtung der Häuser durch den Magistrat und damit Garantierung der Mindesteinnahmen. Nach Ablauf der Pachtzeit sollte das Objekt in das Eigentum des Pächters übergehen. Zu einem Abschluß ist es aber nicht gekommen, da das preußische Wohlfahrtsministerium Schwierigkeiten machte. \diamond Die Stadt *Berlin* bewilligte der Humboldtvolkshochschule und der Volkshochschule Groß Berlin städtische Zuschüsse in Höhe von insgesamt 30 000 Mark sowie der Künstlerhilfe der Stadt Berlin einen weiteren Beitrag von 100 000 Mark. Das Bezirks-

amt Tiergarten eröffnete Anfang November 1926 eine neue Säuglingsfürsorgestelle, die den Anforderungen moderner Säuglingspflege ganz entspricht. \diamond In *Charleroi* wurde eine Arbeiterakademie gegründet, die kostenlos Unterricht in allen Fächern der technischen Wissenschaften und nur in diesen erteilt. Diese belgische Arbeiterakademie hat zurzeit etwa 4500 Schüler, die von 300 Professoren und Werksleitern sowohl tagsüber wie in den Abendstunden je nach der Befähigung für alle Grade der industriellen Laufbahn, vom qualifizierten Arbeiter bis zum Ingenieur, ausgebildet werden. An Mittellose, die die überwiegende Mehrzahl darstellen, wird sogar ein Mittagessen unentgeltlich verabreicht. Die Gründung dieser Akademie ist ein Erfolg sozialistischer Gemeindepolitik.

Sozialistische Bewegung / Karl Thiele

Deutschland: Der Kieler Parteitag in der **Parteitag 1927** Woche vom 22. bis zum 29.

Mai stand unter dem Zeichen eines entschiedenen Bekenntnisses zur Demokratie. Nach der Eröffnungsrede Otto Eggerstedts wurden die Grüße der Internationale von Alexandre Bracke /Frankreich/ übermittelt sowie von führenden Mitgliedern anderer Staaten in Deutschlands Nachbarschaft, nicht zuletzt der Sozialdemokratischen Arbeiterpartei Rußlands. Den Bericht des Parteivorstands erstattete Otto Wels, bereits mit entschiedener Bejahung des Koalitionsgedankens (zunächst in Preußen). Bemerkenswert wurden seine Skepsis gegenüber den Jungsozialisten und seine entschiedene Ablehnung des Hamburger Antrags neben dem Vorwärts ein Berliner Lokalorgan zu schaffen. Was den Mitgliederstand der Partei anlangt, so wies er darauf hin, daß die wirtschaftliche Notlage einen neuen Zustrom hintangehalten habe und auch die auf das Reichsbanner gewendete Aktivität der Partei selbst entgangen sei, was natürlich nicht auf die Dauer so bleiben könne. Im übrigen lag dem Parteitag zum erstenmal ein gut ausgestattetes Jahrbuch der deutschen Sozialdemokratie für das Jahr 1926 /Berlin, J. H. W. Dietz Nachfolger/ vor, das den Bericht des Parteivorstands der Reichstags- und der verschiedenen Landtagsfraktionen sowie schließlich der Gewerkschaften, Konsumvereine und Arbeitersportler enthält. Die Bewegung der Parteipresse stellt sich darin als langsam ansteigend dar. Gefährdet ist die Arbeit der Jugendbewegung. Die Mitgliederzahl der Gesamtpartei erhöhte sich 1926 um nahezu 20 000 auf 823 520.

Die Diskussion zum Vorstandsbericht wurde von Kurt Rosenfeld mit einem Angriff auf den Vorstand eröffnet. Die Meinungsfreiheit in der Partei sei aufs äußerste bedroht. Der Kompromiß in der Frage der Fürstenenteignung habe die Ergebnisse der Werbeweche auf das schwerste beeinträchtigt. Unter denen, die Rosenfeld antworteten, trat vor allem Otto Braun hervor, der mit einer scharfen Gegenattacke erwiderte. Es kamen dabei in verschiedenen persönlichen Bemerkungen Ereignisse aus dem November 1918 zur Sprache, wo Rosenfeld eine höchst ungeschickte Behandlung der Enteiignungsfrage vorgeworfen wird. Was die Meinungsfreiheit betrifft, so war sich die Mehrheit des Parteitag darüber einig, daß vor der Öffentlichkeit ein einheitlicher Kurs eingehalten werden müsse. Der Bericht der Reichstagsfraktion schilderte die Entwicklung des Jahres unter dem Gesichtspunkt, daß es gelungen sei die stärksten Angriffe der Reaktion abzuwehren und agitatorisch beträchtliche Erfolge zu erzielen, auch sei die Sozialpolitik entschieden gefördert worden. In der Debatte wurde besonders die Zurückhaltung Heinrich Schulz' gegenüber der Konfessionsschule und seine Verwerfung der Simultanschule bemerkt. Der Parteitag bekundete den Willen nicht grundsätzlich ein Konkordat abzulehnen, wohl aber die Einbeziehung von Schulfragen in eine Vereinbarung mit der Kirche. Der 3. Tag brachte den Höhepunkt: die Erörterung der Aufgaben der Sozialdemokratie in der Republik. Der Referent, Rudolf Hillerding, bekannte sich zum Aktivismus gegen den Fatalismus eines mechanischen Evolutionsmarxismus. Er hob die neue Gestaltung der Wirtschaft durch technische Umwälzung zum organisierten Kapitalismus stark hervor und zeigte, wie gerade in dieser neuen Form die Gegenmacht der Arbeiterklasse nur politisch zu fassen und einzuschränken ist, wie eben darum Demokratie die Sache des Proletariats sei, das durch Bürgerkrieg und Diktatur nur verlieren könne. In der Diskussion zeigte sich die Opposition verhältnismäßig schwach. Vor allem gab es keine grundsätzliche Ablehnung der Koalitionspolitik, so daß am Ende mit Recht darauf hingewiesen werden konnte, die Uneinigkeit in der Partei sei nicht annähernd so groß wie es vor dem Parteitag geschehen habe. Nachdem noch Artur Crispian über die Entwicklung der Internationale referiert hatte, wählte man den Parteivorstand, der im wesentlichen natürlich der alte geblieben ist.

Deutsch Österreich Auf dem Kieler Parteitag wies Karl Renner nicht ohne Ironie darauf hin, daß man persönliche Auseinandersetzungen in Österreich hinter verschlossenen Türen (auf internen Reichskonferenzen) abzumachen pflege und auf Parteitag vor allem bemüht sei den Weg zur sachlichen Einheit der Handlung vor der Öffentlichkeit zu gehen. Wer das Protokoll des letzten österreichischen Parteitags, der vom 30. Oktober bis zum 3. November 1926 in Linz tagte /Wien, Wiener Volksbuchhandlung/, gelesen hat, wird im ganzen nur bestätigen können, daß dort eine parteimäßig vorbildliche Arbeit geleistet, und daß auch nach außen ein geschlossenes Bild der österreichischen Sozialdemokratie dargestellt wurde. Es handelte sich auf dem Parteitag vor allem um die Revision des Parteiprogramms. Die schwierige Aufgabe des Hauptreferenten Otto Bauer bestand darin einer in der Theorie "radikalen" Versammlung ein höchst revisionistisches Programm plausibel zu machen. Das gelang ihm, weil er seine Ausführungen unter das Thema stellte: Wir stehen nicht mehr als Unterdrückte in der Opposition, sondern wir stehen unmittelbar vor der Machtergreifung und damit in einer völlig neuen Situation, der sich unser Begriffsinstrument anzupassen hat. Er ging von der ziemlich ungünstigen Lage der Gesamtarbeiterbewegung aus und leitete dann zu der starken Position der österreichischen Sozialdemokratie über. Der Leitgedanke war dabei: Die Arbeiterklasse muß sich über die Industriearbeiterschaft hinaus durch Heranziehung der Landarbeiter und der geistigen Arbeiter konstituieren, um endgültig die Vorherrschaft des Kapitals brechen zu können. Sie kann sich in solcher Weise erweitern, das spezifische Industrieproletariat kann sich mit den beiden anderen Gruppen verbünden, weil ein gemeinsames Interesse heute allen erkennbar wird. Eben darum wird die Diktatur und die Gewalt grundsätzlich abgelehnt und nur als Verteidigungsmittel für den Fall anerkannt, daß das Bürgertum selbst den Weg der Menschlichkeit und des geistigen Kampfes verlassen sollte. Diese Grundsätze wurden schließlich einstimmig anerkannt. Zuvor aber mußte der Philosoph des Austromarxismus, Max Adler, noch eine Attacke gegen die Demokratie und für die Diktatur reiten, die unter den ironisch-milden Gegenangriffen Karl Renners, Friedrich Adlers, Friedrich Austerlitz' und Karl Leuthners rasch zusammenbrach.

Die bevölkerungspolitischen Gedankengänge Bauers sind hier bereits in der Rundschau Anthropogeographie (in diesem Band Seite 311) behandelt worden. Von Wichtigkeit ist noch über die Religionsdebatte des 3. Verhandlungstags zu berichten. Bauer unterschied 2 Methoden: die eine, die dem Bürgertum vorwirft, daß es die Religion zu politischen Zwecken mißbrauche, die andere, die die Religion selbst bekämpft, weil sie sich mißbrauchen lasse. Er betonte, daß die Bourgeoisie nichts lieber sähe als einen sozialistischen Vorstoß gegen die Religion, der breiten Massen gegenüber leicht abzuwehren sei. Eben darum müsse es bei dem alten Programmsatz bleiben: Religion ist Privatsache. Gegen teilweise sehr scharfen freidenkerischen Widerspruch wurde schließlich auch in diesem Sinn entschieden.

Die endgültige Annahme des Parteiprogramms erfolgte einstimmig. Insgesamt wurden auf diesem Parteitag nur 5 verhältnismäßig belanglose Anträge abgelehnt. Im Bericht der Parteivertretung wurde ein Ansteigen der Anzahl der Mitglieder auf 592 346 bekannt gegeben (421 919 männliche, 170 427 weibliche), das sind 22,12 % der österreichischen Gesamtbevölkerung. Demgegenüber ist die Auflage von 137 000 Exemplaren der 6 Tageszeitungen, 168 000 Exemplaren der 13 Wochenblätter und 490 000 Exemplaren zahlreicher Monatsblätter ziemlich bescheiden, was auch deutlich betont wurde. Beachtlich war im übrigen, wie entschieden auf die Notwendigkeit einer Selbsterziehung der Arbeiterklasse als Voraussetzung der Übernahme der Macht durch sie hingewiesen wurde. Man gestand den Angestellten verstaatlichter Betriebe das Recht auf Streik zu, aber man forderte gleichzeitig besondere Schiedskommissionen und ein besonderes Verantwortlichkeitsgefühl für solche Konflikte, die nicht wie jene mit Kapitalisten ausgetragen werden dürften.

Nach solch tiefgreifender Vorbereitung ist der verdiente Wahlerfolg den österreichischen Genossen nicht versagt geblieben. Trotz bürgerlicher Einheitsliste und unerhörter Hetze vermochten sie bei den Nationalratswahlen am 24. April 1927 fast 45 % der Gesamtstimmenzahl zu erobern, nämlich 1 533 720 Stimmen, was gegen 1923 eine Vermehrung von zirka 20 % bedeutet. Das Mandatsverhältnis der Sozialdemokratie zu den bürgerlichen Parteien verschiebt sich von 68 zu 97 auf 71 zu 94. Im Wiener Stadtparlament bleibt es bei 78 sozialdemokratischen Sitzen gegenüber 42 bürgerlichen.

Frankreich Der Lyoner Osterparteitag der französischen Sozialistischen Partei, die im letzten Jahr rund 28 000 Mitglieder gewonnen und sich somit von der Beeinträchtigung durch die Kommunisten weitgehend erholt hat, wurde durch eine Reihe von Ansprachen eröffnet, bei denen die von Léon Blum und Rudolf Breitscheid ausgedrückte Einmütigkeit der deutschen und der französischen Sozialdemokratie in der Ablehnung der Rheinlandbesetzung in die Erscheinung trat. Das eigentliche Ereignis des Parteitags war die Einigung zwischen der Rechten und dem Zentrum: nach der Rede Vincent Auriols zog Pierre Renaudel die Resolution der Rechten zurück, da Auriol, indem er die Möglichkeit taktischen Zusammengehens mit den Sozialistischeradikalen zugab und jede Einheitsfront mit den Kommunisten ablehnte, im Grunde das selbe gesagt habe, was die Rechte fordere. Die Resolution Blum wurde schließlich mit 2352 Stimmen angenommen, während die linksstehende Opposition (Bracke-Zyromski) nur 747 Stimmen, und die außerordentlich scharf angegriffene extreme Linke (Maurin) 185 Stimmen erhielten. Die Vie Socialiste stellte nach dem Parteitag mit besonderer Genugtuung fest, daß einmütig beschlossen worden sei ein Programm zu schaffen, von dem aus dann später die Frage der Koalition leichter zu lösen sein werde. Die üblichen Angriffe gegen Paul-Boncour führten auch auf diesem Parteitag zu keinem Ergebnis. Zur Abrüstung wurde eine Resolution angenommen, die forderte, daß unter der Autorität des Völkerbunds und nicht nur durch Sonderabkommen zwischen einzelnen Regierungen die Entwaffnung auf allen Gebieten durchgeführt werde. Klare außenpolitische Ziele läßt auch die französische Sozialdemokratie, genau so wie die deutsche, vermissen.

Die verhältnismäßig günstige Situation des Parteitags hielt nicht lange vor. Mitte Juni trat Renaudel aus ihrem Vorstand aus, um damit die scharfe Kritik noch zu unterstreichen, die er schon literarisch an ihrer Einheitsfronttaktik gegenüber den Kommunisten bei den Nachwahlen im Département Aube geübt hatte. Dort waren im 1. Wahlgang 15 824 (50 % mehr als 1924) kommunistische und 8271 (60 % mehr als 1924) sozialistische Stimmen abgegeben worden, deren Anzahl im 2. Wahlgang noch um etwa 1000 stieg, während die ursprünglich gleich starke bürgerliche Rechte einen Zuwachs von 4000 Stimmen, wahrscheinlich aus dem

Bestand des sozialistisch-radikalen Kandidaten, zu erzielen vermochte. Nachdem schon der Generalsekretär der Partei Paul Faure, wie Renaudel sagt: aus ähnlichen Gründen, kürzlich Demissionsabsichten geäußert hat, beunruhigt die neue Störung um so mehr.

Im Parlament hatte die Sozialistische Partei in letzter Zeit einige Erfolge. Sie übte einen günstigen Einfluß auf die Wehrgesetzgebung aus und zeigte sich politisch einsichtsvoller als früher, unter dem Druck der Kommunisten.

Rußland Die geistige und politische Geschichte des russischen Sozialismus gehört zu dem Interessantesten und Lehrreichsten, was die Geschichte der sozialen Bewegung überhaupt zu bieten hat. Er ist aus dem Narodnitschestwo, der Volkstümlerschaft, hervorgegangen, einer Gruppe und Bewegung von antiautokratisch gesinnten Intellektuellen, die, großenteils unter dem Einfluß westeuropäischer Utopisten, vom russischen Volk, insbesondere von der Bauernschaft, eine Neugeburt der Gesellschaft und des Staats erwartete. Wissarion Bjelinskij war ihr erster Vertreter, Alexander Herzen hat zu dieser Gruppe gehört, Viktor Tschernow ist heute ihr Repräsentant. In einer eingehenden Abhandlung des Archivs für Sozialwissenschaft wird uns durch Nikolaj von Bubnow der Geist des volkstümlichen russischen Sozialismus, wie er sich in jener Gruppe ausdrückte, als eine Mischung von Persönlichkeitshöchschätzung und Gemeinschaftsverehrung bei philosophisch positivistischer und politisch terroristischer Stellung (im Kampf gegen den Zarismus) dargestellt. Die Sozialrevolutionäre sind die unmittelbaren Erben der Narodniki, die Sozialdemokraten haben sich von diesen 1883 abgespalten, weil sie meinten, daß das Proletariat und nicht die Bauernschaft die eigentlich zukunftstragende Schicht auch des russischen Volkes sei. Die Geschichte der russischen Sozialdemokratie hat uns einer ihrer bedeutendsten Führer, der 1923 verstorbene Julius Martow (siehe diese Rundschau 1923 Seite 554), für die Zeit bis 1908 und sein Freund Th. Dan in kurzer Skizze von da bis zur Gegenwart geschrieben /Berlin, J. H. W. Dietz Nachfolger/. Aus dem nüchternen Bericht über Organisationsversuche, Kongresse, Presseauseinandersetzungen, Streiks, Demonstrationen, bewaffnete Aufstände erstreckt das Bild eines Menschenalters voll der ungeheuersten Kämpfe, in denen es immer auch um Tod oder Leben ging, und

in denen fast von Anfang an die Streitigkeiten innerhalb der Partei nicht nur wie anderwärts zwischen losen, nur persönlich mit einander verbündeten oder verfeindeten Gruppen sondern festen, einander systematisch bekämpfenden Organisationen geführt wurden, erst zwischen einer ökonomistischen und einer politischen Richtung, dann von dem verhängnisvollen Londoner Parteitag 1903 ab zwischen Menschewisten und Bolschewisten. Diese unterschieden sich ja anfänglich fast nur durch ihre straffere, ordnungsmäßige Organisation von jenen, aber eben darin prägte sich ihre Grundauffassung schon aus: mit schärfstem, nur militaristisch organisierbarem Terrorismus und völlig indifferent gegenüber dem Reifezustand der Volkswirtschaft die Umwälzung herbeizuführen, die die menschewistischen Sozialisten aus den Verhältnissen sich selbst entwickeln sahen. Martow, selbst Menschewist, ist ehrlich genug, um in seiner ausführlichen Analyse der Revolution von 1905 das völlige Versagen beider Richtungen aus den Tatsachen sprechen zu lassen. Die Bolschewisten, jedes Blutvergießen begrüßend, treiben die Massen absichtlich in den sinnlosen Dezemberaufstand hinein, die Menschewisten, energielos Entwicklungsgläubige, stoßen zuerst Kassandrarufer aus und geben dann doch im entscheidenden Augenblick den ausbrechenden Massen ihren Segen, statt sich mit aller Macht dem Falschen zu widersetzen. Und hinterdrein sind sie erst wieder klug (und ehrlich) genug ihre Fehler einzugestehen, um sie gleich darauf anläßlich des bolschewistischen Wahlboykotts in der Form eines total unmöglichen Kompromisses zu wiederholen. (Wem drängt sich hier nicht der Vergleich mit der deutschen Revolution von 1918 auf, und wer gedenkt hier nicht dankbar derjenigen sozialdemokratischen Führer, die Deutschland gerettet haben?) Es ist höchst bedauerlich, daß die Skizze Dans, die Martows nur bis 1908 reichende Darstellung ergänzt, nicht auch zum perspektivischen Bild ausgemalt ist, das auch im einzelnen erkennen ließe, wie sich 1917 die Ereignisse von 1905 nur mit wesentlich veränderten Machtverhältnissen wiederholten, wie abermals die Bolschewisten eine unproletarische und undemokratische Selbstdurchsetzungspolitik, die Menschewisten aber überhaupt keine ausgesprochene Politik trieben. Hätte es in der russischen Sozialdemokratie früher einen starken revisionistischen Flügel gegeben, sie wäre später nicht so ruhmlos ausgeschaltet worden.

**Akademiker-
verband**

Auf dem Heidelberger Parteitag 1925 konstituierte sich ein Verband sozialdemokratischer Akademiker, auf dem Kieler Parteitag 1927 wurde ein Berliner Antrag dem Verband die Auflösung nahelegen mit der Begründung abgelehnt, daß die Konsequenzen aus seiner Annahme unübersehbar sein würden, insofern dann ähnliche Anträge für jede Art von Verbänden einlaufen könnten.

Die neue Organisation selbst hat es inzwischen auf 700 Mitglieder gebracht und 2 Tagungen abgehalten. Auf der 1., Pfingsten 1926 in Weimar, sprach, nachdem mehrere Referenten abgefragt hatten, Hendrik de Man über die Intellektuellen und den Sozialismus. (Der Vortrag erschien, erweitert, im Verlag Eugen Diederichs in Jena (siehe darüber die Rundschau Geistige Bewegung, in diesem Band Seite 383 und folgende).) Die Debatte führte sofort vom Thema ab und zu einem Streit über den Marxismus im allgemeinen, wobei sich eine erstaunliche Direktionslosigkeit offenbarte. Der Bericht, der nachher darüber im Mitteilungsblatt des Verbandes gegeben wurde, ist noch harmonisiert. In der Aussprache über die Aufgabe und Organisation des Verbandes wurden gesellschaftliche Sammlung der intellektuellen Sozialisten (auch der nichtstudierten) und Indienstellung ihrer spezifischen Kräfte für die Partei als Ziele genannt. Bei der Wahl der Verbandsleitung wurden der Staatsanwalt Hugo Marx und der Rechtsanwalt Karl Pfeifenberger zu Vorsitzenden bestimmt.

Die 2. Tagung, Ostern 1927 in Nürnberg, begann mit einem durch Marx ausgesprochenen feierlichen Verzicht der Akademiker auf politische Führungsansprüche innerhalb der Partei, der dann von Hilferding als Vertreter ihres Vorstands entgegengenommen und nochmals unterstrichen wurde. Emil Lederer hielt einen Vortrag über den modernen Imperialismus, wobei er gegen Rosa Luxemburgs Akkumulationstheorie polemisierte und, abermals von Hilferding, dahin ergänzt wurde, daß der Marxismus keine automatisch-mechanische Zusammenbruchstheorie des Kapitalismus sei sondern an die Eigenaktivität des Proletariats appelliere. Hieran knüpfte in einem weiteren Vortrag Carl Mennicke an, indem er nachwies, daß zwar Sozialismus als sittliche Idee, solange er rein abstrakt von der ideellen Forderung ausging, wirkungslos blieb und durch den vom Naturgrund der Wirtschaftsordnung ausgehenden Marxismus abgelöst werden

mußte, daß aber nun auch dieser wieder einer dialektischen Synthese mit der ethischen Haltung sich öffnen müsse. Der (fast allgemein mißverständene) Vortrag löste eine lebhafteste Diskussion über die Frage aus, ob der Marxismus ethisch "versagt" habe oder nicht, wobei Marxisten und Antimarxisten gleicherweise die gut marxistische Wahrheit vergaßen, daß jede Doktrin hinter einander Schmutz, Kleid und Fessel ist, auch die Zeitgestalt des Marxismus, dessen lebendiger Kerngehalt darum doch nicht minder an der Ewigkeit teilhat als eine der anderen Schöpfungen des Menschheitsgenius.

Kurze Chronik Am 10. April waren es schon 20 Jahre, daß der Führer der deutschen Sozialdemokratie, Ignaz Auer, uns genommen wurde. Er war der einzige politische Kopf großen Stils, den unsere Partei an führender (wenn auch unbemerkter) Stelle gehabt hat. Als er starb, wurde in dieser Rundschau gesagt: »Es war vielleicht der größte, edelste Mensch unserer Tage, der jetzt da draußen in Friedrichsfelde liegt, und wir müssen wohl glauben, daß wir einen seiner Art kaum wiedersehen werden.« In diesen 2 Jahrzehnten haben wir ihn in der Tat nicht gesehen. Jetzt, da der deutsche Sozialismus in die schwierigste Periode seines Daseins, in die der Wirklichkeitspolitik, tritt, ist es notwendig und fruchtbar an den toten Führer zu denken, um zu bewirken, daß die neuen Aufgaben so angepackt werden, wie Ignaz Auer die alten angepackt (und bewältigt) hat. ◊ Der Reichstagsabgeordnete Artur Rosenberg trat Ende April aus der *Kommunistischen Partei Deutschlands* aus. Er begründete dies mit dem »völligen Zusammenbruch« der Politik der sogenannten Dritten Internationale in China. Durch den Austritt Rosenbergs, der seit 1914 Privatdozent der Geschichte an der Berliner Universität ist, verliert die Kommunistische Partei einen ihrer wenigen Vertreter, die sich über die Dinge eigene (oder überhaupt) Gedanken machen. ◊ Der Osterparteitag der *tsechoslowakischen* Sozialdemokratie in Brünn beauftragte die Exekutive mit der Deutschen Sozialdemokratie der Tschechoslowakei in Verhandlungen über Zusammenarbeit zu treten. Auf dem Teplitzer Parteitag der Deutschen am 7. und 8. Mai wurde dann die Bereitschaft zu solcher Kooperation aufs nachdrücklichste betont, im übrigen die Organisation der Partei vor allem durch Gründung eines Erziehungsbeirats vervollkommenet.

Nationale Bewegung / Max Klesse

Mexico Mit dem Ruf »Es lebe der

König Christus!« soll am

19. April eine Bande unter

Führung der katholischen Priester Vega, Pedroza und Angulo sowie des Rechtsanwalts Loza, des Beauftragten des Bundes zur Verteidigung der Religion, einen aus Guadalupe kommunen Eisenbahnbahn zug überfallen und ein furchtbares Blutbad angerichtet haben. So berichtet das Auswärtige Amt Mexicos der Presse. Wie erklärt sich dieser furchtbare Vorwurf, der sich zwischen den Zeilen gegen den mexicanischen Klerus richtet? Im mexicanischen Freiheitskampf gegen die spanische Herrschaft /1810 bis 1822/ zeichneten sich Männer aus dem niederen Klerus, wie die als Nationalhelden verehrten Pfarrer Hidalgo und Morelos, an der Spitze indianischer Heerhaufen aus. Aber der hohe spanische Klerus exkommunizierte sie vor ihrer Hinrichtung. Der Heilige Stuhl verurteilte auf Veranlassung der spanischen höhern Welt- und Ordensgeistlichkeit aufs schärfste die Unabhängigkeitsbewegung; war doch der Erzbischof von Mexico häufig Vizekönig und Obergeneral Neuspaniens gewesen, er hatte mit der geistlichen auch die weltliche Macht in seinen Händen vereinigt. In den folgenden Kämpfen um die Staatsform trat der hohe Klerus für die monarchische Lösung ein (zuerst für Iturbide als Kaiser Augustin I 1822, später für Maximilian von Österreich 1864 bis 1867). Die an riesigem Landbesitz reiche Kirche brachte in jenen ersten Kämpfen 20 Millionen Dollars für die konservativen Parteiführer auf. Sie setzte alle himmlischen und irdischen Machtmittel in Bewegung, um die weltliche Macht nicht zu verlieren.

Die Fesselung der Vereinigten Staaten durch den Bürgerkrieg benutzte die mexicanische Kirche, um mit Napoleóns III Hilfe das katholische Kaisertum Maximilians von Österreich zu errichten, das jedoch mit dem Rückzug der französischen Truppen zusammenbrach /1867/; denn schon damals reichten die einheimischen Kräfte der spanischen Großgrundbesitzer und der Kirche als der reichsten Landbesitzerin nicht hin, um die Ansprüche der aus spanisch-indianischen Mischlingen (Mestizen) entstehenden Mittelschicht auf politische Herrschaft zurückzuweisen. Diese sind nach der Aufteilung von Gemeinde-, Staats- und Kirchenländereien und während der kapitalistischen Entwicklung in den folgenden ruhigen

Jahrzehnten unter Porfirio Diaz /1877 bis 1911/ zur entscheidenden Macht in Politik und Verwaltung herangewachsen und machen heute unter den 15 Millionen Einwohnern beinahe die Hälfte aus. Man zählt etwa 45 % Mestizen, 35 % Indios und 20 % Kreolen, das heißt reine Abkömmlinge von Spaniern.

Von größter Wichtigkeit in diesen Kämpfen zwischen katholisch-spanischer Reaktion und dem aufkommenden Nationalbewußtsein dieser Mestizen war und ist die Haltung der Vereinigten Staaten von Amerika, die bekanntlich in den ersten Jahrzehnten der mexicanischen Unabhängigkeit, getrieben von dem Landhunger der südlichen Sklavhalter, den Mexicanern fast die Hälfte ihres Raums von Texas bis Californien entrissen, in den folgenden eigenen Kämpfen auch gegenüber der französischen Einmischung in Mexico Zurückhaltung üben mußten, um nach dem Sieg des bürgerlich-bäuerlichen Nordens der liberalen Nationalbewegung in Mexico gegen die monarchisch-katholisch-ausländische Reaktion Hilfe zu leisten. Diaz rief zur Erschließung des Landes ausländisches Kapital ins Land, an dessen Spitze die Kapitalisten der Vereinigten Staaten bisher über 5 Milliarden Goldmark in Land, Bergwerken, Ölfeldern und Verkehrsunternehmungen anlegten, mit dem Erfolg, daß etwa vier Fünftel der Bergwerke (zirka 1½ Milliarden Mark) und drei Fünftel der Petroleumfelder (zirka 2 Milliarden Mark) in ihren Händen sind. Dabei stieg die Petroleumzeugung von 220 000 Barrels im Jahr 1904 auf fast 200 Millionen im Jahr 1921. Mexico wurde der zweitstärkste Petroleumproduzent.

Die Vereinigten Staaten befanden sich in dieser ersten, wesentlich politisch-wirtschaftlich von oben bestimmten Phase der nationalen Entwicklung sehr wohl. Erst als Diaz auch den Engländern große Petroleumkonzessionen gewährte, begannen die Amerikaner die Opposition gegen ihn zu unterstützen, so daß er nach seiner 8. Wiederwahl zum Präsidenten von Madero gestürzt und, 80 Jahre alt, verbannt wurde. Madero erlag bereits 1912 Huerta, der von England und der katholischen Kirche gestützt wurde. Die nationale Revolution bekam im Lauf der folgenden Kämpfe einen immer deutlicher hervortretenden sozialrevolutionären Charakter: zugunsten der Landarbeiter und landarmen Bauern gegen den Großgrundbesitz und die katholische Kirche als Preisfechterin des Latifundienwesens

und der Reaktion, zugunsten der rasch anwachsenden Arbeiterschaft gegen die ausländischen Kapitalisten. Auch jetzt noch erfreute sich die nationale Bewegung der Unterstützung durch die Vereinigten Staaten. Wilson verlangte, daß die Regierung »alle ihre gerechte Macht nur von der Zustimmung der Regierten« erhalte, daß eine demokratische Regierung in Mexico politische Reformen einführe und durch eine entschiedene Agrarreform das Volk beruhige, während die amerikanischen Kapitalisten dank der günstigen Nachbarlage allein die außerordentlich gewinnversprechende Erschließung des weiten Landes weiter durchführen zu können hofften. England erkannte die Interessen der Vereinigten Staaten in Mexico und Zentralamerika an und begann sich zurückzuziehen. Nunmehr wandte sich die Spitze der nationalen Bewegung immer deutlicher gegen die nordamerikanischen Kapitalisten. Diese versuchten den Kurs der amerikanischen Politik energisch gegen die mexicanische Revolution herumzuwerfen, aber ohne Erfolg. Wilson wurde allerdings aufs peinlichste überrascht, als mit dem Sieg der Revolutionäre in der neuen Verfassung von 1917 in dem bekannten § 27 die Reichtümer unter der Erdoberfläche als Nationaleigentum erklärt wurden, und gleichzeitig den Ausländern in einer Sperrzone von 100 Kilometer Breite an der Landgrenze und 50 Kilometer an der Küste (Petroleumfelder von Tampico) der Erwerb von Landeigentum untersagt wurde, und alter Besitz binnen 10 Jahren an Mexikaner verkauft werden sollte. Die bisherigen gegenrevolutionären Bewegungen waren nämlich häufig von diesen Grenzgebieten ausgegangen oder hatten dort einen Unterschlupf gefunden. Gegen den § 27 richtete sich daher der Einspruch der Vereinigten Staaten von Wilson bis Coolidge, mit dem Erfolg, daß ihm bisher keine rückwirkende Kraft gegeben wurde. Aber trotz diesem vorläufigen Entgegenkommen läßt sich nicht verhehlen, daß die letzten Forderungen der nationalen Bewegung auf Verfügung und Mitbestimmung über die Naturschätze und Volkskräfte des eigenen Landes und die heutigen Profitansprüche der amerikanischen Kapitalisten mit einander nicht zu versöhnen sind. Es muß unter diesen Umständen geradezu ein Verhängnis genannt werden, daß die mexicanische Regierung durch ihren Kampf mit dem katholischen Klerus ihren Gegnern in den Vereinigten

Staaten eine nicht zu unterschätzende Waffe in die Hand gegeben hat, weil sie dadurch die Massen der Katholiken in den Vereinigten Staaten auf den Plan gerufen hat, die bereits den Einspruch des Weißen Hauses zugunsten ihrer Glaubensgenossen in Mexico gefordert haben. Die Nichterneuerung des Antischmuggelvertrags durch die Vereinigten Staaten muß gleichfalls als ein ernstes Symptom erwähnt werden, weil sie den Gegnern der mexikanischen Regierung die Bewaffnung erleichtert, was um so bedeutungsvoller ist, als in Mexico das Waffentragen jedem Bürger erlaubt ist, und eine systematische Entwaffnung der Regierungsgegner an der Größe des unübersichtlichen Raumes scheitern müßte. Der unbefangene Beobachter empfindet die Kirchengesetzgebung Mexicos keineswegs als jene Schmach des Jahrhunderts, wie sie der betroffene katholische Klerus sieht. Sie ist nicht gegen die Religion als solche gerichtet sondern ist eine für alle Kirchen geltende Regelung als Ausfluß des modernen Staatsgedankens, die sich nur deswegen gegen die katholische Kirche so einschneidend auswirkt, weil diese auf Grund ihres Landeigentums und der Überlieferung den alten Herrschaftsanspruch über Gebiete aufrechtzuerhalten versucht, die im letzten Jahrhundert überall in den Staatsbereich einbezogen worden sind, wie Schule, Agrarverfassung, Demonstrationswesen usw. Die Kirche ist eben unter den immer zahlreicher werdenden Kulturfaktoren des modernen Lebens einer unter anderen geworden; die Religion ist in den freien Formen des protestantischen Sektenswesens und der modernen Weltanschauungsgemeinschaften von kirchlicher Bevormundung und Einengung immer freier geworden. Damit wird sich auch die katholische Kirche in Mexico abfinden müssen, wie es die protestantischen Bekenntnisse in diesem Land bereits getan haben. Die Ausweisung der ausländischen Priester, das Verbot des Religionsunterrichts in der Schule, die Schließung von Klöstern, das Verbot des Kanzelmißbrauchs und der Prozession als politisch-religiöser Demonstration löste eine heftige Protestbewegung bei der Geistlichkeit und ihren Anhängern aus. Der Einfluß der Kirche in diesem Sonnenland, wo nur jeder 6. bis 7. Mensch lesen und schreiben kann, ist noch beträchtlich. Sie verfügt durch die Spendung der Sakramentsgnaden über eine ungeheure Macht auf die wundergläubigen Seelen der Indios, und in den vor-

nehmen Kreolenfamilien ist täglicher Kirchenbesuch üblich. Nur unter Berücksichtigung dieser Tatsache kann man verstehen, was der religiöse Generalstreik, der seit dem 1. August 1926 seitens der Kirche gegen den Staat geführt wird, bedeutet, zumal einem lokalen Vorläufer im Jahr 1918 Erfolg beschieden war. L. Koch berichtet darüber in den Stimmen der Zeit: »So hatten zum Beispiel Klerus und Volk von Guadalajara (zweitgrößte Stadt mit 143 000 Einwohnern) im Staate Jalisco am 1. August 1918 den religiösen und sozialen Generalstreik eröffnet, als die Regierung trotz der Massenproteste der Bevölkerung den eingekerkerten Bekennerbischof Don Francesco Orosco y Jimenez nicht freilassen und eigenmächtig erlassene Kulturkampfgesetze nicht zurückziehen wollte. Streik, Interdikt, Boykott des Handels und Verkehrs, öffentliche Trauer und tatkräftige Organisation erfaßten auch das ganze Land, nicht nur die Hauptstadt. Am 1. Februar 1919 erklang zum erstenmal wieder das festliche Glockenläuten, die Stadt zog Festgewänder an, und an den Häusern prangten Jubelinschriften, die den Sieg des Königtums Christi verkündeten.« Auch diesmal ist Guadalajara die treibende Kraft, diese kirchenfrömmste Stadt Mexicos, wo die starke Persönlichkeit des Erzbischofs einen großen Einfluß entfaltet, auch auf organisatorischem Gebiet; bereits im Jahr 1912 hat er einen katholischen Arbeiterverein ins Leben gerufen. Außerdem hat die Kirche zirka 45 000 Männer in dem Bund zur Verteidigung des katholischen Glaubens vereinigt. Dieser Macht gegenüber stützt sich die Regierung Calles auf die liberale Mittelschicht, die landarmen Bauern und die Land- und Industriearbeiter, die mit über 1½ Millionen Mitgliedern, das heißt einem Zehntel der Gesamtbevölkerung, in Gewerkschaften organisiert sind.

10 Monate bereits dauert der Kampf, kein Glockengeläute, kein Gottesdienst findet statt, die Steuern werden zum Teil verweigert, die Geschäfte der Unkirchlichen von den Katholiken boykottiert. Die letzten Nachrichten verraten den Ernst der Lage auf beiden Seiten: blutig aufleuchtend der Eisenbahnüberfall, tief eingreifend die Ernennung des Finanzministers zum Finanzdiktator, der ermächtigt ist alles Regierungseigentum zu veräußern oder zu belasten. Hoffen wir, daß ein Ausgleich rechtzeitig zustande kommt, ehe das Land eine Beute des amerikanischen Kapitals wird.

Lateinamerika Während es sich in Mexico für die Vereinigten Staaten um wirtschaftliche Durchdringung handelt, wie in Cuba, wo mehr als 4 Milliarden Mark amerikanischen Kapitals arbeiten, sind es in Mittelamerika in erster Linie strategische Gesichtspunkte, die der Politik der Vereinigten Staaten Richtung und Ansatzpunkt vorschreiben. In Nicaragua soll in Zukunft ein zweiter Kanal geschaffen werden, der weniger Schleusen als der Panamakanal aufweisen würde und daher für Luftangriffe weniger verletzlich wäre. Das alleinige Recht zum Bau des Kanals mit Flottenstützpunkten auf beiden Seiten, das die Vereinigten Staaten 1916 vertraglich erworben haben, soll nun durch einen "Schutzvertrag" erweitert werden, in dem der von der Union unterstützte Usurpator Diaz Nicaragua auf 100 Jahre unter den Schutz der Vereinigten Staaten stellen will, die für 400 Jahre das Recht erhalten sollen die Entwicklung des Landes in die Hand zu nehmen. Die Neuwahlen werden 1928 unter dem "Schutz" der amerikanischen Marinetruppen stattfinden, und amerikanische Offiziere werden die zu bildenden Polizeitruppen befehligen. Diese »moralische Verantwortung Amerikas für die Länder nördlich des Panamakanals«, wie sie Coolidge formulierte, hat das immer wache Mißtrauen Südamerikas erneut verstärkt. Daher wurde in den Grenzstreitigkeiten zwischen Bolivien und Paraguay Argentinien zum Schiedsrichter ernannt und nicht wieder die Vereinigten Staaten wie im Tacna-Arica-Konflikt.

Dieser alte Streitgegenstand aus dem für Chile siegreichen Salpeterkrieg /1879 bis 1884/ gegen Peru und Bolivien hat immer noch keine endgültige Erledigung gefunden. Der 1. Vorschlag Hughes durch einen Volksentscheid die staatliche Zugehörigkeit des Gebiets endgültig zu bestimmen wurde anfangs in Chile freudig begrüßt, später aber abgelehnt, weil die Abstimmungsvorschriften von vornherein einen peruanischen Sieg versprachen. Die Amerikaner hofften dadurch diese Gebiete dem von ihnen wirtschaftlich beherrschten Peru übereignen zu können, dadurch sich selbst in Arica einen wichtigen Flottenstützpunkt im südlichen Pazifik und einen von ihnen beherrschten Ausfuhrhafen für das reiche Bergbauland Bolivien zu schaffen. Nach Mißlingen dieser Lösung schlugen sie daher vor Tacna-Arica direkt an Bolivien abzutreten, gegen Zahlung von 10 Millionen Pfund an Chile.

Die Vereinigten Staaten, die bereits $\frac{1}{4}$ Milliarde Mark in Bolivien angelegt haben, könnten durch Vorschießen dieser 200 Millionen ihren Einfluß auch in Bolivien herrschend machen und von Arica aus militärisch einen derartigen Druck auf Chile ausüben, daß dieses angesichts der starken Interessen des Kapitals der Vereinigten Staaten in seiner Kupfer-, Salpeter- und Eisenproduktion (Guggenheimkonzern) sich in die Kette pazifischer Sicherungen eingliedern müßte, die die Vereinigten Staaten für einen künftigen Entscheidungskampf um den Stillen Ozean bereits heute schmieden zu müssen glauben.

Gegenüber diesem Vordringen der Vereinigten Staaten in Mittel- und Südamerika macht sich dort wieder eine Bejahung des Völkerbundgedankens unter Hinneigung zu Europa bemerkbar. Im Dezember 1926 wurde auf dem letzten Festessen der Britisch-Lateinamerikanischen Handelskammer in London England eingeladen seinen alten Einfluß zurückzugewinnen, wobei England noch rein geographisch für Europa gesetzt wurde. Es wäre ein tragisches Erwachen, wenn das auf Europas Gegengewicht rechnende Südamerika durch diese falsche Einschätzung Englands sich einst auch auf seiner atlantischen Seite von den Angelsachsen beherrscht sähe. Die Haltung der Lateinamerikaner im Völkerbund zeigt allerdings eine starke, zum Teil unbewußte, Hinneigung zum werdenden kontinentaleuropäischen Block. Und Mexicos Kampf um Selbstbestimmung ist der Kampf ganz Lateinamerikas.

Kurze Chronik Die Akademie der Blumenpiele in Toulouse hat Literaturpreise für die besten Gedichte in der *Langue d'oc* sowie für das beste Prosawerk in der gleichen Mundart geschaffen: ein Zeichen des sich geistig immer stärker regenden *französischen Regionalismus*, der die innere Entwicklung Frankreichs befruchtet und dadurch auch im europäischen Sinn wirkt. \diamond Poincaré erklärte vor dem Straßburger Studentenkongreß, die Kinder müßten überall da, wo deutsch gesprochen werde, auch die deutsche Sprache vollkommen erlernen, und Frankreich beabsichtige in keiner Weise die Rechte und Gewohnheiten des *Elsaß* anzutasten. Das vielberufene *malaise alsacien* dürfte bei dieser Haltung der Regierung und ihr entsprechenden Taten sehr bald behoben sein. Der Offene Brief des *Elsässers* an den Grafen Westarp vom 14. März 1927 mit seinem energi-

schen »Hände weg von Elsaß-Lothringen!« hat jedem, der die Wahrheit sehen will, ohnehin gezeigt, wie sinnlos die Annahme ist, als ob das Elsaß von Frankreich weg und nach Deutschland strebe. \diamond Die Militärdiktatur in Litauen hat auch den Druck auf das *Memelgebiet* verstärkt: Die Landtagswahlen werden immer wieder verschoben, und das großlitauische Direktorium regiert ohne Landtag. Zahlreichen *memelländisch* eingestellten Beamten ist gekündigt worden; sämtliche Kreisschulräte sind jetzt großlitauisch, und die Aufbauschule, die Schüler für das Lehrerseminar heranbildet, verlangt plötzlich litauisch bei der Aufnahme, wodurch der deutsche Nachwuchs für das Lehramt fürs erste so gut wie ausgeschlossen wird. \diamond Der Schulkampf in *Polnisch Oberschlesien* dauert trotz dem Genfer Beschluß noch an. Die deutschen Eltern in Orzegow erhielten wieder die Aufforderung bei Strafandrohung ihre Kinder in polnische Schulen zu schicken. Die Sprachprüfung für die Minderheitsschulen fand durch polnische Schulleiter statt, nicht durch den Schweizer Schulmann Maurer, wie es der Genfer Beschluß verlangt. \diamond Auf Grund der Zusammenarbeit tschechischer und deutscher Parteien in und außerhalb der Regierung beginnt sich eine erhebliche Entspannung auch im Gemeindeleben der Tschechoslowakei bereits anzubahnen. In Olmütz, wo während der tschechischen Parlamentsmehrheit nur die tschechische Amtssprache herrschte, wurde ein Antrag der deutschen Gemeindevertreter auf Einführung der Zweisprachigkeit im Amtsverkehr mit Hilfe der tschechischen Regierungsparteien angenommen. \diamond In *Südslawien* ist die Annäherung an Deutschland und das »Dreieck des Friedens« aus Frankreich, Deutschland und Südslawien das Tagesgespräch geworden. Es braucht nicht betont zu werden, daß für Frankreich-Deutschland als Kern des künftigen Kontinentaleuropas diese Orientierung der öffentlichen Meinung im wichtigsten Balkanstaat von allergrößter Bedeutung ist. Es ist zu hoffen, daß damit auch die Lage der deutschen und selbstverständlich auch der anderen Minderheiten besser werden wird. \diamond In *Rumänien* dagegen, wo eine Volkszählung vorbereitet wird, ist der Fragebogen dafür nur in rumänischer Sprache aufgesetzt, wahrscheinlich, damit die 4,4 Millionen Minderheiten, wie Bessarabier, Bulgaren, Juden, Ungarn und Deutschen, schneller Rumänisch erlernen. \diamond Die am

9. Mai vollzogene Einweihung der im Busch geschaffenen neuen Hauptstadt *Australiens* Canberra, lenkt jedenfalls wieder einmal die Aufmerksamkeit auf eines der brennendsten Probleme der pazifischen Politik. Das White Australia, die Forderung der regierenden Arbeiterklasse, ließe sich auf die Dauer nur erhalten, wenn statt der 6 Millionen von heute 60 Millionen der Erdteil bevölkert, also eine überaus starke Besiedelung durch Europa erfolgte. Ob das möglich ist, bleibt abzuwarten. Auf der andern Seite ist die zunehmende japanische, chinesische und indische Einwanderung in Indo-, Mela-, Mikro- und Polynesien eine von der Natur des Raums diktierte Notwendigkeit. Wohin Australien bei der organischen Gestaltung der Erde in großen Wirtschaftseinheiten endgültig tendiert, kann noch nicht erörtert werden.

Literatur

Es fehlte bisher eine Einführung in die neue Staatenwelt an unserer Ostgrenze. Diese schuf jetzt *Elias Hurwicz* in vorbildlicher Weise, indem er Polen, Litauen, Estland, Lettland, Finnland und Rußland in seinem Buch *Der neue Osten* /Berlin, E. S. Mittler & Sohn/ geschichtlich, wirtschaftlich und politisch darstellte. Dem begrüßenswerten Werk, das in knappem Umfang ein großes Material vermittelt, wünscht man noch zweierlei: eine Karte des neuen Ostens und eine möglichst zahlenmäßige Darstellung der Agrarverfassung der Randstaaten, Wünsche, die bei der hoffentlich bald notwendig werdenden Neuauflage sicherlich berücksichtigt werden können. \diamond Wer einen tiefern Einblick in die Geschichte der Wiederaufrichtung des polnischen Staates tun will, greife zu dem Buch *Walther Reckes* Die polnische Frage als Problem der europäischen Politik /Berlin, Georg Stilke/. In einer kurzen Einleitung wird der Untergang des polnischen Staates, im 2. Teil die polnische Frage in Europa des 19. Jahrhunderts dargestellt, der 3., der Hauptteil, schildert überaus anregend die Wiederaufrichtung Polens an der Hand der umfangreichen internationalen, und besonders polnischen und russischen Literatur: ein ganz besonderer Vorzug, da dem Deutschen ohne slawische Sprachkenntnisse diese nicht zugänglich ist. Die Proklamierung des Königreichs Polen durch die Zentralmächte erfährt die verdiente Kritik; verschüttete sie doch alle Friedensaussichten im Osten. Die Einsicht kommt freilich reichlich spät. Vor 10 Jahren, im währenden Welt-

krieg, standen die Sozialistischen Monatshefte mit ihr allein. \diamond Einen Nachweis für Polens Drang nach dem Westen sucht *Ernst R. B. Hansen* /Berlin, K. F. Koehler/ auch für die Zeit nach dem Friedensschluß zu führen. Er läßt dafür polnische Kronzeugen auftreten: Der Generalstaatsanwalt Bukowiecki äußert sich unter Anerkennung der deutschen Leistungen über Polens Aufgaben in Ostpreußen, das er wirtschaftlich und geopolitisch zu Polen rechnet. Der in Deutschland besser bekannte ehemalige Minister Grabski schreibt, das polnische Volk könne den »Ausgang des Plebiszits in Masuren nie als einen endgültigen Spruch der Geschichte anerkennen«. Der frühere Generalkonsul in Königsberg Srokowski äußert sich höchst taktlos über die Ostpreußen. August Müller, der ein Vorwort zu der kleinen Schrift geschrieben hat, hofft, daß gegen diese imperialistischen Stimmen eine geistige Gegenbewegung entstehen könne. Das wäre gewiß gut. Nur darf man solchen Äußerungen nicht allzu großes Gewicht beilegen. Genau so wie man aus der letzthin in Deutschland inszenierten Propaganda des Gedankens einer deutschen "Kolonisierung" des Baltikums und russischer Gebiete noch nicht auf Deutschlands Drang nach dem Osten schließen darf. \diamond Die nationalen Minderheiten in Polen haben sich zusammengetan, um in einer neuen, polnisch, deutsch, englisch und französisch in Warschau erscheinenden Monatsschrift *Natio* die europäische Öffentlichkeit sowie »die Angehörigen des polnischen Volkes zu veranlassen sich mit den Lebensfragen der Minderheiten in Polen zu befassen«. Die Lage der Ukrainer, Weißrussen, Juden, Litauer und Deutschen wird mit einem geschichtlichen Rückblick in dem 1. Heft von führenden Politikern der Minderheiten dargestellt. \diamond In seinem Buch *Alt Litauen* /Berlin, Georg Neuner/ gibt der schon von früher rühmlich bekannte Erforscher litauischer Kulturgeschichte *Victor Jungfer* eine liebevolle und ausführliche, sehr anregend geschriebene Darstellung der litauischen Kultur vergangener Jahrhunderte, von Gehöft und Leben der Bauern, ihren religiösen Festen und häuslichen Feiern. Besonderes Interesse verdienen die Kapitel über die Entwicklung und den Stil der Dachkreuze. Dem Deutschen vermittelt Jungfers Buch einen tiefen Einblick in ein bei uns leider nur zu wenig bekanntes Bauernvolkstum. \diamond Im Zusammenhang mit der nationalrevolutionären Bewe-

gung in Asien sei hier auf das bereits vor 3 Jahren veröffentlichte Doppelwerk *Karl Haushofers und Josef März' Zum Freiheitskampf in Südostasien* (Berlin, Karl Vowinckel/ hingewiesen, das anregende Gedanken in Fülle enthält, Haushofer behandelt Südasiens Wiederaufstieg zur Selbstbestimmung, März das Schicksal überseeischer Wachstumsspitzen. Besonders wichtig ist die Untersuchung der Beziehungen von Klima, Bodenreform und Wirtschaft zu Bevölkerungsdichte, Geschichte und Kultur Britisch und Holländisch Indiens, Chinas, Japans und der Philippinen. Dieses, man ist versucht zu sagen: marxistische, Angehen der Monsunländer durch den erklärt antimarxistischen Professor und General schult den bisher in den kleinen Verhältnissen Mitteleuropas nur zu schlecht gebildeten Rauminstinkt des "politischen Deutschen". Es folgt eine Untersuchung der Stützpunktpolitik der großen Mächte unter Würdigung der geographischen und geschichtlichen Besonderheiten im Atlantischen, Stillen und Indischen Ozean und in den beiden Mittelmeeren. Neben seinem bleibenden Wert als geopolitische Leistung ist das Werk erneut aktuell geworden und wird es in den Höhepunkten des asiatischen Freiheitskampfes bleiben. ◊ Der unter dem Namen *F. R. Nord* schreibende Autor hat seinem vor 6 Jahren in dieser Rundschau (1921 I Seite 563) angezeigten, überaus fesselnden Roman *Sisranusch* (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt/, in dem er das ergreifende Schicksal einer Armenierin schildert, einen nicht weniger spannenden neuen Roman folgen lassen: *Die Sichel* (Berlin, Ringverlag/. In ihm gibt der Kampf der Bolschewisten um Macht und Einfluß in der Mongolei und China den geschichtlichen Hintergrund ab. Neben teilweise ganz hervorragenden Schilderungen, wie der des Schneesturms in der Wüste Gobi und einzelner Vertreter Asiens, muten andere Stellen geradezu phantastisch-sensationell an. Selbst wenn man annimmt, daß mancher Psychopath, auch des brutal-egoistischen Typus, sich in der sogenannten Tscheka auswirken dürfte, verschließt man sich der Erkenntnis des Wesens und der Rolle dieser Institution (& damit des bolschewistischen Regimes überhaupt), wenn man Blutdurst und Blutrausch als einzige Motive ihres Handelns hinstellt. Im übrigen bringt uns das Buch manchen guten Aufschluß über die nationalen Bewegungen Asiens, und alles in plastischen Bildern.

WISSENSCHAFT

Philosophie / Christian Herrmann

Mathematik: Grundlagen Von der in allen Wissenschaften bemerkbaren Erschütterung der bisher als gültig angesehenen Fundamente blieb auch die Mathematik nicht verschont. Auch hier ist seit geraumer Zeit schon ein eifriges Suchen nach neuen Begründungen zu bemerken. Mathematiker und Philosophen sind emsig am Werk, oft genug als feindliche Brüder, oft aber auch im engsten Einvernehmen. Der Streit, ob die Grundlagen der Mathematik der reinen Vernunft oder der Erfahrung entstammen, durch Kants bekannte Stellungnahme von neuem angefaßt, geht durch das ganze vorige Jahrhundert. In den letzten Jahren ist in die Diskussion der streitenden Meinungen eine neue eingetreten: der Fiktionalismus Vaihingers, die Philosophie des Als Ob, die darauf ausgeht in allen Erkenntnisgebieten, ja darüber hinaus in allen Lebenssphären die Bedeutung der Fiktionen aufzuzeigen. Eine besondere Rolle sollen fiktive Begriffe in der Mathematik spielen. Definiert man mit Vaihinger Fiktionen als »bewußte, zweckmäßige, aber falsche Annahmen«, dann kann man sich leicht vorstellen, von welcher außerordentlichen Bedeutung es für die Auffassung der Mathematik wäre, wenn in ihren Grundlagen Fiktionen eine Rolle spielten. Die Entscheidung der Frage ist nicht ganz leicht, da dem Begriff der Fiktion eine bemerkenswerte Vieldeutigkeit, ja Unbestimmtheit anhaftet. Gehen wir von der oben angegebenen Definition aus, dann kann von falschen Annahmen nur im Hinblick auf einen bestimmten Wirklichkeitsbegriff gesprochen werden. Ist Fiktion die bewußte Abweichung von der Wirklichkeit oder der bewußte Widerspruch zu ihr, dann muß festgelegt sein, was das Wirkliche ist. Es ist aber, wenigstens bei Vaihinger, gar nicht so ganz klar umrissen, was damit gemeint ist, und so kann es uns nicht wundernehmen, daß die Fiktionen, die Vaihinger aufzählt, logisch sehr disparate Gebilde sind. Die ausgedehnte Diskussion, die sich an das Erscheinen des Vaihingerschen Hauptwerks anschloß, hat diesen Punkt besonders hervorgehoben. Besonders wichtig in dieser Richtung wurden die Untersuchungen Aloys Müllers, der zeigen konnte, daß bei Vaihinger 3 verschiedene Wahrheitsbegriffe verwandt werden, wodurch der

Begriff der Fiktion selbst unklar wird. Müller selbst definiert diesen Begriff also: »Fiktion ist jeder nichtwirkliche Gegenstand, der benutzt werden kann, um die Erkenntnis der Wirklichkeit zu erleichtern.« Und er fügt noch erläuternd hinzu: »Ein Merkmal der Fiktivität eines Gegenstandes ist die Nichtwirklichkeit innerhalb des Bereiches, zu dem er als Gegenstand gehört.« Scharfsinnige Untersuchungen über den Fiktionsbegriff und seine methodologische Bedeutung stammen auch von Julius Schultz, der die Fiktionen im wesentlichen als Symbole für Fakta auffaßt, und nach den Motiven, die uns veranlassen Faktisches durch Fiktionen zu symbolisieren, mehrere Arten von Fiktionen unterscheidet, von denen hier für uns die wichtigsten die formalen oder mathematisierenden Fiktionen und die kategorialen Fiktionen sind, die elegante mathematische Formulierungen ermöglichen sollen; nach Schultz gehört die Relativitätstheorie hierher.

Die Frage nun, inwieweit Fiktionen in der Mathematik vorkommen, erfährt neuerdings eine eingehende Untersuchung von *Christian Betsch* in seinem Werk *Fiktionen in der Mathematik* /Stuttgart, Fr. Frommann/. Mit bewundernswertem Fleiß wird aus der gewaltig anwachsenden Literatur alles zu dieser Frage Geäußerte zusammengetragen. Deutlich werden auch die Schwierigkeiten der *Vaihingerschen* Theorie der Fiktionen aufgezeigt, und in Fortführung der bisher unternommenen Versuche einer schärfern Durchbildung der Fiktionenlehre gibt der Verfasser eine umfängliche Durchleuchtung der Mathematik, um hier die Bedeutung der Fiktionen klarzulegen. Beschränken wir uns hier auf den Bericht über seine sachlichen Ergebnisse. Was zunächst die Grundbegriffe der Geometrie betrifft, so hatte *Vaihinger* gelehrt, daß der mathematische Punkt, die Linie, die Fläche, die mathematischen Körper, irrationale und imaginäre Zahlen, die n Dimensionen des Raums Annahmen seien, von deren Unwirklichkeit, ja innerer Widersprüchlichkeit man von vornherein überzeugt sei, die man aber zu bestimmten Zwecken, der Rechnung oder der Konstruktion mache. Dazu ist nach *Betsch* zu bemerken, daß die Grundbegriffe der Geometrie nicht Fiktionen im *Vaihingerschen* Sinn sein können. Denn die geometrischen Axiome sind widerspruchsfrei, und ferner, sie entstammen nicht der Erfahrung und brauchen darum auch nicht die Rechtfertigung durch die Erfahrung. Aber die Geo-

metrie ist auch nicht aus der Logik allein zu begründen sondern gründet sich auch auf gewisse alogische Elemente, die der reinen Anschauung entstammen. In den Begriffen des Punkts, der Linie und der Fläche sind zweifellos Elemente der reinen Anschauung enthalten. Wenn auch die Grundgebilde der Geometrie Unwirkliches sind, wie etwa *Bertrand Russell* und *Moritz Schlick* annehmen, so ist damit doch nicht einem Konventionalismus das Wort geredet. Und wenn man diese Unwirklichkeiten, die in Wahrheit doch begrifflich festgelegte Gebilde sind, Fiktionen nennen will, dann muß man sich klar sein, daß man mit dieser Bezeichnung einen andern Sinn verbindet als *Vaihinger*. Wie in der Geometrie so ist es auch nicht notwendig in der Zahlentheorie von Fiktionen zu sprechen. Wie man auch die Zahl auffassen mag, ob mit *Natorp* als reines Produkt des Denkens oder mit *Weyl* als Kategorie idealer Gegenstände, zwischen denen eine Urrelation $F(n, n')$ besteht, man wird nichts Fiktives im Zahlbegriff finden. Auch in der Unendlichkeit der Zahlenreihe ist keine Fiktion zu sehen. Dazu wird man nur von einer empiristischen Auffassung aus geführt. Diese ist aber abzulehnen. Auch die Untersuchungen *Betschs* über die Erweiterungen des Zahlbegriffs führen für die Fiktionslehre zu einem negativen Ergebnis. Selbst bei den irrationalen und imaginären Zahlen kann man nicht von Fiktionen reden, denn sie lassen sich völlig widerspruchsfrei begründen. Ein letztes Gebiet, aus dem die Fiktionentheorie der Mathematik gern ihre Beweisstücke holt, ist der Begriff des Unendlichen und seine Anwendung. Es ist erstaunlich, wie schnell *Vaihinger* bereit ist hier Unwirkliches und Widerspruchsvolles zu finden. In Wahrheit kann auch hier von eigentlichen Fiktionen nicht die Rede sein, wenn man darunter »widerspruchsvolle zweckmäßige Annahmen« versteht. Am ehesten kann man noch auf die Mengenlehre hinweisen. Aber die Widersprüche, die hier auftraten, sind nicht bewußt falsche zweckmäßige Bildungen sondern Kinderkrankheiten der Mengenlehre, die von der Entwicklung dieser ebenso jungen wie bedeutungsreichen Disziplin überwunden werden. Es konnten hier nur die allgemeinen Ergebnisse des *Betschschen* Buches dargestellt werden, das für die Erforschung der Grundlagen der Mathematik sehr scharfsinnige Untersuchungen liefert und dem Fiktionalismus in der Mathematik wohl ein Ende macht.

Ethik

In Kants Lehre vom Primat der praktischen Vernunft liegt eine Schwierigkeit, da die folgerichtig durchgeführte transzendente Methode eigentlich nur ein Nebeneinander der verschiedenen Sinnsphären kennt, wenn sie nicht Metaphysik sein will. Aber, und das ist schon öfter ausgeführt worden, auch die ganze Begründung der Ethik ist Bedenken ausgesetzt, die man so formulieren kann: Dadurch, daß das erkenntnistheoretische Apriori im Hintergrund des ethischen Apriori steht, wird das Ethische tatsächlich rationalisiert, und seine spezifische Eigenart geht verloren. Innerhalb der verschiedenen neukantischen Schulen hat man die hier vorliegende Problematik immer deutlicher gesehen, und es ist wohl heute die Erkenntnis allgemein durchgedrungen, daß zum Beispiel Hermann Cohens Versuch der Begründung der Ethik mißlungen ist; denn hier wird das ethische Verhalten überhaupt nicht als Ausdruck einer besonderen Sinnsphäre genommen sondern nur in seiner Einbettung in das Theoretische gesehen. Und auch das Problem des Primats der praktischen Vernunft erscheint heute anders als vor 1 oder 2 Dezennien. Heinrich Rickerts Gedanken führten zu einer Ethisierung der Logik. Emil Lasks Kongreßvortrag von 1908 gibt es einen Primat der praktischen Vernunft in der Logik? war der erste bedeutende Angriff gegen diesen Standpunkt. Seitdem haben sich die Einsichten bedeutend geklärt. Ein Beispiel hierfür ist die kleine Schrift *Georg Freudenbergs Grenzen der Ethik* /Leipzig, Felix Meiner/. Was der Verfasser in dieser außerordentlich klaren Schrift ausführt, ist vielfach für den Kenner der Literatur der letzten Jahre nicht so sehr überraschend. Gerade darum aber ist die Schrift für die augenblickliche Problemlage überaus belehrend, weil sie Gedankengänge, die in mancherlei Ansätzen überall hervortreten, zu einer klaren Formulierung bringt. Mit guten Gründen wird die Notwendigkeit aufgezeigt die Ethik sowohl vom Empirismus als auch von der Metaphysik zu befreien. Der Empirismus löst das ethische Verhalten in einen biologisch, psychologisch oder soziologisch zu erklärenden Sachverhalt auf. Andererseits darf aber auch das Ethische nicht verabsolutiert werden, wie es die metaphysische Ethik will. Vielmehr ist das Ethos (und diesem Nachweis ist der Hauptteil des Buches gewidmet) eine völlig selbständige Funktion des Gei-

stes, die auch nicht nach dem Vorbild einer andern Funktion konstruiert werden kann. Kants Intention die einzelnen Sinnsphären in ihrer Eigenart zu erfassen wird hier für das ethische Problem mit Energie durchgeführt. Das Ethos ist eine spezifische Stellungnahme zur Welt neben anderen. Jede dieser Stellungnahmen ist fähig die ganze Fülle des Wirklichen zu ergreifen. Darin liegt die Gefahr irgendeine Geistesfunktion zu verabsolutieren oder eine Wertordnung aufzustellen, in der je nach dem persönlichen Geschmack des Autors einem Geistesgebiet der oberste Wert zuerkannt wird. Es ist keine Wertung des Systems der Werte denkbar. Wertung ist nur innerhalb eines bestimmten Sinnsgebiets und von seinen Voraussetzungen aus möglich. »Es ist nicht zulässig das Ethische, die ethische Welt als Ganzes zu werten und diese Wertung mit anderen Werten, denen der anderen Kulturgebiete, zu vergleichen.« Die absolute Gültigkeit der ethischen Forderungen ist nur innerhalb der ethischen Sphäre verständlich; damit sind die Grenzen der Ethik gegeben.

Eine wissenschaftliche Philosophie muß die Dinge sehen, wie sie nun einmal sind, und muß auch die Erfordernisse der Einzelwissenschaften beachten. Die Geisteswissenschaften können keine Hierarchie der Werte brauchen, wenn sie sich nicht Beschränkungen auferlegen wollen, die ihrem Wesen und ihren Voraussetzungen zuwider sind. Eine andere Frage ist aber, ob mit der Ablehnung eines Primats des Ethischen dem Leben gedient ist. Wenn man das verneint, dann muß man anerkennen, daß hier eine der vielen Stellen ist, wo der Konflikt zwischen Wissenschaft und Leben zu einer Spannung führt, die für unsere kulturelle Situation charakteristisch ist.

Wirklichkeit und Illusion

Der Züricher Philosophieprofessor *Abroteles Eleutheropoulos* will in seiner Schrift *Die exakten Grundlagen der Naturphilosophie* /Stuttgart, Ferdinand Enke/ keine Naturphilosophie geben sondern »verifizieren, ob die Erklärungen der Naturforscher, ihre Hypothesen und Theorien aus der Naturforschung selbst heraus zu Recht bestehen, und ob sie eventuell nicht anders zu denken sind«. Die Absicht der Schrift geht also nicht auf eine sogenannte erkenntnistheoretische Grundlegung oder erkenntnistheoretische Prüfung sondern auf eine inhaltliche. Kurz und treffend wird die heutige wissenschaftliche Situation in den anorgani-

schen und den organischen Naturwissenschaften geschildert, und mit großer Sachkenntnis, der man sich gern anvertraut, werden die hauptsächlichsten Theorien auf ihre innere Übereinstimmung hin untersucht.

Zum Raum-Zeit-Problem liegt eine sehr bedeutende Untersuchung vor: *Werner Gents* Buch *Die Philosophie des Raumes und der Zeit* /Berlin, Friedrich Cohen/. Es ist im wesentlichen eine Geschichte der Begriffe des Raums und der Zeit von Aristoteles bis zum vorkritischen Kant, aber verbunden mit kritischen und analytischen Untersuchungen. Alle Denker und Schulen, die zum Raum-Zeit-Problem in dieser Epoche etwas zu sagen hatten, werden sorgfältig behandelt, auch die arabischen Philosophen. Es ist die genaueste, überall auf Quellen zurückgehende Arbeit zu diesem Problem, die wir bis jetzt haben. Der systematische Ertrag ist nicht gering. Denn es wird der Diskussion gezeigt, welche Möglichkeiten der Problemlösung bestehen, was sich als Irrweg erwiesen hat, und daß die Philosophie sich nicht ohne weiteres auf gewisse Standpunkte festlegen darf, die ihr durch die heutige Lage in Mathematik und Physik besonders nahegelegt werden.

Ein eigenartiges und in vieler Hinsicht bemerkenswertes Buch ist *Der Student Theophrast von Erasmus Mohr* /Berlin, Hermann Meyer/. Gespräche eines Studenten mit einem gelehrten Marabu, eine Begegnung mit einem grauen Papagei, Erlebnisse mit einer schwarzen Katze, Selbstbetrachtungen und eine das Ganze, das wie eine Erzählung aufgebaut ist, durchziehende romantisch schwebende Stimmung, die immer an der Grenze von Traum und Wirklichkeit entlanggeht: das alles ist die Einkleidung für eine Reihe sehr kluger philosophischer Überlegungen, die um das Problem des Ichs kreisen. Als Ergebnis findet man am Ende des Büchleins den Satz: »Ich weiß, daß alles unwirklich ist. Ein Erlebnis zwischen Wachen und Traum. Ein lebendiges Gaukelspiel der Sinne. In Wahrheit bin ich ein stacheliger Igel.« Also ein absoluter Illusionismus. Wer die Aufgabe im Schaffen des notwendig Neuen erkennt, kann sich mit ihm nicht zufriedengeben. Aber auch er wird an der Einheit von Form und Inhalt dieser Spekulationen seine Freude haben.

**Gemeinverständliche
Schriften** In der Sammlung *Wissen und Wirken* /Karlsruhe, G. Braun/ hat Rudolf Winderlich unter dem Titel *Das Ding* eine sehr

ansprechende »Einführung in das *Substanzproblem*« gegeben, die sich besonders mit den Dingbegriffen in der Naturwissenschaft befaßt. Der statistische Charakter der Naturgesetze, den neuerdings Nernst so sehr betont, wird recht deutlich gemacht. Ein Mangel ist jedoch, daß nur der Dingbegriff in der Physik und Chemie (also Atom, Äther, Element, Elektron) behandelt, und die Biologie nicht berücksichtigt wird.

Hingewiesen sei hier auch auf den von Paul Feldkeller herausgegebenen *Philosophischen Weltanzeiger* /Berlin, Paul Feldkeller/. Diese alle 2 Monate in dünnen Heften erscheinende Zeitschrift ist dem internationalen philosophischen Leben der Gegenwart gewidmet, über das sie den, der dafür Interesse hat, ohne großen Aufwand und in einer jedem verständlichen Weise sehr gut unterrichtet.

Kurze Chronik Am 18. Mai wurde in Wittenberg, mit einer Feier in der Schloßkirche, ein *Forstschungsheim für Weltanschauungskunde* eröffnet. Es soll hauptsächlich der Auseinandersetzung zwischen dem Geistesleben unserer Zeit und der evangelischen Kirche dienen. Alle Kirchen suchen jetzt Anschluß an die Weltanschauungsdiskussion zu gewinnen; die katholische ist der evangelischen darin schon seit langem zuvorgekommen. ◊ Georg Graf von Arco, Max Deri, Paul Fleischmann, Friedrich Kraus, Erich Leschke, Joseph Petzoldt und Oskar Vogt gründeten Anfang dieses Jahres eine Berliner Ortsgruppe der *Internationalen Gesellschaft für empirische Philosophie*. Sie will durch Vorträge und Publikationen die neuen Ergebnisse der exakten Naturwissenschaften, der Biologie und der Psychologie philosophisch auswerten helfen. ◊ An der Universität Berlin *habilitierte* sich Georg Feigl für Mathematik; er hat vornehmlich über Topologie und über Grundlagen der Geometrie gearbeitet.

Literatur Eine historische Untersuchung muß wegen ihrer systematischen Bedeutung, aber auch wegen ihres geistes- und ideengeschichtlichen Ertrags hier hervorgehoben werden, das Buch des Berliner Privatdozenten David Baumgardt über *Franz von Baader* und die Philosophie der Romantik /Halle, Max Niemeyer/. Es wird da eine Strömung in der nachkantischen Philosophie behandelt, von der man ruhig sagen kann, daß sie sowohl ihrem sachlichen Gehalt wie den persönlichen Verhältnissen nach fast völlig unbekannt

war. Das ganze hierhergehörige Material ist herangezogen und verarbeitet. Sehr viele bisher unbekannte Quellen sind benutzt, und bei der Darstellung der Lehre Baaders ist eingehend auf die kabbalistische Philosophie Bezug genommen, die Baumgardt sehr gut kennt. Das mit erstaunlichem Fleiß und großer Kenntnis der nachkantischen Philosophie geschriebene Buch zeigt, daß die Baadersche Spekulation doch nicht nur bloßer Unsinn ist, sondern daß dieser Denker erstaunliche Einsichten hatte, die weiter zu denken schon der Mühe wert wäre. ◊ Der Rechtsphilosoph des Neukantianismus *Rudolf Stammler* hat in 2 Bänden Rechtsphilosophische Abhandlungen und Vorträge herausgegeben (Berlin, Panverlag Rolf Heise). Es sind 40, zum Teil größere Arbeiten aus allen Zeiten seines Schaffens, die Stammler hier zusammengetragen hat. Neben grundsätzlichen Erörterungen über Begriff und Bedeutung der Rechtsphilosophie findet man auch ganz spezielle Probleme behandelt wie die Änderung laufender Verträge. Es braucht für den Kenner Stammlers nicht hervorgehoben zu werden, daß auch so spezielle Arbeiten noch von philosophischem Geist getragen sind.

Biologie / Hans Hanstein

Ontogenese und Phylognese Die Forschung nahm allgemein in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts an, daß der Organismus als Ganzheit im Ablauf der Zeiten sich entwickelt habe, und diese Annahme führte zum Rekapitulationsgesetz, zum biogenetischen Grundgesetz (Ernst Haeckel). Dementsprechend glaubte man, daß bei der Embryonalentwicklung (Ontogenese) der höheren Tiere eine vollständige Wiederholung der Stammesentwicklung (Phylogenese) mit allen dazu gehörenden Merkmalen zu finden sei. So stellte man sich vor, daß die Ontogenese eines Säugetiers ein Reptilienstadium, ein Amphibienstadium, ein Fischstadium usw. aufweisen. Auf Grund von Tatsachenmaterial hat dann August Weismann (im 2. Band seiner Vorträge über Deszendenztheorie /Jena, Gustav Fischer/) versucht den Mechanismus der Beeinflussung der Ontogenese durch die Phylogenese zu klären. »Nach Weismann vollzieht sich«, wie Sewertzow in seiner unten genannten Arbeit ausführte, »die Evolution in der Weise, daß bei den evolvierenden Tierformen kleine erbliche Abänderungen der Struktur der Organe im erwachsenen oder fast

erwachsenen Zustande auftreten, und daß diese Abänderungen sich im Laufe der Generationen summieren und zu großen Veränderungen der Tiere werden. Während dieses Evolutionsprozesses verschiebt sich die Zeit der ontogenetischen Anlage der sich phylogenetisch verändernden Teile auf immer frühere Stadien der Ontogenese, und dadurch wird die Ontogenese der Nachkommen sekundär geändert.« Die gegenteilige Auffassung vertreten neben Sewertzow A. Sedgwick, A. Naef und W. Garstang. Sie weisen den während der Ontogenese auftretenden Veränderungen der Organe bei den Vorfahren die Rolle der Evolution zu. Die Tatsache nun, daß bei der Ontogenese verschiedener Tiere frühere Stadien nicht gefunden werden, führte wiederum andere Forscher, wie Franz Keibel, zur völligen Ablehnung des Rekapitulationsgesetzes. H. F. Osborn konnte, diese Anschauungen berichtend, 1915 an der Hand eines umfassenden zoologischen, botanischen und paläontologischen Materials dartun, daß die Evolution der Tiere eine Mosaikarbeit und auf die Evolution einzelner Merkmale zurückzuführen sei; diese können sich getrennt von einander vererben, aber auch gruppenweise, also in Korrelation mit einander evolvieren. Neuerdings untersuchte *A. N. Sewertzow* (Über die Beziehungen zwischen der Ontogenese und der Phylogenese der Tiere, in der Jenaischen Zeitschrift für Naturwissenschaft), seine frühere Arbeit weiterführend, die gesetzmäßigen Beziehungen zwischen Ontogenese und Evolution an Knochenfischen auf der Zoologischen Station zu Neapel. Für das Verständnis seiner Ergebnisse, die zeigen, daß die Evolution der Größe, Form, Struktur und Lage der Organe der erwachsenen Tiere die unmittelbare Folge der im Lauf der Stammesentwicklung sich vollziehenden Veränderungen des Ganges ihrer Einzelentwicklung ist, muß man sich den Ablauf der individuellen Entwicklung der Metazoen vor Augen halten. Dieser zerfällt in 2 Perioden; 1. die der Morphogenese, charakterisiert durch sehr intensives Wachstum und starke Veränderungen der Form, des Baus, der geweblichen Struktur und der relativen Größe der Organe des sich entwickelnden Tieres; 2. die des Wachstums, charakterisiert durch schwache morphogenetische Veränderungen einerseits und bedeutendes harmonisches Wachstum andererseits. Die stammesgeschichtlichen Veränderungen in den Merkmalen der erwachsenen Tiere vollziehen sich nun nach 2 verschiedenen

Typen. Einmal nach dem Typus der Addition der Endstadien der Morphogenese (Anabolie), und zwar so, daß im allgemeinen am Ende der Entwicklungszeit zu den früher vorhandenen Stadien dieser Periode ein neues hinzugefügt wird und so die Periode der Morphogenese sich allmählich verlängert. »Also nur die Jugendformen, nicht die erwachsenen Tiere liefern in erster Linie die phyletischen Veränderungen.« In einigen Fällen bilden sich dagegen die neuen Merkmale ontogenetisch sehr spät aus (zum Beispiel Anwachsen des Rabenfortsatzes an das Schulterblatt, Verwachsung der Beckenknochen beim Menschen), verschieben sich aber im Lauf der Zeiten nicht auf frühere Stadien der Ontogenese, während nur manchmal die neuen Merkmale auf späteren Stadien der Wachstumsperiode erworben sind und im Lauf der Phylogenese auf frühere Stadien zurückgeschoben werden. Dies ist indessen zweifellos nicht die Regel. Die Ausbildung neuer Merkmale erfolgt allgemein auf dem Weg der Anabolie, und zwar ganz allmählich durch Summierung kleiner, nicht regulierbarer Embryonalvariationen, das heißt durch Variationen, die am Ende der Morphogenese erscheinen und sich im Lauf der nachfolgenden Entwicklung bis zum erwachsenen Zustand erhalten. Da von der enormen Anzahl der jungen Fischlarven nur wenige bis zum erwachsenen Zustand leben bleiben, und noch während der Wachstumsperiode die meisten zugrunde gehen, werden gerade die mit nützlichen Variationen ausgestatteten erhalten bleiben. Auch hieraus folgt, daß sich die neuen adaptiven Merkmale eben im Anfang der Wachstumsperiode entwickeln, was besonders für die Tierarten gilt, die schon sehr früh ein selbständiges Leben zu führen haben (Fische, Amphibien, Reptilien). Bei der Evolution durch Anabolie »bildet sich bei den rezenten Tierformen das Endstadium der Morphogenese ihrer Vorfahren beim Embryo aus, und dieses Endstadium wird, durch ungleichmäßiges Wachstum und histologische und morphologische Differenzierung, in ein neues Endstadium, welches dem erwachsenen Zustand der rezenten Form ähnlich ist, umgestaltet. Demnach erhält sich jedesmal bei einer phylogenetischen Umgestaltung des Organs das Endstadium der Morphogenese der Vorfahren in der Ontogenese der Nachkommen und ist eine notwendige Vorbedingung der Ausbildung der betreffenden Merkmale dieser Nachkommen. Die

Morphogenese des evolvierenden Organs der Nachkommen wird um so viele Stadien verlängert, als Umgestaltungen während der Evolution dieses Organs vor sich gegangen sind. Die Endstadien der Morphogenese der rezenten Tiere, von denen ein jedes dem erwachsenen Zustande der Vorfahren in den Hauptmerkmalen entspricht, wiederholen sich in der Ontogenese der rezenten Nachkommen in der selben Reihenfolge, in der sie bei ihren direkten Vorfahren evolvierten. Demnach ist das Rekapitulationsgesetz (Haeckel) die unmittelbare und notwendige Folge der Evolution nach dem Typus der Morphogenese (Anabolie).» Auch die Gesetze K. E. von Baers sind notwendige Folgen der Evolution nach dem Typus der Anabolie. »Diejenigen Merkmale der Vorfahren, die sich auf früheren Stadien der Phylogenese ausgebildet haben und im Laufe der nachfolgenden geologischen Zeitperioden nicht verändert haben (alte konstante Merkmale) legen sich bei den rezenten Formen auf den selben Stadien der Morphogenese der entsprechenden Organe wie bei den Vorfahren, also früh an. Die Merkmale derjenigen Organe der Vorfahren, die im Lauf der Evolution sich stark verändert haben, und deren Morphogenese sich infolgedessen verlängert hat, legen sich in der Ontogenese der Nachkommen desto später an, je größer die Summe der von ihnen erlittenen Veränderungen ist. Die alten nicht veränderten ancestralen Merkmale werden bei der monophyletischen divergenten Evolution auf alle von der Urform abstammenden Nachkommen übertragen und werden zu Merkmalen großer systematischer Gruppen; die neuen, das heißt relativ spät entstandenen Merkmale, werden nur auf die Nachkommen dieser Formen, die von einander infolge Zeitmangels nur wenig divergiert haben, also auf kleine systematische Gruppen übertragen. Die Merkmale, die zu ganz konstanten, im Lauf der Zeit unveränderten Existenzbedingungen in Beziehung stehen, oder die auch bei sehr verschiedenen Milieuveränderungen nützlich blieben und so eine große physiologische Bedeutung für ihre Besitzer haben, veränderten sich im Lauf der Zeit nicht und wurden zu Merkmalen großer systematischer Gruppen, da sie auf die meisten Nachkommen der Urform übertragen wurden.« Bei dem nicht minder verbreiteten sehr wichtigen Typus der Evolution der Merkmale erwachsener Tiere vollziehen sich die Veränderungen

des Ganges der ontogenetischen Entwicklung am Anfang der Morphogenese der evolvierenden Organe, und die so entstandenen neuen Merkmale erhalten sich während der ganzen Morphogenese und Wachstumsperiode bis zum erwachsenen Zustand. In diesen Fällen sind phylogenetische Veränderungen also keine Umgestaltungen früher vorhandener Merkmale sondern Neubildungen, und bei diesem Typus der Evolution gelten das Rekapitulationsgesetz und das Baersche Gesetz nicht. Das gleiche gilt auch für die Merkmale, die sich spät, bei fast erwachsenen Tieren, ausbilden.

Vererbung Der Frage nach der Rolle, die Kern und Protoplasma bei der Übertragung von Eigenschaften auf dem Erbweg spielen, ist bei seinen Untersuchungen über die Mendelschen Vererbungsregeln, also auf indirektem Weg, zuerst Karl Correns nachgegangen. Schon 1901 erbrachte er bei seinen Vererbungsexperimenten mit der weißblättrigen Form der *Mirabilis Salepa* den Beweis, daß die Weißblättrigkeit durch das Protoplasma übertragen wird. Auch an anderen Pflanzenarten konnte dann für die Buntblättrigkeit der Correnssche Befund bestätigt werden. Aus diesen Untersuchungen ergibt sich, »daß nur gewisse Erscheinungen der Buntblättrigkeit nach den Mendelschen Regeln spalten und durch den Kern vererbt werden, während bei gewissen anderen das Protoplasma, und zwar sowohl der Eizelle, wie teilweise außerdem sogar auch des Pollens, als Überträgerin beteiligt sein muß«. Gegen die Verwertung dieser Beobachtungen, bei denen es sich um Veränderung der Chromatophoren handelt, im Sinn einer Vererbung durch das Protoplasma, hat vor allem Fritz Lenz eingewendet, daß die Chromatophoren weitgehende unabhängige Gebilde darstellen, die gewissermaßen nur in Symbiose mit der Pflanze leben. Deshalb könne eine Übertragung von Eigentümlichkeiten der Chromatophoren nicht im Sinn einer Vererbung durch das Protoplasma gedeutet werden. Neuere Untersuchungen haben nun aber den Nachweis der Mitwirkung des Protoplasmas auf das Gebiet der reziproken Verschiedenheit gewisser Bastarde ausgedehnt. Dabei handelt es sich um die verschiedensten Merkmale an Blättern, Blüten und Sprossen. An dem Bestehen einer solchen Vererbung kann demnach nicht mehr gezweifelt werden. Diesen Untersuchungen gegenüber haben die auf direktem Weg, die die Versuche

Theodor Boveris /1889/ einleiteten, keine eindeutig verwertbaren Resultate gebracht. Das Prinzip dieser Versuche ist die Einführung eines männlichen Kerns in das Plasma eines kernlos gemachten Eis. Die Entwicklung der Larve müßte dann, je nachdem sie väterliche oder mütterliche Merkmale zeigt, erweisen, ob neben dem Kern auch das Protoplasma Eigenschaftsträger ist. Da nun aber selbst die mit artreinem Sperma befruchteten entkernten Eier stets im jugendlichen Alter zugrunde gingen und die erste, in mütterlicher Richtung gehende Entwicklung sich noch aus Wirkung des entfernten mütterlichen Kerns selbst bei Fremdbesamung erklären kann, können keine Schlüsse aus diesen Experimenten an Tieren gezogen werden. Deshalb ging *Richard Harder* zu Versuchen an Pflanzen über. Er sucht die Frage mikrochirurgisch an den Schnallenmyzelien von *Hymenomyzeten* zu lösen. Er fand bei diesen Defektversuchen volle Entwicklungsfähigkeit bei *Schizophyllum commune* und *Pholiota mutabilis*. Haben gewisse Eigenschaften (Sexualität, Schnallenbildung, Fruktifikation, gewisse Farbstoffbildungen und Hemmungserscheinungen bei sich nähernden Myzelien) ihren Sitz im Kern, so wird der Habitus bei *Pholiota mutabilis* in hohem Grad auch vom Protoplasma mitbestimmt. Aus dem Schnallenmyzel einer Kombination zweier in ihrem Habitus konstanten Rassen mit stark verschiedener Wuchsform (A und B) wurden haploide, biprotoplasmatische Myzelien gewonnen, die, obgleich sie alle den Kern des gleichen Elters (B) besitzen, nicht den Habitus dieses Elters sondern Übergangsformen zwischen den Wuchsformen der beiden Eltern zeigen, oder sogar genau so aussehen wie derjenige Elter (A), von dem sie keinen Kern sondern nur Protoplasma haben. Diese Übertragung von Merkmalen durch das Protoplasma bleibt dauernd erhalten, und es konnten auch noch vorübergehende Nachwirkungserscheinungen der Diplophase an den künstlich haploid gemachten Myzelien festgestellt werden, in der Bildung von Pseudoschnallen (bei *Schizophyllum*) und gewissen Farbstoffen sowie habituellen Merkmalen (bei *Pholiota*) erkennbar.

Neodarwinismus Die Systeme, die, an der Lehre von der natürlichen Auslese festhaltend, die Darwinsche Theorie in anderen wesentlichen Teilen ergänzen und abändern, umfassen den Neodarwinismus. Beson-

ders August Weismann mit seiner strikten Ablehnung der Vererbung erworbener Eigenschaften ist hier zu nennen. Viktor Schiffner (Der Neodarwinismus, metaphysisch begründet durch das allgemeine Zweckmäßigkeitsgesetz /Jena, Gustav Fischer/) hat nun gerade unter starker Betonung der Vererbung erworbener Eigenschaften eine neue Begründung des Neodarwinismus gegeben. Allen Vitalismus ablehnend baut er seine Theorie nicht allein auf biologischen sondern auf für das ganze Weltall geltenden Gesetzen auf. Sein allgemeines Zweckmäßigkeitsgesetz lautet: »Das (relativ) Zweckmäßige ist (relativ) beständig, das heißt es ist existenzfähig, solange es zweckmäßig ist, es hat Existenzdauer; das (relativ) Unzweckmäßige ist (relativ) unbeständig, nicht dauernd, existenzunfähig; das Indifferente hat die Möglichkeit beständig oder unbeständig zu sein.« Daraus folgen das biologische Zweckmäßigkeitsgesetz und das ihm untergeordnete Vererblichkeitsgesetz: »Zweckmäßige Eigenschaften sind relativ (graduell) vererblich, unzweckmäßige sind relativ (graduell) unvererblich.« Nach dem Selektionsgesetz findet ein »Übrigbleiben des Zweckmäßigen durch Ausschaltung des Unzweckmäßigen« statt. Bei der Anpassung im biologischen Sinn ist zu unterscheiden zwischen individueller und sozialer, die eine direkte äußere oder indirekte innere sein oder Bewirkung haben können. Die Anpassung findet also einmal unter den Eigenschaften des Individuums oder unter den Individuen der Gemeinschaft statt. Der sozialen Anpassung werden die Notanpassungen zugeordnet, so auch die Migrationsanpassungen. Zur sozialen Selektion gehört dementsprechend die Notselektion, die allein von Charles Darwin für die natürliche Zuchtwahl ins Auge gefaßt wurde. Die Zweckanpassungen sind von besonderer Bedeutung, besonders wichtig die, bei denen die Lebensbedingungen und die Eigenschaften der Lebewesen sich zugleich kontinuierlich und langsam verändern und wechselweise kausal bedingt sind. In der Anpassung ist der »Existenzgrund der Entstehung neuer, von den ursprünglichen in ihren Eigenschaften und den an sie gebundenen Lebensfunktionen verschiedener Deszendenten, also des Phänomens der Artbildung« zu suchen. Das Evolutionsgesetz folgt aus dem biologischen Zweckmäßigkeits-, dem Selektions- und dem Vererblichkeitsgesetz. Die Beziehungen von ontogenetischer und phylogenetischer Entwicklung und

die Begründung von Ernst Haeckels biologischem Grundgesetz sind in der Abhängigkeit beider Vorgänge von übereinstimmenden Gesetzen zu sehen. Diese aus allgemeinen metaphysischen Gesetzen deduktiv begründete Lehre zeigt mit der induktiv auf empirischer Grundlage gewonnenen Theorie Darwins vielfache Übereinstimmungen, hat jedoch auch ihre Lücken und Unvollkommenheiten. Darwin hat nach Schiffner das Zweckmäßigkeitsgesetz nicht als Grundlage seiner Beweisführung erkannt und den Anpassungsbegriff viel zu eng gefaßt, ebenso wie der Lamarckismus und Neolamarckismus. »In dem allgemeinen Zweckmäßigkeitsgesetz ist der Existenzgrund gegeben der vorwiegenden, das ist dauernden Harmonie im Weltall und der nicht dauernden Störungen.«

Totenliste Am 8. Februar 1926 starb, 65 Jahre alt, der frühere Professor der Biologie an der Universität Cambridge *William Bateson*. Am bedeutendsten waren seine Forschungen zur Vererbungslehre. Einem größeren deutschen Kreis ist er durch die deutsche Ausgabe seines Hauptwerks Mendels Vererbungstheorien bekannt geworden, die mit einem Begleitwort von R. von Wettstein im Jahr 1914 erschien /Leipzig, B. G. Teubner/. In diesem Buch gab Bateson nicht nur eine zusammenfassende Darstellung und Kritik der Forschungen Gregor Mendels sondern auch eine Übersicht über die Erfahrungen bis 1913, die Bateson selbst ganz wesentlich bereichert hatte. Das Buch berücksichtigt nicht nur die zoologische und botanische Seite der aufgerollten Probleme sondern eröffnet auch interessante Ausblicke auf die Gebiete der Anthropologie und Züchtungslehre und orientiert damit in ausgezeichneter Weise über diesen wichtigen Zweig der modernen Biologie.

Am 7. März verschied nach längerer schwerer Krankheit *Paul Matschie*, im Alter von 64 Jahren. Er erfreute sich als langjähriger Verwalter und unermüdlicher Mehrer der Säugetierabteilung des Berliner Zoologischen Museums größter Beliebtheit. Am Anfang seiner wissenschaftlichen Laufbahn beschäftigte er sich besonders mit dem Problem der geographischen Verbreitung der Vögel. Neben seinen Arbeiten zur Vogelkunde, die von 1885 bis 1906 im Journal für Ornithologie erschienen, verdanken wir Matschie eine Monographie über die Säugetiere Deutsch Ostafrikas /1895/. Mit Matschie ist einer der allerbesten Kenner

der Menschenaffen dahingegangen. Die Ergebnisse der Schimpansenforschung, besonders nach der Richtung der Varietäten des Anthropopithekus, in der er zeigen konnte, daß die Unterschiede der Schimpansenrassen viel größer sind als die der Menschenrassen, legte er am 18. Januar 1919 der Berliner Anthropologischen Gesellschaft vor.

Am 4. Juni starb in Basel, 46 Jahre alt, *Gerhard Hotz*, Leiter der Chirurgischen Klinik dort. Seine Hauptarbeiten beschäftigten sich mit der Transfusion und Arterialisierung des Blutes und mit den Darmbewegungen.

Am 6. Juni starb in Berlin, 56 Jahre alt, *Franz Bruno Hofmann*, Vorstand des Berliner Physiologischen Instituts, das er 1923 als Nachfolger Rubners übernommen hatte. Als sein Hauptwerk ist die erst vor Jahresfrist vollendete Darstellung des optischen Raumsinns anzusehen. Seine wichtigsten Untersuchungen über die Skelettmuskelfunktionen sind seine Studien über den Tetanus.

Am 15. September starb auf Schloß Neuhaus bei Traunstein der Botaniker *Arnold Freiherr von Dobeneck*, im Alter von 59 Jahren. 1897 trat er mit einer Arbeit Die Bestrebungen für einen staatlich geregelten Pflanzenschutz in die Reihe der Pioniere des Pflanzenschutzes in Bayern und arbeitete mit Tubeuf an der in München neugeschaffenen Hauptstation für Pflanzenschutz bis zu deren Auflösung im Oktober 1899. Von 1899 bis 1902 leitete Dobeneck dann in Berlin die illustrierte landwirtschaftliche Zeitung. Aus der Reihe seiner Arbeiten ist seine Darstellung der Liebig'schen Grundgesetze der Pflanzenernährung besonders hervorzuheben.

Am 12. Oktober erschloß sich in der Nähe Wiens der Biologe *Paul Kammerer*, kurz vor dem Antritt seiner Professur an der Universität Moskau. Er stand im 47. Lebensjahr. In einem an das Präsidium der Moskauer Akademie (der er seine gesamte Bibliothek vermacht hat) gerichteten Abschiedsschreiben begründet Kammerer seinen Selbstmord mit Angriffen des Professors Noble, der ihn der wissenschaftlichen Fälschung bezichtigt und damit seine gesamte Lebensarbeit in Frage gestellt hätte.

Mitte Februar 1927 starb in München der Universitätsprofessor *Ludwig Radlkofer*, der älteste der deutschen Botaniker, in seinem 98. Lebensjahr. Seine Forschungen galten vor allem der Befruchtung im Pflanzenreich.

Ende März starb der Direktor des Instituts für Mikroskopie an der Univer-

sität Jena *Hermann Ambronn*, in seinem 71. Lebensjahr. Er war von Haus aus Botaniker und einer der eifrigsten Verfechter der Lehren Nägelis über den Aufbau der organischen Substanzen, auf dessen Mizellartheorie zum großen Teil die heutige Kolloidchemie begründet ist. Ambronn baute im Verfolg dieser Untersuchungen die wissenschaftliche Mikroskopie weiter auf und wurde 1889 auf den von Abbe an der Universität Jena geschaffenen Lehrstuhl für wissenschaftliche Mikroskopie berufen; zugleich übertrug ihm Abbe die Leitung der Mikroskopischen Abteilung der Zeißwerke, von der er sich dann 1907 zurückzog, um sich ganz seiner wissenschaftlichen und Lehrtätigkeit zu widmen. Im Jahr 1924 wurde ihm von der Preussischen Akademie der Wissenschaften die Leibnizmedaille verliehen.

Am 4. Mai starb der Kustos am Botanischen Museum in Berlin *Friedrich Vaupel* an einer Gasvergiftung. Vaupels Spezialgebiet war die Kakteenkunde; lange Jahre war er auch Vorsitzender der Deutschen Kakteen-Gesellschaft.

Kurze Chronik Der 10. Internationale Zoologenkongreß wird, unter Beteiligung Deutschlands, vom

4. bis zum 9. September in Budapest tagen. Außer den bisherigen Sektionen ist diesmal auch eine Sektion für experimentelle Zellforschung vorgesehen. ◊ Die Mikrobiologische Gesellschaft hat den diesjährigen Preis der Hans-Aronson-Stiftung an Paul Uhlenhuth /Freiburg/ für seine Spirochaeta-pallida-Forschungen verliehen. ◊ Zum ordentlichen Professor der Zoologie in Greifswald wurde *Ernst Matthes* aus Breslau, als Nachfolger Paul Buchners, ernannt. ◊ Der Freiburger Physiologe *Emil von Skramlik* wurde nach Rostock auf den Lehrstuhl für Physiologie berufen. ◊ In der Philosophischen Fakultät der Berliner Universität habilitierte sich der Assistent am Botanischen Museum Rudolf Markgraf für Botanik; seine Antrittsvorlesung behandelte die Eroberung von Neuland durch die Vegetation. In Tübingen habilitierte sich Otmar von Verschuer für Vererbungswissenschaft. ◊ Am 17. März wurde *Alexius Bach* 70 Jahre alt. Er begründete das Biochemische Institut am Volkskommissariat für Gesundheitswesen in Moskau. Er beschäftigte sich ausschließlich mit der chemischen Erforschung der Lebenserscheinungen, und seine wichtigsten Arbeiten betreffen die Oxydation und die Oxydationsfermente.

Psychologie / Rudolf Arnheim

Individualpsychologie Die von Sigmund Freud begründete Psychoanalyse war der erste Versuch ein psychologisches System zu schaffen, das alle Erscheinungen des menschlichen Seelenlebens auf wenige Prinzipien zurückführen und dabei nicht wie die Schulpsychologie bei den elementaren Prozessen der Sinneswahrnehmungen stehenbleiben sondern sich gerade mit zentraleren Dingen, besonders mit dem Triebleben, beschäftigen will. Ihre besondere Färbung erhält diese Theorie dadurch, daß sie von psychiatrischen Fragestellungen ihren Ausgangspunkt nahm und nicht so sehr Wissenschaft um der reinen Erkenntnis willen ist als vielmehr therapeutischen und im weitern Sinn pädagogischen Charakter trägt. Auf die Übelstände in der Menschenseele konzentriert sich diese Psychologie.

Ähnliches gilt für den andern großen Versuch eines solchen universalen Systems, für die Individualpsychologie. Auch ihr Begründer, *Alfred Adler* in Wien (Hauptwerke: *Über den nervösen Charakter* /München, J. F. Bergmann/ und *Praxis und Theorie der Individualpsychologie* /München, J. F. Bergmann/, ferner neuerdings ein ausführlicher Band *Menschenkenntnis* /Leipzig, S. Hirzel/) ist Nervenarzt. Auch ihm ergab sich alle seine Psychologie, ja seine Philosophie, aus der ärztlichen Praxis. Wer sich dies nicht vor Augen hält, wird leicht in Verwunderung über den merkwürdigen, wenig naheliegenden Standpunkt geraten, von dem Adler ausgeht.

Fast noch stärker als bei Freud zeigt sich im System der Individualpsychologie das Streben die ganze Mannigfaltigkeit der psychischen Phänomene auf einen einzigen Nenner zu bringen, und es muß gleich gesagt werden, daß diese Blickrichtung auf "Denkökonomie" eben doch nur so weit Geltung haben darf, als sie den Tatsachen nicht offenbare Gewalt antut, was bei Adler nicht immer vermieden worden ist. Da aber bei jeder wissenschaftlichen Betätigung von vornherein der Anspruch ausschalten muß, daß mit irgendeiner Leistung ein Problem endgültig und allgemein gelöst werden könnte, so ist andererseits solche scharfe Begrenzung der Arbeitsrichtung nicht nur eine Notwendigkeit sondern auch ein Vorzug. Präzis formulierte Einseitigkeit, wie fragwürdig auch ihre Ergebnisse sein mögen, ist dem Fortschritt des Erkennens dienlicher als kompromißlerische Scheinuniversalität ohne Standpunkt.

Im Zentrum dieser Theorie also steht der Begriff des Kampfs um die Macht. Während bei Freud die Mechanismen der seelischen Dynamik fast rein für das isolierte Individuum entwickelt werden, gewinnt bei Adler das Individuum in seinem Verhältnis zur Umwelt besonderes Interesse. Die Individualpsychologie (der Name deutet freilich eher auf das Gegenteil hin) ist eine soziologische Psychologie. Die Gemeinschaft ist es, die den Lebenslauf des Menschen bestimmt; sie bildet den Charakter, sie übt entscheidenden Einfluß auf die Leistungen des einzelnen aus. Das Gemeinschaftsgefühl und der Kampf um die individuelle Macht; diese beiden Grundkräfte arbeiten dauernd gegen einander. Es ist für Adler nicht ganz leicht dieses Machstreben zu motivieren. Dazu dient ihm die Ansetzung des "Minderwertigkeitsgefühls", das schon in der frühesten Kindheit seine Wirkung ausüben soll: das kleine Kind fühlt sich den Erwachsenen und den größeren Kindern gegenüber schwächlich und unterlegen, und daraus entwickelt sich sogleich die Sehnsucht nach Macht. Man beachte, wie Adler als Grundphänomen der seelischen Entwicklung also eine Disharmonie, eine Spannung zwischen Subjekt und Umwelt ansetzt; der Ausgleich dieses Gefalles, wie man mit einem physikalischen Terminus sagen könnte, bildet den Inhalt des Lebenskampfes, hier liegen die Lebensziele. So spricht eben der Arzt und Erzieher, der ja nur überall dort mit seiner Arbeit einsetzt, wo Komplikationen in der Entwicklung vorliegen. Charakteristisch ist, welchen Wert Adler auf die Fälle der Organminderwertigkeit (körperliche Untüchtigkeit von Organen) legt, die doch eigentlich recht speziell sind. Aber bei ihnen ist eben tatsächlich der reale Grund für ein Minderwertigkeitsgefühl gegeben, das beim völlig normalen Kind doch nicht diese zentrale Rolle spielen dürfte.

Der Wille zur Macht, durch das Minderwertigkeitsgefühl hervorgerufen, kann sich nun auf verschiedene Weise auswirken. Wird er ein Anreiz zu produktiver Lebensarbeit, regt er zur Lösung wertvoller Aufgaben an, so hat er sich in wünschenswerter Weise sublimiert. Es besteht indessen die Möglichkeit das Minderwertigkeitsgefühl auf bequemere Art loszuwerden, dem Lebenskampf auszuweichen und durch geschickte Tricks alle Pflichten von sich abzuwälzen. Als Haupttrick fungiert die sogenannte Flucht in die Krankheit. Wer krank ist, der ist aller Pflichten enthoben; er darf untätig

sein, ohne sich Gewissensbisse machen, ohne sich minderwertig fühlen zu müssen. So definiert Adler den Neurotiker als den Menschen, der sich den Anforderungen des Lebens durch eine solche (kulturell nutzlose) Hilfslösung entzieht. Der Neurotiker produziert körperliche Symptome, die seine Flucht aus dem Lebenskampf gegen die Geringschätzung der Mitwelt decken.

Damit ist die Krankheit in funktionelle Abhängigkeit von den Haupttendenzen des menschlichen Strebens gebracht. Sie soll nicht mehr isoliert sondern in ihrer Stellung zum ganzen Organismus betrachtet werden. Falsche Lebensrichtung erzeugt Krankheit, und also ist der Mensch bis zu einem sehr hohen Grad Herr seines Schicksals. Diese weltanschauliche Idee ist von höchster Bedeutung für die Individualpsychologie; Der Mensch kann alles oder nichts aus sich machen. Adler ist konsequent genug alle Einschränkungen durch Vererbung und angeborene Anlagen glatt zu streichen. Als tabula rasa kommt der Mensch zur Welt, und die Kräfte der Umgebung und seine eigenen Kräfte formen die "Leitlinie" seines Schicksals. Die Bedeutung solcher extremen Positionspsychologie (Situationspsychologie) liegt in ihrer pädagogischen Konsequenz, um derentwillen sie zweifellos konstruiert ist: Der Mensch soll nicht beschwert sein durch Unverschuldetes und Unveränderliches, damit sein Wille sich frei rege; alle Verantwortung soll er selbst tragen.

Die praktischen Anwendungen der Lehre können hier nur kurz berührt werden. Die therapeutische Methode beruht im wesentlichen darin dem Neurotiker seine Symptome, dem schwer erziehbaren Kind seine "Ungezogenheiten" als Mechanismen eines falsch geleiteten Machtstrebens zu entlarven und sie dadurch, ähnlich wie bei Freud, zum Fortfall zu bringen. Ein anschauliches Beispiel für eine solche Behandlung findet man im 10. Heft der Schriftenfolge *Schule und Leben* /Berlin, E. S. Mittler & Sohn/ Die therapeutische Praxis von Fritz Künkel. Auch mit Erscheinungen wie dem Alkoholismus, der Homosexualität beschäftigt sich der Individualpsychologe. Die Homosexualität ist ihm durchaus nichts Konstitutionelles sondern das Arrangement eines Lebens- und Arbeitsscheuen, der sich die entschuldigende Schablone aufzuhängen sucht, er sei nicht für die Norm geschaffen, also untauglich. Der Alkoholismus dient dem »Entmutigten«, ähnlich wie das neurotische Symptom, als ein Mittel, um sich bequem von dem quälenden

Minderwertigkeitsgefühl zu befreien, und in der Folge wird ihm dann das Laster des Trinkens zu einer guten Entschuldigung für ungenügende Leistungen: siehe *Der Alkohol*, ein Feind richtiger Lebensführung von Anton Hölzl, in der Aufsatzreihe *Richtige Lebensführung*, Volkstümliche Aufsätze zur Erziehung des Menschen nach den Grundsätzen der Individualpsychologie, herausgegeben von Sofie Lazarsfeld /Wien, Moritz Perles/. Bei der Behandlung des Themas *Das dumme Kind* (in der Schriftenfolge *Schwer erziehbare Kinder*, herausgegeben von Otto und Alice Rühle /Dresden, Verlag am andern Ufer/) legt Fritz Künkel dar, daß der Mangel an Lerninteresse und Lernfähigkeit auf »Denkhemmungen« zurückzuführen sei, die durch eine falsche Erziehungssituation beim Kind hervorgerufen wurden. Auch hier liegt die These, daß alle Menschen ursprünglich gleich begabt sind, stillschweigend zugrunde.

Die praktische Wichtigkeit der Adlerschen Lehre ist evident. Die Kranken- und Kinderfürsorge wird größten Nutzen aus ihr ziehen, wenn sie sie nicht als einzige Methode verwendet, wenn sie die Fälle herausfindet, wo solche Gedankengänge fruchtbar sind.

Reklame Die angewandte Psychologie hat bisher wenig Befriedigendes geliefert. Eignungs- und Intelligenzprüfungen sind in ihren Ergebnissen und Methoden außerordentlich fragwürdig. Auch die Reklamepsychologie hat noch kaum etwas zuwege gebracht, was der gesunde Menschenverstand des Praktikers nicht ebenso oder besser hätte erzielen können. Und das hat seine guten Gründe. Der Würzburger Professor *Karl Marbe*, dessen neues Buch *Psychologie der Werbung* /Stuttgart, C. E. Poeschel/ hier im wesentlichen benutzt wird, betont mit Recht den Zusammenhang zwischen theoretischer und angewandter Psychologie. Nun ist ja die Fachpsychologie noch sehr jung, ihre Fragestellungen bewegen sich noch vielfach auf sehr lebensfernen Gebieten, und erst allmählich versucht man näher an die Tatsachen heranzukommen. Weiter aber verlangt eine Psychologie der Reklame mehr als bloße Untersuchungen der einfachsten Wahrnehmungsvorgänge, und gerade auf den Gebieten der Aufmerksamkeit, des Gedächtnisses, der Auffassung im höhern Sinn steht die Forschung noch ganz im Anfang. Marbe zum Beispiel operiert im wesentlichen mit den Begriffen der Einstellung und

der Gleichförmigkeit des psychischen Geschehens, und da diese noch sehr allgemein sind, ist auch ihre praktische Verwendbarkeit vorläufig begrenzt.

Unter diesen Umständen scheint es nicht angezeigt nun möglichst schnell ein Begriffsgebäude der Reklamepsychologie aufzuführen, Rubriken festzulegen und die Gesamtheit des Stoffs in systematischen und abstrakt theoretischen Darstellungen zu behandeln. Ein Extrem in dieser Beziehung stellt das Buch des "Werbewarts" Johannes Weidenmüller Vom Begriffbau der Anbieterlehre /Berlin, Spaeth & Linde/ dar, das noch dazu in einer unlesbaren Privatsprache abgefaßt ist. Aber man kann daran studieren, wie fruchtlos die Sucht zu definieren und einzuordnen ist, solange so wenig gesichertes Forschungsmaterial vorliegt wie auf dem Gebiet der Reklame.

An Methoden unterscheidet Marbe die experimentelle und die statistische. Zwar kommt auch die experimentelle Psychologie zu statistischen Ergebnissen. Aber die Besonderheit des Experiments besteht darin, daß man die Versuchsbedingungen beliebig herstellen, kontrollieren und variieren kann. Hier kommt es nun vor allem darauf an, daß sich die exakte Untersuchung nicht auf Belanglosigkeiten bezieht. Es ist überflüssig festzustellen, daß mehr Menschen den untern als den obern Teil eines Schaufensters betrachten, und doch hat man sich hiermit abgegeben. Die Aufgabe der Wissenschaft ist es nicht zahlenmäßig festzustellen, was jedermann ohnehin weiß. Weiter muß der Experimentator einen lebendigen Blick für die Versuchsbedingungen haben. Man kann nicht (Versuche Edmund Lysinskis) einmal 6 und ein andermal 15 Hüte ins Schaufenster legen, um zu untersuchen, welche Warenmenge den Käufer am meisten anlockt, ohne dabei das zu berücksichtigen, was sich zahlenmäßig nicht festlegen läßt, zum Beispiel die Art der Gruppierung. Natürlich kann die selbe Warenmenge durch verschiedenartiges Arrangement sehr verschieden wirksam sein. Aber solch ein Beispiel zeigt, daß der Experimentator noch allzu leicht, wie er das aus Laboratoriumsversuchen der ältern Psychologie gewohnt ist, rein das stückhaft Quantitative im Auge hat und nicht auch die "gestaltlichen" Bedingungen berücksichtigt.

Als primitivste Grundlage der Reklamepsychologie ist natürlich die Kenntnis der einfachen Wahrnehmungsvorgänge nötig. Hier ergibt sich manches Überraschende. So, wenn bei Versuchen einer

englischen Plakatifirma über die Fernwahrnehmung von Farbenkombinationen herauskommt, daß schwarze Schrift auf weißem Grund erst an 6. Stelle in der Deutlichkeitsskala steht. Doch spielen schon hier sogleich andere Faktoren mit herein: Dicke Buchstaben sind leichter lesbar als dünne, aber man weiß, daß die großen, sehr dünnen Buchstaben des Wortes COTY durch die Originalität der Schrifttype und dadurch, daß sie den Stil des Fabrikats treffen, reichlich wieder einholen, was sie an sich durch ihre Undeutlichkeit schaden.

Man wird den "Apperzeptionswert" eines Textes (die Zeit, in der er schnellstens aufgefaßt werden kann) untersuchen, indem man ihn sehr kurze Zeit darbietet. Man wird ausprobieren, welche Größe und welcher Platz für ein Inserat am vorteilhaftesten ist. Über diese Methoden referiert ein Buch Reklamepsychologie von Theodor König /München, R. Oldenbourg/. Aber selten liegen die Bedingungen so, daß diese einfachsten Faktoren den Ausschlag geben.

Schon auf höherer Stufe steht der sogenannte Assoziationswert einer Reklame. Dafür gilt zunächst, daß nicht nur inhaltlich Zusammengehöriges starken Assoziationswert hat (also zum Beispiel das Bild eines gut angezogenen Mädchens als Reklame für eine Konfektionsfirma). Das Fabrikzeichen der Firma Vox etwa, das von vornherein niemanden an Sprechmaschinen oder Schallplatten denken lassen würde, ist durch Gewöhnung eine sehr feste Bindung mit diesen Fabrikaten eingegangen. Wichtig ist lediglich, daß die Darstellung nicht von sich aus eine bestimmte unerwünschte Assoziation nahelegt.

Auf dem Gebiet des Plakatwesens spielt die Mode eine sehr große Rolle. Ein Plakat, das in psychologischen Experimenten allen Anforderungen an Deutlichkeit und Übersichtlichkeit genügt, kann praktisch ganz versagen, weil es nicht dem Zeitgeschmack entspricht. In dem Buch Gerhard Sartorius' Die Werbetechnik der Massenbewegungen /Berlin, Industriebeamtenverlag/ finden sich, gut kommentiert, einige instructive Beispiele für neue und alte Plakatkunst; es wird ersichtlich, wie die einfachen, großzügigen Formen, die wir heute ganz selbstverständlich als "an sich" gut bevorzugen, noch vor 15 Jahren unmöglich gewesen wären.

Nicht Systematisierung sondern Materialsammlung ist also heute die Aufgabe des Reklamepsychologen. Auch an Marbes Buch interessieren besonders die dar-

in enthaltenen praktischen Erfahrungen. Was der Fachmann in jedem Einzelfall gefühlsmäßig tut, muß festgehalten und studiert werden, weil daraus Grundsätzliches und Allgemeingültiges entnommen werden kann. Nur so werden sich auch fruchtbare Fragestellungen ergeben, die mit Hilfe modernster Methoden experimentell behandelt werden können.

Deutscher Psychologenkongreß Vom 20. bis zum 23. April tagte in Bonn der 10. Kongreß für experimentelle

Psychologie, veranstaltet von der Gesellschaft für experimentelle Psychologie. Friedrich Sander /Leipzig/ gab dort in einem Sammelreferat über die experimentellen Ergebnisse der Gestaltpsychologie eine Übersicht über eine Fülle entscheidender Experimente, die für dieses Gebiet heute schon vorliegen. Er berücksichtigte dabei besonders die Ergebnisse der Berliner Psychologenschule. Man gewinnt den Eindruck, daß sich die Gestaltpsychologie allmählich immer mehr Freunde erwirbt, und daß ihre Fruchtbarkeit für die verschiedensten Anwendungsgebiete immer mehr erkannt wird. Gustav Störing /Bonn/ behandelte den ja besonders aktuellen Gegensatz zwischen geisteswissenschaftlicher und experimenteller Psychologie, wobei es zu scharfen Angriffen gegen die Experimentalpsychologen kam. Diese konnten unter anderm erwidern, daß vieles, was die geisteswissenschaftlichen Psychologen publizieren, nicht wissenschaftlichen sondern vorwissenschaftlichen Charakter trägt. Im ganzen aber scheinen diese sehr prinzipiellen Diskussionen wenig fruchtbar. Bei dem heutigen Stand der Psychologie sollte jedermann mit der ihm rätlich scheinenden Methode dort angreifen, wo ihm Probleme zu liegen scheinen. Wer recht hat, wird sich am Einzelfall sehr viel leichter entscheiden lassen. William Stern /Hamburg/ brachte eine neue Fassung seines Intelligenzbegriffs; es zeigte sich dabei, daß auf diesem Gebiet große Fortschritte gemacht worden sind, die auch für die angewandte Psychologie ihre besondere Bedeutung haben. Erich Jaensch /Marburg/ sprach über psychologische Typenforschung und Wertphilosophie mit besonderer Berücksichtigung religionspsychologischer Fragen. Jaensch versucht bekanntlich das sinnespsychologische Phänomen der Eideutik (besonders starke visuelle Veranlagung) in Beziehung zu sehr tief liegenden Charakteranlagen zu bringen. Wie weit seine Schlüsse haltbar sind, kann wohl noch nicht endgültig entschieden wer-

den. Jedoch sind seine Arbeiten wichtig als Versuche die Charakterologie der exakten experimentellen Forschung zu erschließen. Herbert Kleint /Frankfurt/ berichtete über Versuche auf dem Gebiet der räumlichen Orientierung, an denen besonders die neuartigen Versuchsanordnungen interessierten. Walter Poppeleuter /Bonn/ versuchte ein Gesamtbild der Funktionen des Gehirns, etwa im Sinn der Organisation eines modernen Geschäftsbetriebs, zu geben. In der Diskussion entwickelte Kurt Goldstein /Frankfurt/ seine eigenen Ansichten, die ganz neue Ausblicke für dieses Gebiet eröffneten; im wesentlichen handelt es sich darum nicht feste Lokalisationen, Zuordnungen einzelner Funktionen zu einzelnen Gehirnteilen sondern ein echt organisches Funktionieren des ganzen Hirns auf Beanspruchungen anzunehmen. David Katz /Rostock/ und Theodor Erisman /Innsbruck/ berichteten über neue Versuche und Beobachtungen an Kindern. Bei Erisman handelte es sich besonders um wichtige qualitative Ergebnisse, da die Methode an Kindern verschiedenen Alters die Verwendung der traditionell-logischen syllogistischen Schlußformen auszuprobieren doch wohl recht lebensfern ist. Robert Sommer /Gießen/ hat die elektrodiagnostischen Methoden Rahner-Bissky, die vor einiger Zeit die Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit erregten, nachgeprüft und ist dabei zu wesentlich negativen Ergebnissen gekommen. Wie zu erwarten war, sind die Versuchsbedingungen nicht reinlich genug, und es ist keineswegs erwiesen, daß es möglich ist mit Hilfe des Bisskyschen Apparats Charaktereigenschaften auf Grund der elektrischen Leitfähigkeit der einzelnen Gehirnteile festzustellen. Sonst seien noch der Vortrag E. Rubins /Kopenhagen/ über visuell wahrgenommene wirkliche Bewegungen und der Karl Bühlers /Wien/ über die Symbolik der Sprache erwähnt.

Auffällig ist, daß sich die Vertreter der angewandten Psychologie dauernd zu vermehren scheinen. Sie arbeiten teils für die Industrie teils für die städtische Berufsberatung. Es ist zu hoffen, daß einerseits die reine Forschungsarbeit darunter nicht leidet, und daß andererseits die Psychologie bald imstande sein wird allen praktischen Forderungen zu genügen, die man an sie stellt.

Totenliste Anfang 1926 starb in Sydney *Bernard Muscio*, zuletzt Professor der Philosophie dort. Seine Tätigkeit war zwei-

schen Cambridge und Sydney geteilt. In Cambridge hatte er ursprünglich im Psychologischen Laboratorium, dann als Demonstrator für Experimentalpsychologie an der dortigen Universität gewirkt. Seine Arbeit galt vor allem Untersuchungen über die Ermüdungserscheinungen in der industriellen Arbeit, die im Industrial Fatigue Research Board ausgeführt wurden. Sein Hauptwerk *Industrial Psychology* ist, auch über die engeren Kreise der Fachwissenschaft hinaus, weithin bekannt geworden.

Kurze Chronik Das Seminar für Sprechkunde am Zentralinstitut für Erziehung und Unterricht in Berlin veranstaltet Lehrgänge, die sich zur Aufgabe gestellt haben *Sprecherziehung* im Sinn der amtlichen Richtlinien zu treiben. ◊ Die *Berliner Gesellschaft für Psychiatrie und Nervenkrankheiten* feierte ihr 60jähriges Bestehen. Die Begrüßungsansprache hielt Karl Bonhoeffer, der als Professor an der Berliner Universität wirkt. ◊ Der Psychiater *Eugen Bleuler* wurde am 30. April 70 Jahre alt. Bleuler, der heute Anstaltsdirektor der Psychiatrischen Klinik Burghölzli bei Zürich ist, hat seine Ausbildung bei August Forel an der Züricher Klinik empfangen. Später gab er gemeinsam mit C. G. Jung und Sigmund Freud, für den er als einer der ersten eingetreten ist, die ersten 5 Bände des *Jahrbuchs für Psychoanalyse* heraus. Bekannt ist unter anderm sein Lehrbuch der Psychiatrie und seine Schrift *Affektivität, Suggestibilität, Paranoia*.

Hygiene / Georg Wolff

Schulhygiene Über die praktische Bedeutung einer systematischen Schulgesundheitspflege, das heißt einer prophylaktischen Versorgung der gesamten, im Schulkindalter zusammengefaßten Jahrgänge der Bevölkerung, besteht heute kein Meinungsunterschied mehr. Das zeigt sich auch in den jüngsten Anträgen im Preußischen Landtag die Stellen der Schulärzte und der ihnen zur Durchführung der praktischen Aufgaben beigegebenen Schulfürsorgerinnen in Stadt und Land zu vermehren und dabei auch die Versorgung der höheren Schulen sicherzustellen; ebenso in dem nun zur Durchführung kommenden Magistratsbeschuß der Stadtgemeinde Berlin die bisher ihren Dienst noch größtenteils im Nebenamt versehenden Schulärzte allmählich durch hauptamtliche Fürsorgeärzte zu ersetzen. Die Anzahl

der von einem solchen Fürsorgearzt zu versorgenden Schulkinder soll im allgemeinen 6000 nicht übersteigen; zur Assistenz bei den in bestimmten Zeitabschnitten regelmäßig vorzunehmenden Durchuntersuchungen sämtlicher Schulkinder sollen Schulfürsorgerinnen herangezogen werden, die vor allem durch Hausbesuche und Fühlungnahme mit dem Elternhaus die schulärztlichen Ratschläge weitergeben und, falls erforderlich, für ihre Durchführung sorgen. Eine eigentliche Behandlung findet durch den Schularzt nicht statt. Im allgemeinen sollen nicht mehr als 3000 Kinder von einer Schulfürsorgerin versorgt werden. Auch diese Zahl ist noch reichlich hoch. Denn soll die Fürsorgearbeit praktisch von Erfolg sein und nicht nur eine schöne Geste darstellen, so kann (wie überall) nur Qualitätsarbeit in Frage kommen. Leider wird diesen Forderungen in der Praxis noch nicht überall entsprochen. Zunächst ist es selbstverständlich, daß Fürsorgearzt und Fürsorgeschwester eine ihrer verantwortlichen Aufgabe und selbständigen Tätigkeit entsprechende Fachausbildung haben müssen. Es bedarf keiner weiteren Begründung, daß der Schularzt, der sich nur mit Kindern und Jugendlichen zu beschäftigen hat und fähig sein muß deren körperlichen und geistigen Ist- gegenüber dem Sollzustand ihres Altersdurchschnitts zu beurteilen, gute Kenntnis und Erfahrung in der Physiologie und Pathologie des Kindesalters besitzen muß.

Der Schularzt muß also eine gute Ausbildung nicht nur in der Kinderheilkunde sondern möglichst auch in der Psychopathologie des Kindesalters schon in seine verantwortliche Stellung mitbringen. Um Normales vom Pathologischen abgrenzen und verhängnisvolle Erkrankungen rechtzeitig erkennen zu können, sollte er eigene Erfahrungen und möglichst klinische Schulung besitzen; denn von diesen Erfahrungen muß er in seiner Gutachtertätigkeit noch lange zehren. Es darf demnach weder der junge Mediziner unmittelbar nach bestandnem Staatsexamen und Medizinalpraktikantenjahr in eine Schularztstelle lanziert werden, noch der emeritierte ehemalige Militärarzt, der versorgt werden muß, aber seit Jahrzehnten keine Berührung mit kinderärztlicher Tätigkeit mehr gehabt hat. Fachliche Ausbildung ist für den Schularzt die *conditio sine qua non*. Freilich ist noch längst nicht jeder Kinderarzt, sollte er sogar eine mehrjährige Spezialausbildung genossen haben, zum Schulfürsorgearzt geeignet. Er muß auch

von sozialer Gesinnung sein und sozialwissenschaftlich-hygienische Einsicht haben, ohne die eine erfolgreiche fürsorgärztliche Arbeit auf keinem Gebiet möglich ist. Die sachgemäße Ausbildung des spätern Schularztes ist heute noch keineswegs gesichert. Aus den theoretischen Vorlesungen an der Universität und späterer praktischer Tätigkeit an einer Kinderklinik oder Klinik für innere Krankheiten kann er wohl die fachliche Eignung zum Kinderarzt erwerben; die speziellen Aufgaben der Schulgesundheitspflege, die Beurteilung von Konstitution und Ernährung normaler Kinder und die hierfür erforderlichen Meßmethoden, die Durchführung von Reihenuntersuchungen, die Gutachtertätigkeit für Hilfs- und andere Sonderschulen lernt er nicht aus theoretischen Vorlesungen über Schulhygiene, am wenigsten, wenn sie von Dozenten abgehalten werden, die niemals selbst als Fürsorger oder Schularzte tätig waren. Auch hier können wir aus der englischen Praxis manches lernen. Es gibt in England nicht nur für die Schulgesundheitspflege sondern für die gesamte Fürsorgemedizin eigene Lehrstätten und Lehraufträge, die nicht von jungen Theoretikern der experimentellen Hygiene sondern, der praktischen Bedeutung der Präventivmedizin entsprechend, von wissenschaftlich bewährten und praktisch erfahrenen Fürsorgeärzten geleitet werden. Guten Aufschluß hierüber geben zum Beispiel die im *Lancet* vom 2. Oktober 1926 veröffentlichten Ausführungen des Professors der Präventivmedizin in Cambridge Sir Humphrey Bolleston über die Funktionen der englischen Schulkliniken, in denen ebensowenig wie in unseren Fürsorgestellen behandelt wird, wohl aber die Kinder, die sich durch genaue Beobachtung und Untersuchung als behandlungsbedürftig erweisen, den entsprechenden Stellen zugeführt werden. Immer mehr bricht sich jedenfalls die Erkenntnis Bahn, daß die elementaren Methoden der Schulhygiene, die sich im wesentlichen auf einige technische Untersuchungen über Schulbänke und Schultütschen, über Heizung und Lüftung der Schulräume beschränkten und sich damit kaum prinzipiell von ähnlichen Zweigen der experimentellen Hygiene unterscheiden, heute nicht mehr genügen. Aus der Hygiene des Schulhauses ist die verantwortungsvolle Aufgabe der Schulkinderfürsorge herausgewachsen. Diese Aufgabe erfordert eine stete ärztliche Überwachung der Schulkinder viel mehr als die des Schulhauses.

Für die Ausbildung der Schulfürsorgerin trifft annähernd das gleiche zu wie für die des Schularztes. Sie muß ihre Erfahrungen in der Praxis der Schulfürsorge selbst sammeln; an Vorbildungsstellen fehlt es noch meist. Aber auch hier ist eine gute hygienische und praktische Ausbildung als Schwester eine absolute Notwendigkeit, wichtiger als alle Bestrebungen eine einheitliche Familienfürsorge durchzusetzen. Denn unter den Fürsorgerinnen, die keine praktische Ausbildung in der Gesundheitspflege hatten, ist die Unkenntnis der einfachsten hygienischen Dinge oft erschreckend. Die voll ausgebildete Schulfürsorgerin, die, wie heute vorgeschrieben, die Soziale Frauenschule absolviert hat, hat gegenüber dem Arzt oft den Vorzug, daß sie die sozialen und ökonomischen Zusammenhänge besser zu würdigen versteht. Auf diesem Gebiet gibt die Soziale Frauenschule zweifellos viel mehr als dem Arzt heute in der Medizinischen Fakultät oder selbst in einer nachträglichen Ausbildung auf einer der 3 Sozialhygienischen Akademien geboten wird, deren Besuch zudem meist mit großen Kosten verbunden ist.

Entsprechend der wachsenden Bedeutung der Schulkinderfürsorge ist in der letzten Zeit aus der Praxis heraus eine Fachliteratur entstanden. Hier ist davon in erster Linie zu nennen: Anleitung für die schulärztliche Tätigkeit von Gustav Poelchau /Leipzig, Leopold Voß/, die jetzt in 2. Auflage vorliegt und aus reicher Erfahrung im schulärztlichen Dienst eine systematische Einführung in die speziellen Aufgaben des Schularztes gibt. Das Buch dient ganz dem Interesse des Praktikers; die theoretischen Fragen der Anthropometrie, der Konstitutionslehre und Eugenik sind weniger besprochen. Hierfür bietet etwas mehr Material das warm und mit Temperament geschriebene Buch des Leipziger Schulkinderarztes Ernst Welde *Gesunde Schulkinder* /München, J. F. Lehmann/. Es zeigt auch eine gute Kenntnis der wichtigsten Literatur auf den Hauptgebieten der Schulgesundheitspflege (leider werden nur selten genaue Quellenangaben gemacht) und führt unter voller Würdigung ihrer Bedeutung in die Methodik der Schulkindermessungen und -wägungen, unter Anlehnung an die Martinischen Richtlinien ein. Das Studium der Originalarbeiten Rudolf Martins: Richtlinien für Körpermessungen und deren statistische Verarbeitung mit besonderer Berücksichtigung von Schülermessungen /München, J. F. Lehmann/, auf deren

Grundlagen auch die Neubearbeitung der Praktischen Winke für den musternen Arzt (Größe und Gewicht der Schulkinder und andere Grundlagen für die Ernährungsfürsorge /Berlin, Verlag für Politik und Wirtschaft/) beruhen, ist freilich für jeden Schularzt und jede Schulfürsorgerin unentbehrlich. Ein ausgezeichnetes Übersichtsreferat mit zahlreichen Literaturquellen zu diesem speziellen Gegenstand gab sodann der Frankfurter Fürsorgearzt Eugen Schlesinger in seiner Studie Das Wachstum des Kindes /Berlin, Julius Springer/. Der Autor verwendet neben dem vorhandenen statistisch-anthropometrischen Material auch große eigene Erfahrungen aus längerer fürsorgerischer Praxis. Kenntnisse auf dem Gebiet der experimentellen Hygiene fordern die Schulhygienischen Arbeitsmethoden, die Arthur Korff-Petersen in der 108. Lieferung des Handbuchs der biologischen Arbeitsmethoden /Berlin, Urban & Schwarzenberg/ veröffentlicht hat. Neben der Hygiene des Schulhauses und der Schulutensilien sind hier die statistisch-anthropometrischen Untersuchungsmethoden berücksichtigt, kursorisch auch die psychologischen und ärztlichen; namentlich diese kommen dabei aber allzu kurz. In die großen Zusammenhänge der Schulgesundheitspflege mit dem Gesamtgebiet der sozialen Hygiene und Gesundheitsfürsorge führt sodann die jüngste Monographie auf diesem Gebiet, Adolf Gottsteins Schulgesundheitspflege /Leipzig, Quelle & Meyer/ ein, die im Rahmen des Handbuchs für Höhere Schulen erschienen ist und daher die für den Erzieher und Lehrer wichtigsten Teile aus dem Gebiet der neuzeitlichen Hygiene hervorhebt. Den Anforderungen der Gesundheitsfürsorgerin entspricht am besten Werner Fischer-Defoys kleiner Leitfaden durch die soziale Gesundheitsfürsorge /München, Verlag Gesundheitswacht/. Er ist einfach und klar geschrieben und vermittelt eine gute Übersicht über das gesamte Gebiet der Gesundheitsfürsorge. Dem Schulkindalter ist ein ausführlicher Abschnitt gewidmet, der eigene Erfahrung auf diesem Gebiet der Fürsorgetätigkeit erkennen läßt. Auf methodische und theoretische Fragen der sozialen Hygiene wird der Anlage gemäß weniger eingegangen; wohl aber sind die Nachbargebiete der Wohlfahrtspflege, der allgemeinen Jugend- und Wirtschaftsfürsorge in diesem Leitfaden weitgehend berücksichtigt, dem deshalb eine weitere Verbreitung zu wünschen ist.

Kindesschwach- Daß der Schularzt die kör-
sinn perlichen Schwächezustände des Kindesalters gut kennen und die hierfür erforderliche Methodik beherrschen muß, ist selbstverständlich; er muß aber auch nicht selten sein ärztliches Urteil über geistige Schwächen dem pädagogischen gegenüberstellen und dafür Erfahrungen aus dem Gebiet der Psychopathologie des Kindesalters sammeln. Eine sehr gute und vollständige Kenntnis auf diesem schwierigen Grenzgebiet vermittelt das Lehrbuch des unermüdlichen langjährigen früheren Psychiaters der Berliner Universität und jetzigen Professors der Philosophie und Psychologie in Halle Theodor Ziehen Die Geisteskrankheiten einschließlich des Schwachsinn und die psychopathischen Konstitutionen im Kindesalter /Berlin, Reuther & Reichard/, das jetzt in 2., stark erweiterter Auflage vorliegt. Ziehen unterscheidet beim angeborenen Schwachsinn (Imbezillität im weitem Sinn), der für die schulärztliche Beurteilung hauptsächlich in Frage kommt, nach der Stärke des Intelligenzdefekts 3 Stufen, die er als Idiotie, Imbezillität im engeren Sinn und Debilität kennzeichnet. Die Idiotie stellt den schwersten, die Debilität den leichtesten Grad vor. Diese Kinder können im allgemeinen in normalen Volksschulen nicht hinreichend gefördert werden und müssen daher Sonderanstalten mit entsprechend vorgebildeten Lehrkräften überwiesen werden. Zu ihrer Begutachtung sind ärztlich-pädagogische Intelligenzprüfungen erforderlich, die Ziehen selbst unter Benutzung eines reichen Quellenmaterials seit Jahren ausgearbeitet (siehe seine Prinzipien und Methoden der Begabungs-, insbesondere der Intelligenzprüfung bei Gesunden und Kranken, 5. Auflage /Berlin, S. Karger/) und auch in dem genannten Buch berührt hat. Er polemisiert darin gegen die von Binet und Simon ausgearbeiteten Intelligenzteste, die auch von deutschen Psychologen (William Stern) übernommen wurden und schematisch ein genaues "Intelligenzalter" bestimmen.

Gemalver-
ständige
Schriften

In der Bücherei der *Gesundheitspflege* /Stuttgart, Ernst Heinrich Moritz/ erscheint eine Reihe populärer Darstellungen, gegeben von Fachleuten. So konnte Max von Grubers Hygiene des Geschlechtslebens bereits in 52. Auflage herauskommen. Ferner behandelt in einem eigenen Bändchen der Direktor der Göttinger Universitätsklinik für

Haut- und Geschlechtskrankheiten Erhard Riecke Geschlechtsleben und Geschlechtsleiden eindrucksvoll und mit menschlichem Gefühl. Die Hygiene der Lunge im gesunden und kranken Zustande wird von Erich Grafe und Johann Heinrich Otto Martiensen aus Rostock, die Säuglingspflege von dem Münchener Kinderarzt Joseph Trumpp dargestellt. Es sei hier ferner auf die Schriften aufmerksam gemacht, die im Verlag Erich Deleiter in Dresden erschienen sind und alle Fragen der Volksgesundheit (Tuberkulose, Geschlechtskrankheiten, Alkoholismus, Ernährung, Wohnungshygiene, Arbeitshygiene, Kleidung usw.) behandeln.

Das Reichsgesundheitsamt gab die für einen weitem Leserkreis bestimmte Arbeit Otto Kestners und Hugo Wilhelm Knippings über die *Ernährung* des Menschen /Berlin, Julius Springer/ bereits in 2. Auflage heraus.

Zum Thema des *Alterns* kann das kleine Büchlein Walter Pitschkes *Die Kunst alt zu werden und jung zu bleiben* /München, G. Franzsche Buchdruckerei/ bestens empfohlen werden; es unterscheidet sich von anderen Aufklärungsschriften dadurch charakteristisch, daß es die zahlenmäßigen Erfahrungen der Lebensversicherungsstatistik in angenehmer Form darzubieten versteht.

Tagungen Aus Anlaß der Tagung der *Deutschen Gesellschaft zur Bekämpfung des Kurpfuschertums* am 7. und 8. März in Berlin, wurde zu gleicher Zeit im ehemaligen Herrenhaus eine Wanderausstellung gegen die Kurpfuscherei eröffnet, die in 11 Abteilungen Wesen und Folgen des Kurpfuschertums zeigte. Von besonderem Interesse war die Abteilung, die die Organisation und das Geschäftsgebaren der Heilmittelfabrikanten darstellte, ferner die der verschiedenen Untersuchungs- und Behandlungsmethoden der Kurpfuscher. Wertvoll waren auch die geschichtlichen Dokumente, die Verordnungen und Gesetze vieler Jahrhunderte gegen die Quacksalber und ihre Heilmittel, die von dem Gedanken diktiert waren, daß der einzelne wie die Bevölkerung im ganzen des behördlichen und staatlichen Schutzes bedürfe.

Der 51. *Chirurgenkongreß* tagte vom 20. bis zum 23. April in Berlin unter dem Vorsitz Hermann Küttners /Breslau/. Die Hauptgegenstände der Verhandlungen bildeten die neueren Gesichtspunkte bei der Vor- und Nachbehandlung Operierter (Referent Franz Rost /Mann-

heim/); der heutige Stand der Gelenkchirurgie (Referent Erwin Payr /Leipzig/), Pankreas (Referenten Victor Schmieden und Gustav von Bergmann /Frankfurt/). Die Internationale Chirurgische Gesellschaft lud jetzt, nach Eintritt Deutschlands in den Völkerbund, die deutschen Chirurgen zur Teilnahme am Internationalen Chirurgischen Kongreß nach Warschau ein. Die Deutschen hielten es für richtig die Einladung zurückzuweisen.

Der 39. *Kongreß für Innere Medizin*, der vom 25. bis zum 28. April in Wiesbaden stattfand, wurde von dem Vorsitzenden, dem Züricher Internisten Oskar Nägeli, mit einer Rede eröffnet, die programmatisch die Naturwissenschaften als einzig sichere Basis der Medizin proklamierte. (Ob mit dieser selbstverständlichen Feststellung die Einwände einiger "Ketzer" (Bier, Liek, Sauerbruch, Much, Krehl und anderer), daß neben analytischen auch intuitive Erkenntnisse für den Fortgang der Wissenschaft, also auch der Naturwissenschaft und Medizin, stets von größtem Einfluß gewesen sind, entkräftet werden, ist eine prinzipiell andere Frage.) Die Hauptreferate des Kongresses behandelten die Psychotherapie (Robert Eugen Gaupp /Tübingen/ und Otto Fleischmann /Nassau/) sowie die Ergebnisse funktioneller Untersuchungen von Magen und Zwölffingerdarm (Gerhardt Katsch /Frankfurt/). Sodann wurde dort über die Bedeutung der Röntgenuntersuchung von Lunge und Mediastinum für die Innere Medizin verhandelt.

Die deutsche *Tuberkulose*tagung fand in diesem Jahr in Bad Salzbrunn vom 8. bis zum 12. Juni statt. Die Tagung, die von 4 verschiedenen Organisationen, die sich mit der Bekämpfung der Tuberkulose beschäftigen, einberufen wurde, litt unter der Überfülle des Gebotenen. Hinter den Referaten und Vorträgen zur Kasuistik der Tuberkulose traten die großen Fragen der Tuberkuloseepidemiologie noch immer zurück.

Zur wissenschaftlichen Erörterung der besten Mittel und Methoden im Kampf gegen das Rauchen soll vom 2. bis zum 5. Juli in Prag ein *Internationaler Kongreß der Tabakgegner* stattfinden. Es ist Zeit, daß man dem Unwesen des Rauchens, das besonders unsozial ist, weil es auch die Nichtraucher in Mitleidenschaft zieht und schädigt, endlich zu Leibe rückt; siehe dazu auch die im Verlag des Bundes deutscher Tabakgegner in Dresden veröffentlichte *Tabakgegnerbücherei*.

Kurze Chronik Vor dem Krieg hatte die militärische Ausbildung der Jugend für einen großen Teil der männlichen Bevölkerung zur Kräftigung ihrer Leistungsfähigkeit beigetragen. Dieser Aufgabe will die *Gesellschaft für Leibesübungen* dienen, die jetzt gegründet wird. Die Förderung dieser Bestrebungen liegt nicht nur im hygienischen sondern auch im sozialen Interesse, weil die Erhöhung der körperlichen Widerstandsfähigkeit der Bevölkerung die sozialen Lasten vermindern wird. Politisch wird ein erfolgreicher sportlicher Wettbewerb Deutschlands bei den zahlreichen internationalen Veranstaltungen im Sinn einer Annäherung der Völker wirken. Es wird Sache nicht nur des Reichs und der Länder sondern auch des Handels und der Industrie sein die Bestrebungen der Gesellschaft für Leibesübungen zu unterstützen, ohne die Sportbewegung hypertrophisch und damit unnatürlich werden zu lassen. Die "Sportkultur", wie sie jetzt, in Nachahmung angelsächsischer Lebensgewohnheiten, bei uns, namentlich in der Presse, betrieben wird, hat mit dem Sinn körperlicher Ausbildung wenig zu schaffen. \diamond Einer der markantesten Vertreter der Innern Medizin in Deutschland, *Oskar Minkowski*, ist nach Erreichen der Altersgrenze von seinem Lehramt in Breslau zurückgetreten. Sein Hauptarbeitsgebiet war die experimentelle Stoffwechselforschung, und seine größte Leistung auf diesem Gebiet war die Aufdeckung der Beziehungen zwischen der innern Sekretion der Bauchspeicheldrüse und der Zuckerkrankheit. Durch diese von Mehring und Minkowski einwandfrei im Tierversuch bewiesene Beziehung wurde der erste und wichtigste Grundstein zur Entdeckung des Insulins gelegt, das heute, wie bekannt, im Mittelpunkt der Diabetesbehandlung steht. \diamond Als Nachfolger Friedrich Kraus' erhielt *Gustav von Bergmann* aus Frankfurt den Berliner Lehrstuhl für Innere Medizin.

Literatur In der Sammlung Meister der Heilkunde /Wien, Julius Springer/ gibt Otto Neustätter eine gedrängte, warmen Herzens geschriebene Biographie *Max Pettenkofer's*, des eigentlichen Begründers der Hygiene als Wissenschaft in Deutschland, Gegen den Willen Virchows mußte auch Pettenkofer seine Forderung nach eigenen Lehrstühlen der Hygiene an Universitäten und technischen Hochschulen erkämpfen. Trotz allen Ehren und aller Anerkennung blieb Pettenkofer ein ein-

samer Mann, der nie zufrieden mit sich und seinem Werk war und so in einem Anfall von tiefer Schwermut endete. \diamond Das Buch des Danziger Chirurgen *Erwin Liek* Der Arzt und seine Sendung erlebte innerhalb 4 Monaten die 4. Auflage /München, J. F. Lehmann/. Liek unterscheidet darin scharf zwischen Arzt und Mediziner, zwischen Priester der Heilkunde und medizinischem Geschäftsmann. Daß er auch vor autorisierten Fachgrößen der medizinischen Universitätsinstitute und ihrer oft ungeheuerlichen Publikationslust nicht haltmacht, muß ihm hoch angerechnet werden; daß er in vielem weit übers Ziel schießt (so wenn er die gesamte Sozialversicherung, mangels eigener Einsicht in die volkswirtschaftlichen Zusammenhänge des modernen Industriestaats, verwirft), ist ebenfalls keine Frage. Ein solches Buch mußte einmal geschrieben werden; das beweist sein Erfolg, mehr noch die Ablehnung, die es bei denen gefunden hat, die sich getroffen fühlten. \diamond Eine Geschichte der Epidemien bei Menschen und Tieren im Norden hat *Peter Hansen* veröffentlicht /Glückstadt, J. J. Augustin/. Die Untersuchungen beziehen sich vorwiegend auf Schleswig-Holstein und geben in kurzen chronologischen Notizen eine sehr fleißige Zusammenstellung nach den ältesten Quellen von 542 bis zu den jüngsten Grippejahren. \diamond Auch die Monographie *Franz Schütz'* Die Epidemiologie der Masern /Jena, Gustav Fischer/, die ebenfalls von Schleswig-Holstein ihren Ausgangspunkt nahm und mit Hilfe der Kieler Universitäts-gesellschaft fertiggestellt wurde, verdient Anerkennung. Ohne auf schwierige statistische Probleme einzugehen, wächst sie sich zu einer epidemiologischen Studie über das Masernproblem aus. \diamond Die Schrift *Emil Coués* Die Selbstbemeisterung durch bewußte Autosuggestion, von Paul Amman ins Deutsche übertragen, konnte im 150. Tausend erscheinen /Basel, Benno Schwabe & Co./ \diamond Reiches Material aus dem wichtigen Grenzgebiet zwischen Medizin und Pädagogik enthält der 288 Seiten lange Bericht über den 2. Kongreß für *Heilpädagogik* in München /Berlin, Julius Springer/, in dem Heilpädagogen, Psychiater, Hygieniker, Kinderärzte, Jugendrichter, Fürsorger und andere ihre Erfahrungen und die neueren Ergebnisse über bestimmte Einzelfragen der Heilpädagogik niedergelegt haben. Auch die Diskussionsbemerkungen wurden in den Bericht aufgenommen und machen ihn dadurch zu einem lebendigen Spiegel der Verhandlungen.

KUNST

Bildende Kunst / Otto Brattskoven

Munch

Die Berliner Nationalgalerie unter der verdienstvollen Leitung Ludwig Justis

hat es sich in diesem Jahr nicht nehmen lassen einem Künstler eine große Ausstellung zu widmen, der als einzigartige Erscheinung in der Kunst des 20. Jahrhunderts bekannt ist. Wenn wir den Namen dieses Schöpfers Edvard Munch aussprechen, so meinen wir damit zweierlei Tatsachen. Einmal das spezifisch nordische Weltgefühl, das schon in den neunziger Jahren des 19. Jahrhunderts revoltierend auftritt, zu der literarischen und dichterischen Daseinsfassung der Ibsen und Strindberg das Gegenstück in der bildkünstlerischen Zone bringt und schließlich auch einen Positivismus höchst selbständiger und organisch gewachsener Natur erringt. Weiter aber umschließt der Name die seltene Tatsache, daß er 2 Stilrichtungen maßgeblich beeinflusst und zugleich zur künstlerischen Leistung emporgeführt hat: den "Jugendstil" und später den Expressionismus. Ein Faktum, das bisher kaum klar genug ausgesprochen worden ist. Über den Inhalt der Kunst Munchs, über seine fast schlafwandlerisch sicher zu nennende Fähigkeit seelische Untergründe in den menschlichen Themen, mystisch beklemmende Stimmungen in den Landschaften malerisch und graphisch darstellen zu können ist bislang genügend gesprochen worden. Wichtiger noch scheint jetzt Munchs Stellung gegenüber den beiden anderen Großmeistern der modernen Kunst; Paul Cézanne und Vincent van Gogh. Und gerade in dieser Beziehung haben wir schon einen historischen Abstand, um Wesen und Auswirkung dieser 3 richtungweisenden Künstler beurteilen zu können. Man kommt dabei zu dem Schluß, daß Cézanne und van Gogh direkter auf unsere Kunst eingewirkt haben, daß aber der Einfluß Munchs vielleicht weit-schichtiger ist. Bei Munch zeigt sich jene seelische Spannung und Verhaltenseigenschaft, die entweder den vorschwebenden Gehalt erreicht oder aber ein negatives Malwerk bleibt, wie es gerade diese Ausstellung aufschlußreich erwies. Unter der Literatur über Munch möge an dieser Stelle noch einmal auf die 1894 von Franz Servaes, Willy Pastor, Stanislaw Przybyszewski und Julius Meier-Graefe herausgegebene Schrift hingewiesen werden, die mit Enthusiasmus für den 1892 vom Künstlerverein

eingeladenen und dann beispiellos düpierten Norweger eintrat. Die Hauptwerke über Munch sind Gustav Schiefelers Verzeichnis der graphischen Werke Edvard Munchs bis 1906 und Curt Glasers Buch über Edvard Munch.

Russische Plakate

Durch Vermittlung der Gesellschaft der Freunde des neuen Rußlands in Deutschland gelang es der Juryfreien Kunstschau in Berlin in diesem Jahr eine Sonderkollektion russischer Plakatkunst zu zeigen. Während gleichzeitig eine andere russische, vom Kartell der vereinigten Verbände bildender Künstler Berlin durchgeführte Sonderausstellung des zeitweilig gerühmten Führers der Suprematisten Kasimir Malewitsch kaum etwas Neues zum Thema abstrakter Kunst zu sagen vermag, sind diese Plakate in vielfacher Hinsicht interessant und bedeutungsvoll. Sie sind in den Jahren 1919 bis 1921 aus der Notwendigkeit heraus entstanden in diesen Jahren der inneren Schwierigkeiten und der Hungersnot mit unmittelbarer Formensprache zum Widerstand gegen die Gefahren aufrufen zu müssen. Der Maler und Dichter Wladimir Majakowskij, der auch die Knüttelverse für seine Bilder verfaßte, schuf die meisten dieser Plakate; neben ihm sind noch M. Tschermymych, N. G. Kotow und P. Roskin zu nennen. Die meisten dieser Blätter zeigen eine oft absolute Einheit von Mittel und Zweck. Die Ausdrucksweise ist einfach, direkt verständlich, treffend und in einzelnen Blättern wie in dem Zyklus Impfen ist obligatorisch! gleicherweise von Gegenwart gesättigt wie in der Manier mit den mittelalterlichen Totentanzdarstellungen zu vergleichen. Die Technik der Herstellung dieser Blätter ist besonders hervorzuheben. In gewisser Weise dem Holzschnitt zu vergleichen zeigen sie doch eine stärkere Frische, die darauf zurückzuführen ist, daß sie nicht gedruckt sondern durch Schablone vervielfältigt, und die Farben mit der Hand aufgetragen sind. Schließlich wäre noch hervorzuheben, daß die meisten Plakate sachlich-belehrend für Analphabeten gedacht sind und solcherart sich von den Aufklärungsplakaten Europas nicht nur im Stil sehr wesentlich unterscheiden.

Illustration

Die Bibel in Bildern *Gustave Dorés* hat der Verlag Josef Müller in München neu herausgebracht. In einer im katholischen Geist gehaltenen Einleitung

gibt A. E. Mader einen geschichtlichen Abriss der Darstellungen biblischen Inhalts. Dorés Bedeutung als einflußreicher und karikaturistisch überschäumender Nachfahre der Romantik ist bekannt und bedarf keiner Apologie. Später jedoch verstieg er sich zum anspruchsvollen Folioband, seine Impromptus werden blattgroße Kompositionen, und mit dem äußern Erfolg wagte er sich auch an Prachtausgaben. Die 1866 herausgebrachte *Sainte Bible* in 2 umfangreichen Bänden hatte ungeheuren Erfolg, kann aber im wesentlichen nur die Bedeutung beanspruchen, daß Doré die biblischen Geschehnisse im Gegensatz zur klassischen Tradition als orientalische Märchen auffaßt.

Von einem andern Standpunkt edierte Will Vesper eine Jugendbibel /Oldenburg, Gerhard Stalling/. Er hat sie nach der Heiligen Schrift neu erzählt und ist der Meinung, daß diese Form eine Beschäftigung mit dem Inhalt der Bibel wiederbeleben würde. Dazu soll auch der Buchschmuck *Paula Jordans* beitragen. Die Meinung Vespers, daß hier Werke geschaffen worden sind, »wie sie seit langem keinem deutschen Künstler mehr geglückt« seien, wird man nur als subjektive Einschätzung nehmen. Einen gewissen Kunstwert haben die Streuzzeichnungen, die, stilistisch geschickt, oft auf lebendige Akzente gestellt sind. Die farbigen Blätter im Offsetdruck hingegen bleiben wenig belangvolle Paraphrasen und gehören durchaus nicht zum Text als Mittel der Tieferführung und sinnreichen Begleitung.

Als 9. Band der Griffelreihe /Leipzig, Griffelverlag/ kam Molières *Avare* heraus, eine verkleinerte Faksimiliewiedergabe des im Jahr 1923 veröffentlichten Vorzugsdrucks aus der Reihe der Meisterwerke der Weltliteratur mit Originalgraphik /Tegernsee, Julius Schröder/. Die Radierungen *Johannes Thiels* sind interessant, die Zusammenfassung des innern Umschlags und der 1. Seite zu einem Blatt ist reizvoll.

Wilhelm Schmidtbonn veröffentlichte ein im Persönlichen interessantes und anregendes Sommerbuch aus Hiddensee (Die unerschrockene Insel /München, Dreimaskenverlag/), zu dem *Hermann Ebers* 25 Zeichnungen in farbiger Kreide und Schwarz-Weiß beisteuerte. Es ist sicher, daß die einfachen Begebnisse von den Skizzen freundlich und anspruchslos ergänzt werden. Störend wirken nur einige farbige Blätter, die so eingehaftet sind, als ob sie nur die Hälfte eines Blattes seien.

Die Frage des illustrierten Buches kann nicht so gelöst werden, daß man einer Novelle wie *Das Weib und der Zentaur* von El-Correi /Berlin, Eysler & Co./ einige Rötzelzeichnungen gefälliger Manier, vermutlich von *Artur Grunenberg*, beiheftet, deren Kontakt mit der Erzählung man nicht einzusehen vermag.

Der Verlag F. G. Speidel in Wien brachte eine Ausgabe Wiener Gedichte von Anton Wildgans mit Zeichnungen von *Ferdinand Schmutzer*. An sich ist es immer schwierig und selten überzeugend Gedichte mit Graphik zu verbinden. Hier kommt noch hinzu, daß die Gedichte, wie üblich, im Satzspiegel mit breitem Rand fixiert werden, während die peniblen Zeichnungen nach Wiener Motiven offen und auf einzelnen Blättern beigefügt sind.

Amüsant ist eine schmale Ausgabe Die Gezeichneten des Herrn *Dolbin*, Wien, Krystallverlag/ mit einer überaus witzigen Einleitung von Alfred Polgar. Der Untertitel *Literarische Köpfe* und Kopfstücke offenbart das Wesen dieser speziell Wiener Literaten angehängten Karikaturen: nicht immer bedeutend, aber von außergewöhnlicher Treffsicherheit.

Totenliste Ende Februar starb in München, im Alter von 66 Jahren, *Ludwig von Zumbusch*, dessen Gemälde durch die Zeitschrift *Die Jugend* bekannt und im wesentlichen Kinderdarstellungen in gefälliger Manier sind. Er war ein Sohn des Wiener Bildhauers Caspar von Zumbusch, der in Wien das Maria-Theresia- und das Beethovenendenkmal schuf.

Am 1. März starb in München der Bildhauer *Hermann Obrist*, der seit dem "Jugendstil" einer der Führer in Wort und Beispiel der modernen angewandten Kunst war. Er wurde am 27. Mai 1862 in Kilchberg /Schweiz/ geboren. Seine Hauptwerke sind Brunnen und Monumente für München, Hamburg, Essen und Lugano. Außerdem war er der Gründer der Vereinigten Werkstätten für Kunst im Handwerk und des Lehr- und Versuchsateliers für angewandte Kunst in München. Obrist war eine der markantesten Persönlichkeiten des geistigen Lebens in München und in Deutschland überhaupt. Die Leser seien auch an seinen Artikel *Kunst und Sozialdemokratie* erinnert, den er vor 10 Jahren für die *Sozialistischen Monatshefte* schrieb, und der mit dieser Forderung ausklang: »Wenn die Sozialdemokratie zurzeit so viel Berücksichtigung, Macht und Einfluß verlangt, so

muß sie auch in der Kunst Beweise schöpferischer, nicht bloß puritanischer Kraft geben. Macht verpflichtet, und die Neuorientierung und die suggestive Wirkung auf die Massen sollte sie auch hier nicht anderen überlassen.«

Mitte März starb in Paris, im Alter von 67 Jahren, *Paul Helleu*, der sich als Zeichner mondäner Frauen einen Namen gemacht hat. Sein Ruf als Modezeichner war international.

In Lindau starb am 13. April *Fritz Burger*, der besonders im Krieg als Porträtist bekannt wurde. Er war der Sohn Schweizer Eltern, wurde 1867 in München geboren. Von seinen Bildnissen sind einige in Museumsbesitz.

Am 15. April starb in Hamstead *Henry Holiday* im Alter von 90 Jahren. Sein Hauptwerk *Dante und Beatrice auf der Brücke von Florenz* ist durch Reproduktionen in der ganzen Welt bekannt.

In seiner Heimatstadt Halle starb am 28. April der Maler *Hans von Volkmann*, im Alter von 67 Jahren. Er lebte und wirkte seit dem Ende der achtziger Jahre in Karlsruhe, wo er unter Schönleber Landschaftsmalerei studiert hatte. Seine Landschaften mit zarten Wiesen- und Waldstimmungen wurden zeitweilig sehr geschätzt. Sie entbehren indessen bei allem poetischen Zauber einer notwendigen innern Kraft des Handwerks. Fast alle Galerien Deutschlands besitzen Landschaften von ihm.

In Wien starb Ende April *Eduard Zetsche* im Alter von 83 Jahren. Er hatte in Düsseldorf bei Dücker studiert und gehörte zu den bekanntesten Wiener Aquarellisten.

In Paris starb am 13. Mai *Juan Gris*, der, Spanier wie Pablo Picasso, seit längerer Zeit in Paris lebte. Sein Name bleibt neben denen Picassos und Braques mit der Geschichte des Kubismus in der Malerei verbunden.

Am 16. Mai starb in Berlin der Landschaftler *August Heinrich Hoffmann von Fallersleben*, im Alter von 72 Jahren. Er wurde in Weimar geboren, kam jung nach Corvey, wo sein Vater, der Verfasser des Deutschlandlieds, als Bibliothekar wirkte. Später studierte er in Weimar bei Theodor Hagen. Seine Spezialität waren Heidelandschaften mit balladesker Empfindung.

Kurze Chronik: Der Kunsthistoriker Erich Brinckmann entdeckte im Musée Bonnat in Bayonne den ersten künstlerischen Entwurf der bekannten Simsongruppe *Michelangelos*. Der stark beschädigte Entwurf besteht

aus rotgrauer Terrakotta, dunkelrot lackiert. ◊ In Wien wurde ein seit Jahren umstrittenes Gemälde auf Grund einer neuerlichen Restauration als ein unzweifelhafter *van Dyck* erkannt. Es handelt sich um die Darstellung der Familie des Olivier Saint John. ◊ Die Kunsthändler Victor Hartberg widmete in diesem Frühling in Berlin eine Ausstellung den Malern der *Familie Lepsius*. Die Gemälde und die Graphik lagen in dem Zeitraum von 1843 bis zur Gegenwart. Von den Mitgliedern der Familie sieht man zuerst Gustav Graef, den Vater Sabine Lepsius'; sodann den 1922 verstorbenen Reinhold Lepsius und seine Gattin Sabine; als Ausklang schließlich die Töchter dieses Künstlerhepapaars, Monica Lepsius-Berenberg und Sabine Lepsius. Diese im wesentlichen retrospektive Ausstellung war kulturhistorisch zum Thema des geistigen Berlins bemerkenswert. ◊ In Berlin ist durch das Reichsministerium des Innern ein Verzeichnis der *national wertvollen Kunstwerke* in neuer Auflage herausgekommen. Es handelt sich um eine Liste von 705 Kunstwerken in Privatbesitz, die nicht ausgeführt werden dürfen. Darunter befinden sich auch Handzeichnungen, Handschriften und illustrierte Bücher. ◊ Im April wurden aus dem Kunstmuseum in Moskau das Mittelstück aus der berühmten Kreuzabnahme Rembrandts und aus dem Ecce homo Tizians durch Diebe herausgeschnitten, ferner unter anderen ein Correggio und ein Carlo Dolci *gestohlen*. Der Verlust der Galerie wird auf 2 Millionen Mark geschätzt. ◊ Generaldirektor der preußischen Museen wird, an Stelle des am 1. Oktober in den Ruhestand tretenden Otto von Falke, *Wilhelm Waetzoldt*. Diese Wahl ist zu begrüßen, weil Waetzoldt nicht nur als Gelehrter europäischen Ruf und Rang besitzt sondern auch stets für die fortschrittliche junge Kunst eingetreten ist.

Literatur Die Erscheinung *Pablo Picassos* hat in der Gegenwart immer wieder zu einer Auseinandersetzung mit dem Werk gereizt. Neuerdings unternimmt Oscar Schürer in der Sammlung *Junge Kunst* /Leipzig, Klinkhardt & Biermann/ einen Versuch ihn auszudeuten. Er tut es in hymnischer Form und gibt eine dem Werk analoge Sprachführung, die allerdings etliche Zwiespältigkeiten mehr kompliziert als klärt. ◊ In 2. Auflage gab *Alfred Stix* 32 Handzeichnungen französischer Meister aus der Albertina Von Ingres bis

Cézanne heraus /Wien, Anton Schroll & Co./ In guten Filmlichtdrucktafeln ziehen Blätter vorüber, die als sorgfältige Auswahl das Schöpferium des französischen Geistes im 19. Jahrhundert spiegeln. Der Text ist eine Umschreibung der Situation in technischer und stilistischer Hinsicht. ◊ Im 9. Band der Bauhausbücher /München, Albert Langen/ gibt Wassilij Kandinskij einen instruktiv gehaltenen Beitrag zur Analyse der malerischen Elemente Punkt und Linie zur Fläche. Das nach dem Vorwort des Verfassers 10 Jahre zurückliegende Material weist eine analytische Methode mit Berücksichtigung der synthetischen Werte in Beziehung auf rein abstraktes Arbeiten auf. ◊ In gewissem Zusammenhang mit dieser Veröffentlichung muß auf eine in Budapest erscheinende Zeitschrift *Documentum* hingewiesen werden, die systematisch die Wege der gegenwärtigen Kunstbewegung zu registrieren versucht. ◊ In dem Bändchen *Ernst Webers Der Weg zur Zeichenkunst*, aus der Sammlung *Natur und Geisteswelt* /Leipzig, B. G. Teubner/, werden dem Laien theoretisch, praktisch und besonders ohne komplizierte Anweisungen Mittel und Wege gezeigt sich selbst zu unterrichten. ◊ Unter den in jeder Beziehung beachtenswerten von Gustav Eugen Diehl herausgegebenen Veröffentlichungen des Kunstarchivs /Berlin, Verlag Werkkunst/ möge an dieser Stelle auf 2 Publikationen *Hans Cürlis' Schaffende Hände* hingewiesen werden. Ein sehr guter Gedanke Maler und Bildhauer bei ihrer Arbeit filmisch zu belauschen wurde hier vom Institut für Kulturforschung in Berlin in die Wirklichkeit umgesetzt. In den begleitenden Texten verzeichnet Cürlis seine Beobachtungen und Erfahrungen. ◊ Das Aktbild als Kunstwerk aufzufassen, wie es *Gordon du Four* in seiner Veröffentlichung des Parthenonverlags in Leipzig versucht, geht nicht ohne weiteres an. Die Lichtbildkunst hat zur Aufgabe die Darstellung des aktuellen Lebens. Aktaufnahmen dagegen als Kunstäußerungen in jedem gelungenen Fall ansprechen zu wollen ist ebenso wenig möglich wie etwa den Tanz mit rationalem Denken zu verbrämen (was gleichwohl unbekümmert oft geschieht). Da wie dort schwimmt man im Ungewissen, anstatt den Versuch des Erkennens von Grenzen zu unternehmen. ◊ Der *Delphinverlag* in München hat einen Abreißkalender herausgebracht, der gute Reproduktionen aus den einzelnen Verlagswerken zeigt. Eine sehr ansprechende Propaganda.

Bühnenkunst / Gerhart Scherler

Sucher †

Rosa Sucher starb am 19. April in Eschweiler in Aachen, in Armut und Not, einst von der begeisterten Jugend in den Himmel erhoben, heute von den Lebenden halb oder ganz vergessen. Sie war eine Künstlerin von einem Format, wie es nicht jeder Generation beschieden ist. Sie war die bedeutendste dramatische Sängerin Deutschlands, zu ihrer Zeit und auch nach ihr bis heute von keiner andern erreicht. Am nächsten kommt ihrer Art die allerdings weichere Helene Wildbrunn. Doch Rosa Sucher hatte das Zwingende der ersten Gestaltung, die Größe der Originalität, sie folgte nicht der Tradition sondern schuf sie, schuf aber alles so wie es gar nicht anders hätte sein dürfen. Ihre berühmteste Gestalt war die Isolde. Es war eine schlechthin ideale Verkörperung dieser Urgestalt der ewigen, sich selbst verzehrenden und stets neuschaffenden Liebe. Wenn von Rosa Sucher keine andere Erinnerung bliebe als die Art, wie sie im 1. Akt die letzten Takte vor dem Eintritt Tristans gestaltete, es wäre ein stets sich erneuerndes Erlebnis. Alles wirkte bei Rosa Sucher zusammen: Stimme, Gesicht, Gestalt und eine Art der Bewegung, die aus inneren, bei anderen verschütteten Zentren kam, und die ganz unkörperlich wirkte. Auf ihrem schönen Gesicht war die leiseste Seelenregung bemerkbar. Und doch war nichts von Mimik in ihm. Es war alles nur eine physische Ahnung, die unter der Ruhe dieses zurückhaltenden einen Gesichts die unzähligen Gesichter der stets alles umwerfenden Leidenschaft erstehen ließ. Es hat schon manche Isolde von unvergeßlicher Bedeutung gegeben (in unseren Tagen die überraschende der Frida Leider, die neue Wege geht, wie es unsere Zeit erfordert). Auf die absolute Höhe der Rosa Sucher kam noch keine. Nur sie selbst konnte noch mehr sein. Als Brünnhilde im Siegfried schuf sie etwas, was vorher sicher nicht da war, aber auch keine Nachfolge fand, weil es überhaupt nicht nachgeschaffen werden konnte. Diese kurze Schlussszene erfüllte durch Rosa Sucher das ganze Werk mit einer Helligkeit, daß die Konturen alles Frühern verschwanden, all die robuste Heldenhaftigkeit dagegen ganz unwichtig wurde. Genau so wie ihre Augen, die sie nach dem Kuß Siegfrieds aufschlug, die ganze Bühne mit einem neuen Licht erfüllten, das alle Taten Siegfrieds als nebensächlich

erscheinen, seine eigentliche Mission nur in dieser Erweckung der Brünnhilde begreifen ließ. Dieser tiefe Ernst ihres Erwachens, des Wiederfindens einer Welt, die sie offenbar im tiefen Schlaf gesehen, vielleicht durch ihren Traum erst so erschaffen hatte, daß er nun Wirklichkeit werden mußte, schien aus den Tiefen der Erde zu kommen, wo sie bei ihrer Mutter gewesen sein mochte, die ihr das Allumfassende der Welt mitgab. Alles Wissen war bei ihr nun ein Wiedererinnern. Nichts von dem Wohlgefallen an dem jungen Helden, das andere Vertreterinnen dieser Gestalt zu zeigen pflegen. Sie sieht durch den Seienden hindurch auf den, der nach all den Lügen dieser Welt, nach seinem eigenen Untergang, erst in einem Neuen neu werden soll. Und diesem gibt sie sich dann hin. Nichts kommt der Erschütterung gleich, die wohl jeder empfinden mußte, wenn bei Rosa Sucher, deren Brünnhilde so in sich selbst ruhte, das ihr selbst neue Menschentum durchbrach. Diese Frau wurde nicht vom Mann bezwungen sondern ging in dem Ißhern auf, zu dem sie beide vereint berufen waren. Auch alles andere, was Rosa Sucher verkörperte, wurde von der gewaltigen Kraft ihrer Persönlichkeit getragen. Als sie um die Mitte der neunziger Jahre in den Bayreuther Festspielen die Kundry gab, warf, nach allen Berichten, ihre vorher nie erträumte Neugestaltung die an "Größen" doch gewöhnten Festspielbesucher völlig um. Nach der Sitte des ausgehenden 19. Jahrhunderts wurde Rosa Sucher als "Wagnersängerin" genommen und von der Opernleitung auch fast ausschließlich in Wagnerschen Werken beschäftigt. Nur gelegentlich konnte sie zeigen, daß auch alle anderen Operngestalten, soweit sie sich ihrer annahm, neues und immer großes Leben gewannen; auch die der in der Wagnerzeit verpönten Großen Oper: so ihre Selica.

Nachdem Rosa Sucher eine Reihe von Jahren hindurch unter Polini (dessen sicherer Instinkt alle große Künstlerschaft aufspürte) in Hamburg gewirkt hatte, erlebte sie ihre eigentliche Ruhmesperiode am Berliner Opernhaus, wo ihr Gatte Joseph Sucher als bedeutender stets sicherer Dirigent still und unauffällig seiner Arbeit oblag. (Damals vergottete man die Dirigenten noch nicht. Es scheint, daß man sich auch jetzt wieder darauf besinnt, daß der Sänger schließlich doch wichtiger ist.) Als Sängerin hat Rosa Sucher in den letzten Jahren ihres Auftretens manche Hörer

gekränkt. Ihre wunderbare glanzvolle Stimme hatte dadurch, daß sie sich stets ganz gab, gelitten, und sie nahm nicht die geringste Rücksicht darauf. Von ihrer eigenen Intensität hingerissen kümmerte sie sich nicht um den Wohlklang des Klangs. Aber noch mit den Resten ihrer Stimme ergriff sie mehr als manche andere in ihrer Blüteperiode. Schlimm für die Berliner Oper war es, daß Rosa Sucher dort niemals einen ihr auch nur annähernd gleichwertigen Partner hatte. (Der einzige große und stets neugestaltende Wagnertenor der neunziger Jahre, Max Alvary, kam nicht nach Berlin; er erschien vielleicht der Leitung zu eigenwillig.)

Die Darstellung Rosa Suchers war ganz intuitiv, von völliger Naivetät. Nicht eine Figur, nicht eine Stellung, nicht ein Ton war durchdacht. Sie wäre zur Reflexion auch gänzlich unfähig gewesen. Ihre Autobiographie, die sie kurz vor dem Ausbruch des Weltkriegs für Breitkopf & Härtel in Leipzig schrieb, zeigt sie als lebensfrohe Pfälzerin, ganz impulsiv und unintellektuell, als einen harmlos liebenswürdigen Menschen, dessen große Linie allein der Kunst gehört, von der sie (hierin wohl Elise Lehmann ähnlich) in bewußtem Denken aber kaum irgendeine Vorstellung hat. Das ergreift und rührt einen bei der Lektüre dieser Sammlung von kleinen belanglosen Geschehnissen, die das Leben zusammensetzen, und die sie so drollig ernsthaft beschreibt.

Wer Rosa Sucher jemals auf der Bühne gesehen hat, wird sie nicht vergessen. Aber auch unsere Generation soll an sie denken, um daraus die Verpflichtung herzuleiten eine Darstellung neuer Opernkunst so zu finden wie Rosa Sucher sie der Oper ihrer Zeit geschenkt hat.

Modernes Vor- Mit der Neuaufführung des
kriegsdrama **Florian Geyer** im Berliner

Staatsschauspielhaus erfüllte Leopold Jessner eine Pflicht. Diese Dichtung Hauptmanns läßt in ihrer wunderbaren Sprachkraft die Ereignisse jener längst verbluteten Bauernrevolution heute wieder erstehen, als geschähe dies alles mitten unter uns. Der Florian Geyer ist die Tragödie der deutschen Nation, die um ihre Revolution gekommen ist. Hauptmann gibt in seinem Stück einen Geschichtsablauf, episch breit, in Art einer Historie, aber wohl zusammenhängend als ein Ganzes. Jessner verzichtet auf Einzelheiten, indem er nur die Handlung heraufstreibt, oft nur eine recht knappe Andeutung der Ereignisse

gebend, um ein festeres Gefüge für die Bühne zu gewinnen. Sicher war dies die sauberste Regieleistung, die wir von Jessner sahen, ohne jede Regiespielerei, eine der bedeutendsten seiner vielen bedeutenden Taten. Der Eindruck des Stücks wurde dadurch um so wuchtiger und ganz überwältigend. Die schauspielerische Leistung Walter Francks war eine Tat größten Ausmaßes, die richtige Erfassung und Erfüllung einer Rolle. Franck spielt den Geyer nicht als den Ritter mit der edlen Geste, der den Bauern seine Hilfe bietet, Schlachten für sie gewinnt und dann später Schiffbruch leidet, sondern als einen Menschen, den die Not seines Volkes verzehrt, der sich zu den Geknechteten und Armen, zu den Bauern schlägt, um der Wahrheit und Reinheit des Herzens willen, und um für das Evangelium der Freiheit zu kämpfen, das von den Fürsten verraten wurde; der bis zum letzten Atemzug für diese Freiheit kämpft, längst von den Seinen verlassen und das klägliche Scheitern der Revolution vor Augen. Aber sein Tod wird ein ewiger Protest gegen alle Knechtschaft und die Hoffnung bleiben, daß das, was hier so jämmerlich versank, einst eingelöst wird; woran wir trotz allem glauben wollen. Seit der Inszenierung des Sittengemäldes *Musik* durch Erich Engel im Staatlichen Schillertheater in Berlin können wir an der Qualität und Berechtigung dieses sprödesten Stücks des Moralisten Frank Wedekind nicht mehr zweifeln: Ein Stück, das einen so nachhaltigen Eindruck hinterläßt, ist mehr als ein Regieexperiment für einen ehrgeizigen Regisseur. Bedeutend scheint es vor allem wegen der endgültigen Erledigung und Entlarvung eines der widerlichsten Menschentypen zu sein, wie sie in der Gestalt des Gesangspädagogen Reißner charakterisiert ist. Nicht so sehr der leidende Teil der Tragödie, die unglückliche Klara Hühnerwadel, steht im Mittelpunkt des Gemäldes; sie ist nur ein zufälliges Objekt. Auch nicht die Diskussion über den unglückseligen § 218. Sondern der vollbärtige (Aribert Wäscher erfaßte dieses Charakteristikum des Typus Reißner sehr richtig), aufgedunsene, verlogene, eitle Fatzke ist der traurige Held. Was uns in dieser hervorragenden Aufführung packte, war die unerhörte Wahrheit und Erbarmungslosigkeit, mit der der Dichter diese Dinge für das Forum des Theaters schrieb und der Regisseur sie dort verwirklichte. Die Regieleistung Engels hat erst dieses Stück dem Theater für immer gesichert.

Mit der Klara Hühnerwadel wurde Maria Koppenhöfer endlich vor eine ihrer würdigen Aufgabe gestellt, und wir dürfen sie nach ihrer großen Leistung neben den ersten der deutschen Bühne nennen. Es war interessant die Klara Hühnerwadel nicht als eine schwache und von vornherein hysterische Frau spielen zu lassen sondern als eine heroische (Wagnersäugerin-) Gestalt, die an dem Reißnertypus erst kaputt geht. Wäscher behaftete den Reißner mit Lächerlichkeit, ohne daß die Gestalt dadurch an Wahrheit und Gefährlichkeit einbüßte.

Modernes Theaterstück Stärkster Eindruck dieser Berliner Spielzeit bleibt der Hamlet des Schauspielhauses (siehe diese Rundschau, in diesem Band Seite 242 und folgende). Dieses alte Stück geht uns seit Jessners und Kortners aktuellster grandioser Interpretation wieder außerordentlich nahe an, und ein Vergleich, was den ideellen Wert des guten halben Dutzends moderner Theaterstücke betrifft, die danach mit so großem Erfolg die Kassen der Direktoren wieder reichlich füllten, erscheint wenig angebracht. Phänomenologisch betrachtet muß man anerkennen, daß dieses gute halbe Dutzend neuer Theaterstücke, die wir inzwischen sahen, und die immerhin ausgezeichnetes Handwerk darstellen, eine gewisse Konsolidierung unserer Theaterkunst (Ansätze zum Ensemblespiel, eine bestimmtere Physiognomie der Schauspiel- und Regiekunst) wenigstens für Berlin herbeiführte. Das Gesamtniveau wurde höher, einheitlicher, fester. Somit darf man also auch von einem Fortschritt sprechen. Eines der besten dieser Stücke ist Alfred Neumanns Drama *Der Patriot*, das die Ermordung des Zaren Paul im Jahr 1801 uns auf der Bühne zeigen will. Das Dokumentarische und Dichterische des Stücks stammt von Dmitrij Merschekowski, der in der großzügigsten Weise verarbeitet wurde. Neumann gibt nicht viel mehr als den historischen Ablauf des Geschehens, abgesehen von dem frei erfundenen Schluß des heroischen Todes des Patrioten und Mörders Graf Pahlen, der in Wirklichkeit nach der Tat noch 25 Jahre lang ein friedliches und unbeschwertes Dasein führte. Das Schicksal jener Menschen würde uns vom Drama her wenig berühren, wäre die Geschichte vom Autor nicht mit so großem Instinkt für das Theater eingefädelt, so daß für die Schauspieler ein hervorragendes Libretto gegeben ist, das ihnen die richtigen Stichworte zur voll-

sten Entfaltung ihrer Kunst liefert. Die Aufführung des Lessingtheaters war denn auch unter der noch befeuernden Regie Karl Heinz Martins eine ganz besondere Theaterleistung. Es wurde "gespielt" bis zur kleinsten Charge. Erfrischend solch Ensemble zu sehen. Paul Wegener, der Patriot, stark, ein großer Bauer, man sah ihn lange nicht auf gleicher schauspielerischer Höhe. Dann Walter Franck, längst schon einer unserer ersten Charakterspieler, als Stepan, blind ergebener Diener, einer, der unbedingt durchsteht; dieser schicksals-schwere Blick. Erich Riewes Licht strahlende Erscheinung des Grafen Panin. Franziska Kinz' liebende, hassende Gräfin Ostermann. Vor allem aber Fritz Kortner. Der Zar, das gefährliche böse Tier, der irrsinnige machthungrige Despot, der so einsam ist, gehaßt von allen; wie er hinkend über die Bühne gleitet, argwöhnisch schnüffelnd, Peitschenhiebe verteilend, so krank und bleich, mit Todesenergie, uns alle ban-nend in Furcht und Schrecken. Kortners Hamlet, Zar Paul; größte Zeugnisse menschlicher Darstellungskunst.

Carl Sternheims neuestes Lustspiel *Die Schule von Uznach* (dessen Buch bei Paul Zsolnay in Wien erschien) wäre als Sketch in 1 Akt eine hübsche Idee gewesen, zu einem Lustspiel in 3 Akten langt weder der Stoff, so wie er sich uns darbietet wenigstens, noch die Gestaltungskunst des Autors. Überbetonte Nebendinge erscheinen immer falsch und uninteressant; und die Jugend, die in der Schule von Uznach vertreten ist, ist nicht so zahlreich und maßgeblich für die neue Generation, wie sie sich tut. Den besten Satz des Stückes (»Es gibt ganze Völker, die liegen im Sand und pfeifen auf Bambusrohr«) suchen wir besser in Gottfried Benns Gesammelten Schriften, die uns andere Offenbarungen geben als Sternheims Schule. Immerhin, und das sei dem Autor angerechnet, gehört ein gewisser Mut dazu gegen die Anglomodernität à la Tauentzienstraße aufzutreten; meist fürchten unsere Intellektuellen, man könnte ihnen, wenn sie das einmal wagen sollten, womöglich gar den "Rhythmus der Zeit" absprechen. In der Berliner Aufführung im Theater in der Königgrätzer Straße konnte man, unter Gustav Hartungs präziser Regie, das übliche Wohlgefallen an den üblichen Beinen von 5 jungen Damen (wo wären sie heute nicht?) haben und die ausgezeichnete Schauspielkunst Hans Herrmann Schaufuß' und Anne Kerstens bewundern.

Einen sehr amüsanten Theaterabend bereitete uns Walter Hasenclevers Lustspiel *Ein besserer Herr*, das als ein gutes Unterhaltungsstück gewertet werden will und mit großem Erfolg im Staatstheater von Heinz Hilpert in Szene gesetzt wurde. Der Betrieb eines Heiratsschwindlers größten Formats, der sich aber noch rechtzeitig richtig verliert (wie könnte es anders sein?), zum Glück natürlich, wie es sich gehört, in die junge schöne Tochter eines Großindustriellen. Obligater smarter Amerikanismus (was man hierzulande darunter versteht) im Verein mit deutschem Gefühl; also aller Komfort der Neuzeit, der bei der Theaterunterhaltung mitgemietet wird. Dem Hasenclever der Antigone sei diese Zwischenstation gegönnt. Aber eben nur als Zwischenstation. Der Dialog ist witzig und pointiert, manchmal ein bißchen viel, und hält das Tempo durch. Möbius ist Paul Bildt; eine dankbare Aufgabe für ihn. Hochstapler, Gentleman, Frauenbeglucker, er hat das Zeug dazu: ein weites Herz, einen gewitzten Verstand, eine ritterliche Courage. Hinreißend sind die Schönheit und der Charme Maria Paudlers, der Millionärstochter; wir sind schon bezwungen, wenn sie die Bühne betritt. Wir haben wenig solcher Schauspielerinnen in Deutschland. Albert Patrix ist jeder Zoll ein Großindustrieller, Mathilde Sussin seine interessante "unmoderne" Frau, Veit Harlan ein netter vielversprechender Sprößling. Auffallend in einer Nebenrolle die junge und hübsche Toblina Gondy. Albert Floraths Bureauchef war allen Anforderungen seines Chefs völlig gewachsen. Die zaktige Verwechslungsgeschichte Paul Kornfelds *Kilian* ist eine gute Komödie, die in ihrer Ironie und Phantastik manchmal fast an Grabbe erinnert; sicher ist sie mehr als ein bloßer Theaterschwank. Der Buchbindermeister Kilian wird das Opfer einer Mystifikation, man verwechselt ihn mit einem berühmten Charlatan und Okkultisten. Kilian, der Mann aus dem Volk, der mit offenen Augen und einem guten Verstand durch die Welt gegangen ist, eröffnet einer gläubig gebildeten Gesellschaft die tiefsten Probleme der Menschheit und die letzten Geheimnisse der Natur. Er widersteht glänzend allen Angriffen eines Skeptikers in der Gesellschaft, der mit Photoapparat und Meßinstrumenten den Wundermann entlarven will. Kilian, das ist der Höhepunkt des Grotesken, zerschmettert schließlich den wahren "Meister", den eine Zugverspätung aufgehal-

ten hatte, und zwingt ihn, bevor die Gesellschaft seiner ansichtig geworden ist, das Feld zu räumen. Es ist kein Aufklärungsstück. Viel eher könnte man an der Aufklärung selber zweifeln. Und dadurch rührt es an Dinge, die es dann komödienhaft beiseite wirft. Die Aufführung des Staatstheaters unter der Regie Erich Engels war ein köstliches Erlebnis. Denn Kilian war Jakob Tiedtke. Der seltene Fall, daß sich Schauspieler und Rolle völlig deckten. Wir durften ihn als einen ganz großen Schauspieler bewundern, jede Faser seines Körpers schien mit in das Spiel einbezogen zu sein. Der Humor Tiedtkes ist geradezu abgründig und unbedingt bezwingend; bezaubernd seine Liebenswürdigkeit. Neben ihm war vor allem Aribert Wäscher das Gelingen des Abends zu danken.

Pariser Revue Im Berliner Admiralspalast, wo sonst die Hallerrevue gespielt wird (siehe die Rundschau Bewegungskunst, 1926 Seite 731), zeigte das Palacetheater aus Paris ein Beispiel dieser französischen Kunst: die große Revue *Vive la femme!* Es ist eine andere Welt, die wir zu sehen bekommen, und Vergleiche mit unseren Revuen darf man nicht anstellen, da die Art der Franzosen sich auf dem Theater zu bewegen ohnehin anders als die deutsche ist. Theater ist in Frankreich ein Fest der Gesellschaft, und das Publikum ist genau so Akteur wie der Schauspieler. Deswegen sind die Franzosen auch so sehr viel ungenierter auf der Bühne, das Theater macht ihnen ungemein Spaß, und sie freuen sich über sich selbst, wenn sie spielen; man serviert sich nicht auf einem Tablett dem Publikum. Die eigene Leistung wird nicht betont, durch unzählige Proben ist sie zur Selbstverständlichkeit geworden. Es ist daher kein Zufall, daß die spielerisch selbsttätige Kunst der Revue von den Franzosen erfunden wurde. Andere Nationen, namentlich die Amerikaner, haben sie dann ausgebaut, die ursprünglichen Schöpfer durch Massenhaftigkeit und Systematik überboten. <Das ist ungezählte Male auf vielen Gebieten geschehen. Denn, wie Karl Scheffler in seinem schönen Buch über Paris sagt, »das eben ist nun echt pariserisch: den Anstoß geben, das Neue wollen und es schaffen, anderen aber die Konsequenzen überlassen und nach vollbrachter Tat ... sich zurückhalten«. Eine gewohnte, vielleicht auch ganz nützliche Arbeitsteilung.> Einzelheiten lassen sich bei diesem Gastspiel schwer nennen, da das

Ganze den Erfolg ausmacht. Manches, was Berliner Augen "zurückgeblieben" scheint, ist vielleicht die Mode von morgen. Jenny Golder, der Stern der Revue, ist sehr scharmant im Spiel und Vortrag (es fällt auch im allgemeinen auf, daß die Franzosen außerordentlich präzise sprechen), ihren Schlager „Jenny, Jenny...“ singt schon die ganze Welt. Harry Pilcer tanzte uns seinen Black Bottom vor, dessen Erfindung ihm Welttagesruhm brachte. Spadaro wirkte durch vielseitige Schauspielkunst und frappeierende Klavierakrobatik. Aber das Wichtigste war doch die Spiellaune selber: daß da ohne Präntention und "Aufmachung" eine Welt Revue passierte, die neben der wirklichen Welt existiert, sie unaufdringlich durchzieht und doch an dem, was sie bewegt, teilhat, indem sie mit Geist und Zurückhaltung das Neue anschlägt, das sich in ihr vorbereitet.

Totenliste In den letzten Monaten des Jahres 1926 starben einige der besten und berühmtesten Bühnensänger. So der Tenor *Alfred von Bary*, in seinem 52. Lebensjahr. Bereits 1918 mußte er wegen völliger Erblindung die Bühne verlassen. Die allmählich immer schlimmer werdende Krankheit hatte ihn lange darstellerisch sehr behindert; aber auf Grund seiner umfassenden Bildung und seiner starken Persönlichkeit erzielte er auch noch während der ersten Jahre seiner Erkrankung starke Wirkungen durch kluge, intensiv-musikalische Vortragskunst. In seiner Glanzzeit gehörte er zu den besten Sängern Bayreuths.

Ein Künstler von Weltruf war *Joseph Schwarz*, der in seinem 46. Lebensjahr am 10. November ganz plötzlich in Berlin einem schweren Nierenleiden erlag. Er gastierte gerade in der Städtischen Oper, und sein Name stand noch auf den Plakaten in angekündigten Vorstellungen, als er schon tot in der Klinik lag. Schwarz war einer der besten Baritonisten, die je auf der deutschen Opernbühne gestanden haben. Seiner Kunst gegenüber fühlte er sich sehr verantwortungsvoll. Er hatte eine Stimme von seltenem Schmelz und Wohlklang, war der Liebling des internationalen Publikums. Bevor er nach Berlin kam, war er 10 Jahre lang Mitglied der Wiener Staatsoper. Als seine bedeutendsten Leistungen galten *Rigoletto*, *Scarpia* und die Viergestalt in Hoffmanns Erzählungen. Tiefen Eindruck machte sein Eugen Oregin. Unvergänglich bleibt sein Orestes in Glucks *Iphigenie auf Tauris*.

Am 15. Februar 1927 wurde der Tenor *Trajan Grosavescu* von seiner Frau aus Eifersucht erschossen; er packte gerade in Wien seine Koffer, um wieder in Berlin zu singen, wo er eine der größten Hoffnungen der Staatsoper war. Grosavescu war 1895 in Rumänien geboren, bei Franz Steiner in Wien ausgebildet. Er sang die Puccinpartien besonders gut; aber auch sein Don José konnte ergreifen, wengleich er ihm seelisch noch nicht ganz gewachsen war.

Am 17. März starb der Regisseur *Carl Heine* in Berlin. Nach einer gründlichen wissenschaftlichen Ausbildung (er erwarb sich als einer der ersten Theaterwissenschaftler den Dokortitel mit einer Arbeit über die Bühne des Magisters Velten) kam er verhältnismäßig spät in die Theaterpraxis. Er setzte sich besonders für Ibsen und für Wedekind ein. Bevor er in ein festes Engagement ging; nach Hamburg zu Alfred von Berger, danach zu Emil Claar nach Frankfurt, dann nach Berlin zu Reinhardt, leitete er ein Wandertheater, mit dem er viel Ruhm erntete. Sein Darstellungsprinzip lehnte sich eng an Otto Brahm an.

Am 12. April starb in Ballenstedt am Harz der ehemalige Hofchauspieler *Arthur Vollmer*, 78 Jahre alt. Er stammte aus Königsberg, studierte ursprünglich auf dem Leipziger Konservatorium Musik. Die Eindrücke, die er in dem damals von Laube geleiteten Leipziger Stadttheater empfing, führten ihn auf allerlei Umwegen zum Theater. In Speyer, Neustadt, Hof und Bayreuth fand er eine anfänglich ungenügende Beschäftigung als Heldenliebhaber, bis er durch einen Zufall sein komisches Talent entdeckte und mit großem Erfolg in Gera und Prag tätig war. 1874 wurde er bei einem Gastspiel in Berlin sofort an das Schauspielhaus engagiert, mußte sich aber anfänglich mit sehr kleinen Rollen begnügen. Durch Max Grubes Förderung errang er sich dort neben Adalbert Matkowsky die erste Stelle. 1916 schied er ganz von der Bühne und zog sich nach Ballenstedt zurück, wo er unter schwerer finanzieller Misere bis zu seinem Tod zu leiden hatte. Das Hauptmerkmal seiner Kunst war, daß sie aus dem Herzen strömte. Er hatte einen wundervollen und echten Humor. Die Art des Startums war ihm fremd, aus Gewissenhaftigkeit ordnete er sich immer in das Ensemble ein. Der Totengräber im Hamlet, Isolani, Zettel, alle die Molière- und die modernen Rollen waren in Vollmers Gestaltung unauslöschliche Eindrücke.

Am 14. April starb in Berlin der berühmte Bassist des ehemaligen Königlichen Opernhauses *Josef Mödlinger*, 79 Jahre alt. Er verfügte über einen geradezu unergründlichen Baß im Verein mit einer treuherzig-lebendigen Darstellung. Berühmt waren vor allem sein Sarastro und sein Osmin, dann auch sein Kaspar, Marcel, Hunding und Rocco.

Kurze Chronik Am 20. Juni eröffnete Firmin Gémier den *Welttheaterkongreß* in Paris. Gémier, dieser unermüdliche Vorkämpfer und Organisator des die Nationen zu gemeinsamer Arbeit und gemeinsamem Leben verbindenden Welttheatergedankens, hat, trotz den vielen Enttäuschungen, die ihm eine stumpfere, nur in Rivalitätsbesorgnissen lebende Umwelt bereitete, die Hoffnung auf dessen Verwirklichung noch nicht im mindesten aufgegeben. Auf dem Pariser Kongreß war die Deutsche Bühnengenossenschaft durch Gustav Rickelt vertreten. Wir wollen alle wünschen und erwarten, daß es in dieser Sache nicht bei Tagungen und Vorberatungen bleibt. ◊ Der Wiener sozialdemokratische Erziehungsverein Freie Schule Kinderfreunde schreibt 3 Preise von 500, 300, 100 Mark für neue Theaterspiele für Arbeiterkinder aus. Die Dichtungen sollen der Gefühlswelt der modernen Arbeiterbewegung entstammen und sind, unter Kennwort, an den genannten Verein, Schloß Schönbrunn in Wien, zu senden. ◊ Das Schauspielhaus in Hannover versuchte die *alten niedersächsischen Werke* dem Theater zurückzugewinnen. Es führte 2 Stücke der Hrosowitha von Gandersheim aus dem Jahr 950, dann eine Hofkomödie des Herzogs Heinrich Julius von Braunschweig aus dem Jahr 1594 auf. Leider war die Darstellung nicht geeignet das historische Interesse in ein lebendiges zu verwandeln. ◊ Nach der letzten Zählung der Gewerbebetriebe im Deutschen Reich gibt es in Deutschland 13 000 Theater weniger als bei der vorletzten Zählung im Jahr 1907. Das bedeutet einen Rückgang von nahezu 56 %. Aber die Anzahl der Beschäftigten ist nur um etwa 5 % gefallen, und zwar sind es ausschließlich die Männer, deren Anzahl sich so verminderte, während die der beschäftigten Frauen sogar zunahm. Kein Wunder: Man denke nur an eine der großen Revuen, die insgesamt vielleicht 4 bis 6 Schauspieler beschäftigt und dazu Hunderte von Darstellerinnen (man muß ja auch die normalisierten Girls so bezeichnen).

KULTUR

Verkehr / Otto Schmidt

Transozeanflug Wenngleich der Luftweg Amerika - Europa bereits früher 2mal durch das Luftschiff zurückgelegt worden ist, und auch kühne Flieger beider Kontinente in den letzten Jahren mehrfach den Ozean zu überqueren suchten, so konnte man bis jetzt von einem Transozeanflug im eigentlichen Sinn doch nicht sprechen. Sofern jene Flugversuche überhaupt glückten, wurden sie meist nur auf der kürzesten Meeresstrecke, etwa Island-Grönland-Amerika, vorgenommen. Ein direkter Flug von einem Kontinent zum andern ohne Zwischenlandung war bis jetzt noch nicht geschehen. Die neue Epoche im Luftverkehr, die jetzt durch den Transozeanflug eingeleitet wird, muß an die Namen Charles Nungesser und François Coli geknüpft werden. Diese französischen Flieger, die schon im Weltkrieg Großes geleistet hatten, unternahmen es zuerst von Paris direkt nach New York zu fliegen. Nichts kommt dem Taumel der Begeisterung gleich, der Paris und die gesamte Öffentlichkeit ergriff, als die Nachricht kam, sie seien auf amerikanischem Boden angelangt. Nichts aber auch der Enttäuschung und Verzweiflung, als sich diese Nachricht als falsch erwies. Als dann alles fiebrhafte Suchen nach den beiden Fliegern Tag um Tag und Woche um Woche umsonst blieb, mußte man annehmen, daß sie ihr Unternehmen, unter besonders ungünstigen Witterungsverhältnissen (Gegenwind) und mit einer anscheinend stark überlasteten Maschine begonnen, mit dem Tod bezahlt haben. Und trotzdem wird man ihnen den Ruhm des Pionierflugs zuerkennen, wie es auch Lindbergh getan hat, der nach seiner Ankunft in Paris betonte, daß ein Flug von Amerika nach Europa nicht das gleiche wäre wie ein Flug von Europa nach Amerika, dem größere Hindernisse im Weg ständen (und der ja bis jetzt auch nach den Franzosen noch nicht unternommen wurde, wenngleich nicht daran zu zweifeln ist, daß auch er bald zur Tatsache werden wird). So stark ist in das öffentliche Bewußtsein die Bedeutung der Tat Nungessers und Colis eingedrungen, daß man sich an den Gedanken ihres Untergangs nicht gewöhnt hat und immer noch auf die Nachricht einer wunderbaren Errettung wartet. Nachdem 10 Tage verflossen, und mehrere andere Ozeanüberquerungsprojekte aufgetaucht, aber nicht ausgeführt wa-

ren, trat der junge Schwedischamerikaner Charles Lindbergh seinen Flug von New York nach Paris an, den er auf direktem, 6000 Kilometer langem Weg, ohne Bevorzugung der kürzesten Meeresstrecke, zurücklegte. Nach 33½ Stunden, allein und ohne Sicherheitsvorrichtungen über den Atlantischen Ozean fliegend, erreichte er am 21. Mai Paris, wo er sich auf dem Flugplatz Le Bourget unter dem unbeschreiblichen Jubel der Pariser und bald der ganzen Welt niederließ. Die einmütige Bewunderung, die alle Nebenempfindungen zurückdrängend, alle Nationen ergriff, war in der Tat berechtigt. Die Leistung Lindberghs besteht vor allem in der Konsequenz der Durchführung einer einmal gestellten Aufgabe. Das Ziel, das er sich gesteckt hatte, erreichte er planmäßig, fast mit Selbstverständlichkeit. Lindbergh wollte in gerader Linie nach Paris, er wollte weder vorher noch nachher landen. Er hätte eine noch erheblich weitere Strecke über Paris hinaus zurücklegen können. Er tat es nicht, weil er sein Ziel erreicht hatte. Die Tat Lindberghs ist also von der Art, die überhaupt nicht überboten werden kann. Daher ist es ganz sinnlos, wenn davon gesprochen wurde, daß sein Rekord nachher gebrochen worden sei. Er konnte überhaupt nicht gebrochen werden, weil er gerade in der Durchführung des Vorsatzes bestand.

Am 4. Juni flogen dann Clarence Chamberlin und Charles Levine von Amerika nach Deutschland. Auch dieses war eine Leistung ganz großen Formats. Die Zielstrebigkeit und Klarheit der Lindberghschen hat sie freilich nicht erreicht. Lindbergh wollte von New York nach Paris und vollbrachte es. Chamberlin und Levine wollten nach Berlin und erreichten es nach 2 Notlandungen. Bei der Vergleichung der beiden Flüge darf man nicht die Kilometerzahl im Auge haben (denn diese hätte ja bei Lindbergh noch viel größer sein können), nur die Sicherheit der Ausführung einer selbstgestellten Aufgabe. Und da ist Lindbergh nicht nur der Zeit sondern auch der Sache nach der erste (und bis jetzt einzige). Diese Feststellung darf aber nicht die Bedeutung des Chamberlin-Levine-Flugs herabsetzen. Auch er verdiente in vollem Maß die Begeisterung, die er auslöste. Über die Sportleistung hinaus zeigte er, gerade weil er schon eine Wiederholung war, daß der Transozeanflug nicht mehr bloß als glücklicher Zufall gewertet werden kann sondern als eine Tat, die der Menschheit endgültig gewonnen ist.

Gesondert hiervon ist die verkehrliche Bedeutung der beiden Ozeanflüge zu werten, die sofort die Frage haben aufzuwerfen lassen, ob durch sie die Möglichkeit eines regelmäßigen Flugdienstes zwischen Amerika und Europa bewiesen ist. Ohne Zweifel schließe ein solcher Flugdienst alle anderen Verkehrsmittel an Schnelligkeit. Der Wert eines Verkehrsmittels wird freilich nicht ausschließlich durch seine Geschwindigkeit bestimmt, sondern es gibt, abgesehen von der Wirtschaftlichkeit, in gleichem Maß auch die Sicherheit den Ausschlag. Diese ist beim Transozeanflug noch nicht vollkommen verbürgt. Aber solche Bürgschaften gab es freilich bei Pionierleistungen noch nie. Daher wäre ein Skeptizismus jetzt ganz und gar nicht angebracht. Warten wir ruhig noch kurze Zeit ab. Die jetzt schon angekündigten und sich sicher bald noch weiter häufenden Transozeanflüge werden immer weitere Etappen eines transozeanischen Luftverkehrs darstellen. Eine andere Frage ist es, ob für ihn das Luftschiff oder das Flugzeug das geeignete Verkehrsmittel ist. Edmund Rumpler hat schon im vorigen Jahr ernsthaft die Möglichkeit eines Transozeanflugs Hamburg-New York mit Riesenflugzeugen erwogen (siehe diese Rundschau, 1926 Seite 509). Andere Fachleute glauben demgegenüber, daß für derartig weite Strecken aus Gründen der Sicherheit und vor allem der Wirtschaftlichkeit nur das Luftschiff in Frage kommen wird, und es sei hierbei an den von der spanischen Regierung zusammen mit Hugo Eckener verfolgten Plan einer Flugverbindung Spanien-Südamerika erinnert. Für den Transozeanflugverkehr werden jedenfalls nur Großflugzeuge in Frage kommen, bei denen die Unterbringung der erforderlichen Brennstoffmenge das Gewicht nicht übermäßig belastet, und bei denen auch die Navigation sowie die dauernde Verbindung mit dem Land (Funkanlage) gesichert ist.

Diese Erwägungen können den Wert, den die Flüge Lindberghs und Chamberlin-Levines auch jetzt schon für den Luftverkehr haben, nicht vermindern. Der erste Schritt auf diesem Weg ist getan. Planmäßige Arbeit, verbunden mit weiteren Fortschritten der auf diesem Gebiet noch unbegrenzten Technik werden die Nutzanwendung dieser Transozeanflüge für den Luftverkehr zu ziehen haben. Und in nicht ferner Zeit wird, wie heute der Überlandflug, auch der regelmäßige Transozeanflugverkehr eine gewohnte Erscheinung sein.

Europaverkehr Nirgends vielleicht zeigt sich die Notwendigkeit des kontinentaleuropäischen Zusammenschlusses so unmittelbar wie beim Blick auf die Mängel, die dem Verkehr Europas durch die Mannigfaltigkeit der Länder und die damit verbundene Aufrichtung trennender Grenzen erwachsen. Bei der Schwerfälligkeit, mit der bei uns gesamteuropäische Fragen behandelt werden, ist es auch ziemlich aussichtslos für die nächste Zukunft hier eine Umstellung zu erwarten. Gewiß haben sich in den letzten Jahren die europäischen Staaten schon mehr zusammengefunden, und viele Grenzen begannen sich im Verkehrswesen leicht zu lockern. Grundsätzlich aber hat man sich wohl kaum an irgendeiner Stelle mit den Bedingungen und Möglichkeiten eines europäischen Verkehrswesens auseinandergesetzt, das von kontinentalem Gesichtspunkt aus aufzubauen wäre. Vielfach leugnet man sogar die Durchführbarkeit eines Zusammengehens im Verkehrswesen. Es erscheint daher angebracht kurz die Aufgaben und die Beschaffenheit eines einheitlich durchgebildeten Europaverkehrs zu umreißen. Ihre Lösung ist eine zwischenstaatliche Arbeit größten Stils.

Am weitesten fortgeschritten sind derartige Bestrebungen in der europäischen *Luftfahrt*. Aus der Eigenschaft des Flugverkehrs heraus waren die beteiligten Länder gewissermaßen zur Zusammenarbeit gezwungen, wenn sich nicht Liniennetze bilden sollten, die jeglicher Zweckmäßigkeit und Wirtschaftlichkeit Hohn sprachen. Immerhin machen sich, auch im Luftverkehr, stets von neuem wieder Neigungen bemerkbar die Lufttrouten auf Grund irgendwelcher nationaler Sonderinteressen zu beeinflussen, gewisse Verkehrsverbindungen zu monopolisieren und damit die Zweckmäßigkeit des Gesamtnetzes zu stören. Gerade der europäische Luftverkehr ist aber überhaupt nur denkbar, wenn alle beteiligten Staaten sich rein von sachlichen Gesichtspunkten leiten lassen. Nachdem Deutschland jetzt wieder gleichberechtigt im Luftverkehr ist, erscheint es möglich, daß wenigstens auf diesem Gebiet des europäischen Verkehrs die Gesamtinteressen des Kontinents allmählich klar herausgearbeitet werden.

Größeres bleibt noch im *Eisenbahnwesen* zu leisten. Hier herrscht in den einzelnen Ländern eine Mannigfaltigkeit, die für die reibungslose Abwicklung des Verkehrs oft sehr störend ist. In den letzten Jahren ist der durchgehende

Zugverkehr von Land zu Land zwar wesentlich ausgebaut worden, aber in vielen Fällen ist der Anschlußverkehr an der Grenze noch äußerst schlecht. Ein kontinentaler Eisenbahnverkehr erfordert dringend Erleichterung der Paßvorschriften und der Zollabfertigung, ein Gebiet, auf dem viele Staaten sich nur zögernd zu Nachlässen entschließen können; man denke nur an den polnischen Korridor. Auf der kürzlich in Wien abgehaltenen Mitteleuropäischen Fremdenverkehrstagung wurde in ähnlicher Absicht die Schaffung eines "europäischen Passes" gefordert. Das Ziel wäre ferner ein einheitliches Tarifsystern für den Personen- und Güterverkehr, Gleichartigkeit der Wagentypen sowie Einigung über die zu führenden Klassen.

Der steigende *Automobilismus* läßt eine gewisse Einheitlichkeit im europäischen Verkehrswesen besonders stark vermischen. Auf mehreren internationalen Konferenzen hat man die Notwendigkeit allgemeiner Vorschriften für den europäischen Automobilverkehr anerkannt, die Durchführung schreitet aber nur sehr langsam vor. Solche Vorschriften hätten sich zu erstrecken auf einheitliche Festlegung des Rechtsverfahrens, einheitliche Streckenbezeichnungen und Warnungssignale (Normung der verwendeten Farben), Beseitigung der verschiedenartigen Geschwindigkeitsvorschriften und dergleichen. Dahin gehört auch der gleichartige Ausbau der hauptsächlichsten europäischen Durchgangsstraßenzüge.

Aber auch für den reinen *innenstädtischen* Verkehr erscheint eine wahllose Mannigfaltigkeit, wie sie jetzt in den Großstädten des Kontinents zu finden ist, auf die Dauer nicht haltbar. Dadurch, daß schon jetzt die Automobile von Land zu Land fahren, wird eine Einheitlichkeit in der Verkehrsabwicklung der Großstadt erforderlich. Die Technik schafft aus sich heraus allmählich ganz von selbst Einheitstypen, sei es für Straßenbahn- oder Schnellbahnen, Omnibusse oder Signallampen, so daß nur noch eine planmäßige Organisation des großstädtischen Nahverkehrs durchzuführen wäre.

Die gleichen Möglichkeiten und Erfordernisse bestehen für die *Binnenschiffahrt*, für die *Telegraphie* (sowohl durch Kabel wie durch Wellen), ebenso natürlich für die *Telephonie*. Besonders der Ausbau des europäischen Fernsprechnetzes ist ein wirkungsvolles Mittel für den wirtschaftlichen und politischen Zusammenschluß des Kontinents. Da jetzt die technischen Voraussetzungen für ein

leistungsfähiges Fernsprechnetz gegeben sind, hat denn auch in den letzten Jahren erfreulicherweise eine erfolgreiche europäische Zusammenarbeit auf dem Gebiet des Weitverkehrs begonnen. In letzter Zeit wurden wichtige neue Fernkabel in Betrieb genommen, so von Wien nach Nürnberg, im Anschluß an das Rheinlandkabel nach Holland, vor allem auch, als das wichtigste, von Berlin nach Paris (siehe darüber weiter unten die Kurze Chronik). Weitere Fernkabelnlinien von Wien nach Budapest und darüber hinaus nach Belgrad, von Berlin nach Schweden, Ostpreußen, Polen, Prag, England sind geplant. Dem im Herzen Europas liegenden Deutschland kommt bei dem Ausbau des europäischen Fernkabelnetzes eine besondere Bedeutung zu. Nur unter Benutzung des deutschen Fernkabelnetzes sind daher die meisten zwischenstaatlichen Fernsprecheleitungen auszubauen. (Der Fernsprecheitverkehr ist natürlich durchaus nicht nur auf Europa begrenzt sondern dehnt sich auch auf die anderen Kontinente aus, und auch hier zeigt sich seine wirtschaftsimperiale Bedeutung. So wurde Anfang dieses Jahres zwischen England und Amerika der Funkfernprechverkehr aufgenommen, und die spanische Regierung plant einen Fernsprechdienst mit Argentinien, also mit Lateinamerika.) Dieser hier nur skizzierte Europaverkehr, der sich in seinen endgültigen Ausmaßen vielleicht heute erst ahnen läßt, kann nicht durch Beschlüsse von Kongressen und Konferenzen verwirklicht werden. Er wird nur in dem Maß durchgeführt werden können, wie auch die politische Annäherung der europäischen Länder durch ihre wirtschaftlichen Lebensinteressen, allen überkommenen und übernommenen Ideologien der politischen Kleingeister zum Trotz, erzwungen wird.

Eisenbahnwesen

Im deutschen Reiseverkehr ist oft darüber geklagt worden, daß die *Fahrtgeschwindigkeit* der deutschen Schnellzüge hinter der der Vorkriegszeit nicht unerheblich zurückbleibt. Dies ist jetzt durch eine Veröffentlichung in dem von der Hauptverwaltung der Deutschen Reichsbahngesellschaft herausgegebenen Archiv für Eisenbahnwesen bestätigt worden. Walter von Jezewski kommt darin zu dem Ergebnis, daß die Durchschnittsgeschwindigkeit der deutschen Schnellzüge im Jahr 1925 mit 58,1 Kilometer in der Stunde wesentlich hinter der des Jahres 1914 mit 62,3 Kilometer in der Stunde zurückgeblieben ist. 1925

haben die Leistungen der deutschen Schnellzüge nach Umfang und Geschwindigkeit etwa denen des Jahres 1900 entsprochen, in dem die mittlere Fahrgeschwindigkeit 58,6 Kilometer in der Stunde betrug. Neben dem Verkehrsrückgang der Nachkriegszeit ist hierbei allerdings zu berücksichtigen, daß unsere Schnellzüge in den letzten 25 Jahren im Durchschnitt bedeutend länger und schwerer geworden sind. Auch der Anteil der 3. Wagenklasse am Schnellzugsverkehr hat sich in dieser Zeit stark erhöht. Allerdings ist in der Nachkriegszeit der Eilzugsverkehr beträchtlich eingeschränkt worden; 1925 umfaßte er nur ein Viertel des Eilzugsverkehrs von 1914, und erst in den letzten beiden Jahren stieg er wieder. Die schnellste Zugfahrt des Jahres 1914 betrug 89,9 Kilometer in der Stunde, und zwar auf der Strecke Hannover-Minden; 1925 betrug sie 83,5 Kilometer in der Stunde zwischen Fulda und Hanau Ost; 1926 83,6 Kilometer in der Stunde zwischen Berlin und Halle und 1927 83,9 Kilometer in der Stunde zwischen Berlin und Leipzig. Die Vorkriegsleistung wurde somit auch hier noch nicht erreicht. Das Ausland weist demgegenüber wesentlich höhere Spitzenleistungen im Schnellzugsverkehr auf. Wichtiger als Rekordgeschwindigkeiten sind für den Zugverkehr freilich Sicherheit und Pünktlichkeit sowie eine angemessene Geschwindigkeit aller, nicht nur bestimmter, Schnellzüge.

Die Aktiengesellschaft für Verkehrswesen und die ihr nahestehende Gesellschaft Lenz & Co. einerseits und die Allgemeine Deutsche Eisenbahnaktiengesellschaft andererseits haben sich zusammengeschlossen. Der neue Konzern, dem 74 Straßen- und Kleinbahnen mit einer Gesamtlänge von 3350 Kilometer unterstehen, ist damit an die Spitze der *deutschen Privateisenbahnen* gerückt. In den von Hamburg ausgehenden großen Durchgangszug will die Deutsche Reichsbahn einen Salonwagen einstellen, der allerdings nur den Fahrgästen der 1. Klasse zur Verfügung stehen soll. Später sollen auch die Züge von Deutschland nach Holland derartige Salonwagen, nach Art der amerikanischen Pullmanwagen eingerichtet, erhalten. Die schwedischen Staatsbahnen haben vom 15. Mai, besonders auf denjenigen Linien, die ins Ausland führen, wieder Coupés 1. Klasse eingerichtet, weil die Rückvergütung für die Fahrgäste, die in der 1. Klasse aus dem Ausland nach Schweden kamen, viel Zeit und Kosten verursachte.

Am 12. April wurde der *elektrische Betrieb* auf der Strecke München-Rosenheim eröffnet. Auch die Elektrifizierungsarbeiten auf der Strecke Rosenheim-Kufstein, bis zur Reichsgrenze, werden bald beendet sein, ebenso wird die Bahn Neufahren-Regensburg demnächst elektrisch betrieben werden.

Am 1. Juni wurde die Bahnverbindung von Klanxbüll über das Wattenmeer nach Westerland auf Sylt eröffnet, die durch einen 11 Kilometer langen *Damm durch das Meer* ermöglicht wurde. Dieser mit sehr erheblichen Kosten (ohne Gleisanlage rund 18,5 Millionen Mark) hergestellte Damm ist für das Wattenmeer ohne Zweifel eine arge Verschandelung, und jeder, dem die Insel Sylt etwas bedeutet, hätte gewünscht, daß dieser Bau unterblieben wäre, mögen die Sylter selber in kurzfristigem Tageserwerbsinteresse auch anders darüber denken. Das "Weltbad" Westerland wird jetzt "aufblühen" und bald auch Wenningstedt und Kampen, womöglich auch das Land List, in sich einbeziehen und mit seinem Kurfürstendammcharakter beglücken. Aber die Insel Sylt verschwindet. Und dabei ist der ganze Eisenbahndamm doch nur ein Anachronismus. Es ist symbolisch, daß, ehe er noch vollendet war, Lindbergh den Ozean in der Luft überquert hatte. Dieser Dammbau ist nur ein Zeichen des am Altgewohnten hängenden menschlichen Beharrungsvermögens.

Fern- und Nahstraßen Eine Reihe bemerkenswerter *Tagungen* zeigte die dringlichsten Aufgaben des Straßenbaus. Am 11. Januar fand in Leipzig eine Fernstraßentagung statt, auf der ein Entwurf für eine durchgehende Nordsüdverbindung Berlin-Leipzig-München (mit Anschluß nach Rom) in einer Länge von 668 Kilometer vorgelegt wurde. Da ein Neubau dieses Straßenzugs mehr als $\frac{1}{4}$ Milliarde Mark kosten würde, wird er, wenn überhaupt, nur im Zug der bestehenden Landstraßen ausgebaut werden können. Die Studiengesellschaft für Automobilstraßenbau hielt vom 26. bis zum 28. Mai in Köln ihre 3. Tagung ab, auf der Referate über die in Deutschland geplanten Automobilstraßen gehalten wurden.

Der Bau der 31 Kilometer langen *Automobilstraße* Köln-Düsseldorf wurde Ende 1926 mit den Gesamtkosten von 17 Millionen Mark genehmigt. Die Straße soll den starken zwischenstädtischen Verkehr der beiden Rheinstädte, gegen Entrichtung von Gebühren, aufnehmen.

Der Verlust, der dem amerikanischen Volksvermögen durch die Verkehrshemmungen im Straßenverkehr, vor allem in den *Großstädten*, entsteht, wird auf 10½ Millionen Dollars täglich geschätzt. Der Gesamtverlust an Zeit bei Unfällen sowie an Eigentumswerten wird im Jahr auf rund 3830 Millionen Dollars angenommen, wobei noch nicht einmal die Zahlungen der Versicherungsgesellschaften für etwa 20 000 tödliche Unfälle mit eingerechnet sind. In New York wurden jetzt 2 neue Straßentunnels unter dem Hudson eröffnet, die den Straßenverkehr zwischen Manhattan und Jersey Island vermitteln, und deren Bau rund 40 Millionen Mark gekostet hat.

Aus Rom und Mailand werden umfangreiche *Straßendurchbruchspläne* bekannt. So soll in Rom die Piazza Colonna und die anschließende Via del Tritone durch die Schaffung einer neuen Verkehrsader am Quirinal entlastet werden, während in Mailand ein umfangreicher Durchbruch östlich des Scalaplatzes erwogen wird. Die Energie, mit der man in den italienischen Städten derartige Durchbruchspläne betreibt, obgleich wegen der historischen Bauten die Verhältnisse dort besonders schwierig liegen, sollte auch Berlin anspornen.

Totenliste Am 19. Februar starb in Ruhrort *Philipp Fischer*, 80 Jahre alt. Fischer hat das moderne Verkehrswesen insofern wesentlich beeinflusst, als er an der Gestaltung der Schienen für die elektrischen Straßenbahnen entscheidend mitgearbeitet hat. Ihm ist die Einführung der einteiligen Rillenschiene zu danken.

Am 7. März starb in seinem 60. Lebensjahr *Ernst Lamm*, Generaldirektor der Allgemeinen Lokalbahnen- und Kraftwerkeaktiengesellschaft Berlin. Lamm hat an der Entwicklung der elektrischen Straßenbahnen in Deutschland aus ihren ersten Anfängen heraus bahnbrechend mitgewirkt.

Am 25. März starb in seinem 83. Lebensjahr *Emil Sax*, von 1879 bis 1893 Professor für Volkswirtschaft an der Deutschen Universität Prag. 1879 erschien sein bekanntes Werk *Die Verkehrsmittel in Volks- und Staatswirtschaft*, in dem zum erstenmal in umfassender und grundlegender Weise die Beziehungen der Volkswirtschaft zu den einzelnen Verkehrsmitteln behandelt wurden. Leider wurde er durch eine immer mehr fortschreitende Schwerhörigkeit zu einer frühzeitigen Beendigung seiner so fruchtbaren Lehrtätigkeit gezwungen.

Kurze Chronik Vom 15. Mai ab gingen die Deutsche Reichsbahn und die Reichspost zur *24-Stunden-Zählung* über, der sich auch die Straßenbahnen, Privateisenbahnen und nebenbahnähnlichen Kleinbahnen anschließen. \diamond Der deutsche *Enqueteauschuß* beschäftigte sich am 6. Mai mit Verkehrsfragen, und zwar mit den Beziehungen der Eisenbahnen zum Automobil und den Wasserstraßen. Die Reichsbahn schätzt, daß heute auf Automobilen jährlich für 250 Millionen Güter und Personen befördert werden, die früher den Eisenbahnen zufielen. \diamond Der Weltbestand an *Automobilen* (ohne Motorräder) umfaßte, nach amerikanischer Quelle, am 1. Januar 1927 27 507 Millionen Wagen. Hiervon entfallen auf die Vereinigten Staaten 22,05 Millionen. Deutschland steht hinter Großbritannien, Frankreich, Canada und Australien an 6. Stelle. \diamond Im Jahr 1926 liefen in der Welt 600 *Schiffe* mit 1,67 Millionen Bruttoregistertonnen vom Stapel; davon entfallen auf Großbritannien 0,64 Millionen Bruttoregistertonnen, auf Italien 0,22, auf Deutschland 0,18, auf die Vereinigten Staaten 0,15, auf Frankreich 0,12 und auf Dänemark 0,07 Millionen Bruttoregistertonnen. \diamond Durch den Zusammenschluß des *deutschen und französischen Kabelnetzes* bei Kehl-Sträßburg wird der kontinentaleuropäische Fernsprechverkehr wesentlich vervollkommen. Da auch die beiden vorhandenen Leitungen Berlin-Paris ganz in das Fernkabel übernommen werden, werden im ganzen 4 Kabelverbindungen mit modernstem Vierdrahtbetrieb geschaffen sein, die einen glatten, störenden Einflüssen von Wind und Wetter entzogenen Betrieb sichern. Dieses neue Vierkabelsystem läuft von Berlin über Frankfurt und Karlsruhe nach Appenweiler und erreicht, scharf nach Westen abschenkend, hinter Kehl die französische Grenze, gelangt dann über Sträßburg, Saint-Dié, Nancy, Steinville und Châlons nach Paris. Zugleich verbessert es auch die Fernsprechverbindung zwischen Paris und Wien und zwischen Paris und Prag und stellt so für alle Länder Mitteleuropas eine wichtige Annäherung und Verkehrserleichterung her. \diamond Im Ruhrgebiet ist das Projekt einer *Schwebeschnellbahn* Essen-Berlin aufgetaucht, die an Stützen mit einer Geschwindigkeit von 200 bis 300 Kilometer in der Stunde das Zentrum des Industriegebiets mit der Reichshauptstadt verbinden soll. \diamond Die Imperial Air Ways eröffnete die längste *Luftverkehrslinie*

Europas; von London über Europa nach Konstantinopel, mit einer Länge von 2200 Kilometer. Die Fahrzeit beträgt 70 Stunden. ◊ Der neue große *Flughafen* bei Skeuditz wurde dem Betrieb übergeben. Er führt den Namen Mitteldeutscher Flughafen Halle-Leipzig. ◊ Antwerpen beschloß den Bau eines *Scheldetunnels*. Das linke Scheldeufer war mit Antwerpen bisher nur durch Fährboote verbunden. ◊ Unter der Führung des englischen Verkehrsministeriums sind Bestrebungen im Gang alle *Londoner Verkehrsunternehmungen* zusammenzuschließen. ◊ Die Große Leipziger Straßenbahn hat sogenannte *Mitelflurwagen* in Dienst gestellt. Diese neue Wagenart, die bisher in Deutschland nur wenig vertreten war, weist statt der sonst üblichen 2 Endbühnen bei Straßenbahnwagen einen in Wagenmitte gelegenen Flur mit Einstiegtreppen auf und bietet für den Großstadtverkehr erhebliche verkehrstechnische Vorteile. ◊ Der Stadtbaurat in Gladbeck/Westfalen/*Werner Raven* wurde als Nachfolger Erich Neumanns Ordinarius für Ingenieurbauwesen und städtische Verkehrsfragen an der Technischen Hochschule Braunschweig.

EINZELNES

Miszellen

Bruckner und Reger In einer Tageszeitung stellte kürzlich August Halm einen Vergleich zwischen Anton Bruckner und Max Reger an, bei dem Reger sehr schlecht wegkam. Der Vergleich gipfelt in dem Ausspruch, daß man diese beiden nicht in einem Atemzug nennen dürfe. Hiermit kann ich mich einverstanden erklären, aber in einem ganz andern Sinn als ihn der Verfasser dieser Sentenz gemeint hat. Ohne Zweifel stehen die Kompositionen Bruckners jetzt sehr stark im Vordergrund, und rührige Leute und bedeutende Dirigenten setzen sich für ihn ein. Demgegenüber möchte ich einmal aussprechen, daß ich Bruckner nicht zu den bedeutenden musikalischen Persönlichkeiten zählen kann, und daß nach meiner Ansicht seine Werke verblaßt sind und in nicht zu ferner Zeit in eine wohlverdiente Vergessenheit geraten werden. Halm schränkt sein absprechendes Urteil Reger gegenüber damit ein, daß er angibt nicht allzuviel von ihm zu kennen. Ich wiederum muß gestehen nicht alle Werke Bruckners zu kennen, aber immerhin genügend viele,

um mir ein Urteil über diesen Komponisten gestatten zu dürfen. Es fehlte mir nach allem, was ich von musikalischen Schöpfungen Bruckners gehört hatte, der innere Antrieb mich weiter in ihn zu vertiefen, weil ich nirgends auf Tiefen gestoßen bin, die zu ergründen lohnend erschien. Er erscheint mir als Ausläufer einer musikalischen Periode und nicht als Exponent einer neuen, als den ich Reger ansehe. Bruckners Musik hat eine Physiognomielosigkeit und Uneinheitlichkeit, wie sie großen Persönlichkeiten nicht zu eignen pflegt. Weder die Thematik noch die instrumentale Farbe noch die Harmonik Bruckners haben irgendeine neue und wesentliche Gestaltung, und wenn ich ein mir vorher unbekanntes größeres Werk Bruckners höre, so sind es nur gewisse Mängel, die mich auf den Komponisten raten lassen: die Unkonzentriertheit in der Führung der musikalischen Gedanken, eine gewisse äußere Theatralik und die Übertragung der neuen und reichen Wagnerschen Harmonik auf das symphonische Gebiet, ohne daß eine persönliche Note ihr neue Färbung gäbe. Eine gewisse Verwandtschaft zu Reger besteht in der Religiosität, die beiden eigen ist. Aber bei Bruckner ist die Religiosität kirchlicher Art, sie äußert sich in den hergebrachten Formen. Dazu kommt freilich eine gewisse kindliche Gläubigkeit, die mir das Schönste an Bruckner zu sein scheint. Regers Religiosität hat mit der Kirche nichts zu tun. Sie ist ganz verinnerlicht, an inneren Kämpfen reich, sie kommt in seinen großen Orgelwerken, dem 100. Psalm, der Einleitung zur Passacaglia für 2 Klaviere und vielen anderen Werken zum erschütternden Ausdruck. Ganz im Gegensatz zu Bruckner ringt die komplizierte Persönlichkeit Regers mit den tiefsten Problemen, und sie schafft sich für sie in Melodik und Harmonik Ausdrucksformen von unerhörter Neuheit. Diese Neuheit und die Konzentriertheit ist es, die Regers Musik so schwer erscheinen läßt. Schon 17 Jahre sind vergangen, seit sie hier zum erstenmal dargestellt wurde, und schon 11 Jahre, seit ihr Schöpfer starb (siehe meine Aufsätze Die Kunst Max Regers, 1910 I Seite 46 und folgende, und Max Reger, 1916 II Seite 551 und folgende), aber es werden noch viele Jahre vergehen, bis sie Gemeingut wird, so wie es noch nicht allzu lange her ist, daß die letzten Quartette Beethovens von der musikalischen Allgemeinheit wirklich aufgenommen sind.

Georg Stern